HENRY JAMES

Ein leidenschaftlicher Erdenpilger

Ein leidenschaftlicher Erdenpilger

und

andere Erzählungen.

Von

Henry James jun.

Ins Deutsche übertragen

von

Moritz Busch.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1876.

RBR
Jantz
#1616

Ein leidenschaftlicher Erdenpilger.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/einleidenschaftl01jame

I.

In der Absicht, in der ersten Hälfte des Juni nach Amerika abzusegeln, beschloß ich, die sechswöchentliche Zwischenzeit in England zuzubringen, von dem ich viel geträumt hatte, aber bis jetzt noch nichts wußte. In Italien und Frankreich hatte sich bei mir eine entschiedene Vorliebe für alte Gasthöfe herausgebildet, indem ich der Meinung war, daß sie das, was sie zuweilen dem unbefriedigten Leibe kosteten, durch angenehme Wirkung auf die Seele auszugleichen pflegten. Bei meiner Ankunft in London nahm ich daher in einer gewissen alterthümlichen Gastwirthschaft meine Wohnung, die fern im Osten von Temple Bar, tief in der Gegend gelegen war, welche ich als Johnsonsche Stadt zu bezeichnen pflegte. Hier stieg ich am ersten Abende meines Aufenthalts in das kleine Kaffeezimmer hinunter und besprach mein Mittagsessen mit dem Genius des Decorums, der sich dort in Gestalt eines einsamen Kellners bewegte. Kaum hatte ich die Schwelle dieses Gemachs überschritten, als ich fühlte, daß ich den ersten Schwaden bei meiner goldnen Ernte britischer „Eindrücke" gemäht hatte. Das Kaffeezimmer des Rothen Löwen schien, wie so viele andere Orte und Dinge, die ich in England zu sehen bestimmt war, seit langen Jahren mit ganz genau derselben Geduld gegenüber

der Zeit, die jetzt auf seinem Antlitz geschrieben stand, gewartet zu haben, daß ich komme und ihn hingerissen, aber ohne allzuviel Staunen betrachte.

Das latente Vorbereitetsein des amerikanischen Gemüths selbst auf die erquicklichsten Züge des englischen Lebens ist eine Thatsache, die ich niemals bis auf ihren tiefsten Grund erprobte. Die Wurzeln desselben sind so tief in den jungfräulichen Boden unsrer frühesten Gesittung begraben, daß es ohne ein großes Aufwühlen von Erfahrungen schwer sein würde, genau zu sagen, wann und wo und wie es beginnt. Es bewirkt, daß der Genuß, den ein Amerikaner an England findet, eine verhängnißvollere und heiligere Empfindung ist, als etwa der Genuß an Italien oder Spanien. Ich hatte das Kaffeezimmer des Rothen Löwen schon vor langen Jahren gesehen, zu Hause, zu Saragossa in Illinois, in Büchern, in Visionen, in Träumen, bei Dickens, bei Smollett, bei Boswell. Es war klein und in sechs kleine Abtheilungen geschieden, die durch eine Reihe senkrechter Scheidewände von Mahagony von etwas mehr als Mannshöhe hergestellt waren, an denen sich auf jeder Seite ein schmaler ungepolsterter Sims befand, der auf Altbritisch ein Sitz hieß. In jeder von den auf diese Weise und nie anders zu Stande gekommenen kleinen Speiselogen stand ein Tischchen, von dem man in Zeiten, wo großer Zudrang war, erwartete, es werde für die verschiedenen arbeitenden Kräfte einer vierfachen britischen Ausgehungertheit Raum gewähren. Aber die Zeiten, wo großer Zudrang war, waren für den Rothen Löwen auf immer dahingegangen. Er war nur gedrängt voll von Erinnerungen, Geister und Atmosphäre. Rings um das Zimmer lief in Brusthöhe ein prächtiges Mahagonygetäfel, so dunkel von der Zeit und glatt polirt von unabläßiger Reibung, daß ich, nachdem ich eine Weile in seine leuchtende Schwärze geschaut, die zögernden Bilder

einer Gesellschaft von Herren in Perücken und Kniehosen zu unterscheiden meinte, die soeben mit der Postkutsche von York angekommen seien. An den dunkelgelben Wänden, die von den Düften englischer Kohle, englischen Schöpsenbratens und schottischen Whiskeys eine Rinde bekommen hatten, befanden sich ein Dutzend melancholische, vom Alter gebräunte Bilder — das Pferd, das beim Derby-Rennen von 1807 der Liebling des Publicums gewesen, die Bank von England, Ihre Majestät die Königin. Den Fußboden bedeckte ein Teppich, beinahe so alt als das Mahagonyholz der Wände, als die Bank von England, als die Königin — ein Teppich, in welchen der Kellner bei seinen einsamen Umdrehungen so viele massive Rußflocken und Tropfen überschäumenden Bieres getreten hatte, daß die Webstühle Smyrnas mit ihren glänzenden Farben ihn sicher nicht als eins ihrer Erzeugnisse anerkannt haben würden. Wollte ich sagen, daß ich mir mein Mittagsbrot bei diesem höheren Wesen bestellt hätte, so hieße das den Vorgang, bei dem ich nach Träumen von Lammfleisch und Spinat nebst einer Charlotte-Russe schließlich mich hinsetzte, um demüthig und ergeben ein Hammelcotelett und einen Reispudding zu verspeisen ganz falsch darstellen. Indem ich meine Füße gegen das Querholz meines eichnen Tischchens stemmte, stellte ich der Mahagony-Scheidewand hinter mir mit dem Rücken jenen kraftvollen Widerstand entgegen, welcher die altenglische Idee von Ruhe ausdrückt. Die stämmige Wand wollte nicht einmal knacken, aber meine armen Yankee-Gelenke glichen den Mangel aus.

Während ich dort auf mein Stück Fleisch wartete, kam in das Zimmer eine Person, die ich für den einzigen Gast hielt, welcher außer mir hier Quartier genommen. Er schien sich wie ich Vorschlägen von wegen des Mittagsessens gefügt zu haben. Der Tisch auf der andern Seite meiner

Zimmerabtheilung war zu seiner Aufnahme vorbereitet worden. Er schritt nach dem Feuer hin, setzte seine Hinterseite demselben aus, erkundigte sich bei seiner Uhr nach der Zeit und blickte dem Anschein nach aus dem Fenster, in Wirklichkeit aber nach mir hin. Er war ein Mann noch nicht ganz in mittleren Jahren und von mehr als mittlerer Größe, obwohl man ihn weder jung noch hochgewachsen genannt haben würde. Er war bemerkenswerth hauptsächlich wegen seiner übermäßigen Magerkeit. Sein Haar, auf dem Scheitel seines Kopfes sehr dünn, war dunkel, kurz und fein. Sein Auge war von einem bleichen trüben Grau, das vielleicht nicht recht zu seinen dunklen Haaren und Brauen stimmte, aber nicht ganz und gar außer Harmonie mit seinem farblosen, galligen Teint stand. Seine Adlernase war fein gebildet, darunter hing ein dünner, hübscher schwarzer Schnurrbart. Sein Mund und sein Kinn waren mager und von unsichern Umrissen, vielleicht nicht gerade auf ordinäres Wesen, aber auf Schwäche deutend. Eine kalte, die Dinge, wie sie verhängt, nehmende, vornehme Schwäche schien sich in der That in seiner ganzen schmächtigen Erscheinung auszuprägen. Sein Auge war unruhig und sah aus, als ob es um Entschuldigung bitten wollte. Seine ganze Physiognomie, die Art und Weise, wie er sein Gewicht bald auf dem einen bald auf dem andern Fuße ruhen ließ, wie er muthlos den Kopf hing, wies auf erschöpfte Unternehmungslust, auf eine nachlassende Willenskraft hin. Seine Kleidung war sauber und sorgfältig gehalten und hatte einen Anstrich von Halbtrauer. Ich kam zu einem dreifachen Schlusse: er war unverheirathet, er war krank, er war kein Engländer.

Der Kellner näherte sich ihm, und sie murmelten einen Augenblick in kaum hörbaren Tönen. Ich hörte die Worte „Bordeauxwein?“ „Sherry?“ mit versucherischer Modulation und schließlich „Bier“ mit sanfter Bejahung. Vielleicht

war er ein Russe in herabgekommenen Umständen, er erinnerte mich an einen gewissen Typus des Russischen, dem ich auf dem Festlande begegnet war. Während ich diese Vermuthung bei mir erwog, — denn man sieht, ich nahm Interesse an ihm — erschien ein untersetzter flotter Mann mit röthlich braunen Haaren, einer vulgären Nase, pfiffigen blauen Augen und einem rothen Barte, der sich auf seine untere Kinnlade und sein Kinn beschränkte. Mein Russe in Geldnöthen stand noch immer auf dem groben Zottelteppich vor dem Kamin und stierte mit seinem sanften Blick ins Leere. Der Andere schritt auf ihn zu und gab ihm mit seinem Regenschirm scherzend einen Stoß vor die concave Frontseite seiner melancholischen Weste. „Anderthalb Heller für Ihre Grübelei!" sagte der neue Ankömmling.

Sein Gefährte stieß einen Ausruf aus, starrte ihn an und legte dann seine beiden Hände dem Andern auf die Schultern. Der Letztere sah sich scharfen Blickes nach mir um und ließ seine Augen im Flug nach allen Seiten über mich hinschweifen. Ich las in seinem eigenen Lichte, daß dies der Strahl eines amerikanischen Auges war, und zwar mit solcher Bestimmtheit, daß ich kaum nöthig hatte, zu sehen, wie der Besitzer desselben, als er Anstalt machte, sich mit seinem Freunde an den Tisch zu setzen, der sich neben dem meinigen befand, aus der Tasche seines Ueberrocks drei neuyorker Zeitungen nahm und sie neben seinen Teller legte.

Als meine Nachbarn zum Essen verschritten, wurde ich gewahr, daß ein großer Theil ihrer Unterhaltung, ohne daß ich indiscret zugehorcht hätte, über den Rand der Wand, die uns trennte, ihren Weg nahm und ihren Wohlgeschmack mit dem meines einfachen Mahles vermischte. Gelegentlich wurde ihr Ton leiser, wie wenn sie etwas geheim zu halten wünschten. Aber ich hörte hier und ich hörte da einen Satz deutlich genug, um in Betreff des Inhalts des Ganzen sehr

neugierig zu werden und ihn endlich in der That zu errathen. Die beiden Stimmen waren auf einen Ton gestimmt, den ich nicht vergessen hatte, sie stammten beide aus unsrer cisatlantischen Luft, sie schienen in das gedämpfte Medium der sie umgebenden Gespräche Anderer wie das Gerassel von Erbsen auf die Fläche einer Trommel zu fallen. Sie waren indeß mit einem gewissen Unterschied amerikanische Stimmen, und ich zögerte nicht, die hellere und sanftere von beiden dem bleichen mageren Herrn zuzutheilen, den ich entschieden seinem Kameraden vorzog. Der Letztere begann ihn über seine Reise auszufragen.

„Gräßlich, gräßlich! Ich war todtkrank von der Stunde an, wo wir Neuyork verließen."

„Na ja, Sie sehen wirklich recht heruntergekommen aus," bestätigte sein Freund.

„Heruntergekommen! Ich habe am Rande des Grabes gestanden. Ich habe in drei Wochen nicht sechs Stunden geschlafen." Dies wurde mit großem Ernste gesagt. „Nun, ich habe die Reise zum letzten Male gemacht."

„Ei, den Teufel auch! Sie wollen doch nicht ewig hier bleiben?"

„Hier oder irgendwo. Es wird wahrscheinlich nur eine kurze Ewigkeit sein."

Es folgte eine Pause. Dann hörte ich sagen: „Sie sind derselbe alte lustige Junge, wie immer, Searle. Wollen morgen schon sterben, he, nicht wahr?"

„Ich wollte fast, es wäre so."

„So sind Sie denn nicht in England verliebt? Ich habe die Leute zu Hause sagen hören, daß Sie wie ein Engländer angezogen gingen, redeten und handelten. Aber ich kenne die Engländer, und ich kenne auch Sie. Sie sind keiner von ihnen, Searle, gewiß nicht. Sie werden hier

untergehen, mein Herr, Sie werden untergehen, so wahr mein Name Simmons ist."

Hierauf hörte ich ein plötzliches Klirren, wie wenn jemand Messer und Gabel fallen ließe. „Sie sind wirklich eine recht zartfühlende Sorte Geschöpf, Simmons. Ich bin den ganzen Tag in dieser verfluchten Stadt herumgeirrt, immer auf dem Punkte, laut zu weinen vor Heimweh und Herzweh und allem möglichen andern Weh, und immer in dem Gedanken, in Ermanglung von etwas Besserem, Sie diesen Abend hier zu treffen und Sie eine Sylbe zur Aufheiterung und zum Troste äußern und mir einen schwachen Hoffnungsstrahl geben zu hören. Untergehen? Bin ich nicht schon unten? Ich kann nicht tiefer sinken, es wäre denn, ich sänke in mein Grab!"

Herr Simmons scheint vor diesem Ausbruch von Leidenschaft einen Augenblick zurückgetaumelt zu sein. Aber im nächsten hörte ich ihn sagen: „Weinen Sie doch nur nicht, Searle. Erinnern Sie sich des Kellners. Ich bin Engländer genug geworden, um zu wissen, was das nutzt. Um des Himmelswillen keine Gefühlserregungen. Gefühle werden Ihnen hier nichts helfen. Es ist am Besten, auf die Sache selber zu kommen. Sagen Sie mir mit drei Worten, was Sie von mir erwarten."

Ich hörte eine abermalige Bewegung, wie wenn der arme Searle in seinem Stuhle zusammengebrochen wäre. „Auf mein Wort, Simmons, Sie sind unbegreiflich. Sie haben doch meinen Brief bekommen?"

„Ja, Ihren Brief hab' ich gekriegt. Niemals betrübte es mich mehr, etwas zu kriegen."

Auf diese Erklärung hin stieß Herr Searle einen Fluch aus, von dem es vielleicht gut war, daß ich ihn nur theilweise hörte. „John Simmons," schrie er, „welcher Teufel hat Besitz von Ihnen genommen? Wollen Sie mich hier

in einem fremden Lande verrathen, sich als falscher Freund, als herzloser Schurke erweisen?"

„Fahren Sie fort, Herr," sagte der stämmige Simmons. „Schütten Sie's alles heraus. Ich werde warten, bis Sie damit fertig sind. Ihr Bier ist sehr schlecht," setzte er zum Kellner gewendet hinzu. „Ich will noch ein Glas haben."

„Um Gotteswillen erklären Sie sich!" rief Searle.

Es gab eine Pause, an deren Ende ich Herrn Simmons seinen geleerten Krug mit lautem Schall hinsetzen hörte. „Sie armer kranker Mensch," nahm er die Rede wieder auf. „Ich wünsche durchaus nichts zu sagen, was Ihnen traurige Gefühle hervorrufen könnte. Ich bemitleide Sie. Aber Sie müssen mir erlauben, zu sagen, daß Sie wie ein verdammter Narr gehandelt haben!"

Herr Searle schien eine Anstrengung gemacht zu haben, sich zusammenzunehmen. „Sein Sie so gut, mir zu sagen, was Ihr Brief für einen Zweck hatte."

„Ich war selber ein Narr, als ich jenen Brief schrieb. Er kam von meiner höllischen, sich überall einmischen müssenden Menschenliebe. Ich hätte viel besser gethan, Sie unbehelligt zu lassen. Um Ihnen die einfache Wahrheit zu berichten, niemals in meinem Leben erschrak ich so entsetzlich, als wie ich fand, daß Sie auf Grund dieses Briefes herübergekommen waren, um Ihr Glück zu suchen."

„Was sollte ich nach Ihrer Erwartung denn thun?"

„Ich erwartete, Sie würden geduldig warten, bis ich weitere Erkundigungen eingezogen und Ihnen nochmals geschrieben hätte.

„Sie haben jetzt wohl weitere Erkundigungen eingezogen?"

„Erkundigungen? Ich habe Angriffe gemacht."

„Und Sie finden, daß ich keinen Anspruch habe?"

„Keinen Anspruch, der ein Anspruch genannt werden

könnte. Es sah zuerst aus, als ob Sie einen recht hübschen hätten. Ich gestehe, die Idee bemächtigte sich meiner —"

„Dank Ihrer abgeschmackten Menschenliebe!"

Herr Simmons schien für einen Augenblick einige Schwierigkeit zu empfinden, etwas hinter zu schlucken. „Ihr Bier ist untrinkbar," sagte er zu dem Kellner. „Ich will einen Tropfen Cognac haben. — Kommen Sie, Searle," fuhr er fort, „fordern Sie mich nicht auf Debattirkünste heraus, sonst fahr' ich Ihnen sofort an den Kragen. Menschenliebe war, wie ich sage, ein Theil davon. Der Gedanke, wenn ich die Sache durchführte, so würde das eine recht hübsche Feder an meine Mütze und einen sehr hübschen Pfennig in meinen Beutel abgeben, hatte ebenfalls seinen Antheil daran. Und das Behagen, einen armen Teufel von einem Yankee sich in ein altes englisches Rittergut hineinsetzen zu sehen, trug viel dazu bei. Auf mein Wort, Searle, wenn ich an die Geschichte denke, wünsche ich, ein wie sehr verirrtes Genie Sie auch sind, von ganzem Herzen schon wegen der bloßen Schönheit derselben, daß Sie einen Anspruch besäßen. Ich würde mich kaum darum kümmern, was Sie mit dem verwünschten Gute machten, wenn Sie's kriegten. Ich könnte es Ihnen überlassen, es in Yankee-Possen oder, wie man hier zu Lande sagt, in allerhand Kinkerlitzchen zu verwandeln. Es würde mir Spaß machen, zu sehen, wie Sie mit dem Fuße darauf stampften und ihnen seinen geheiligten Staub mit Fußtritten ins Gesicht schleuderten."

„Sie kennen mich nicht, Simmons!" rief Searle statt aller Antwort auf diesen unzarten Sermon.

„Ich wäre sehr froh, Searle, wenn ich denken dürfte, ich kennte Sie nicht. Ich habe mir's Ihrethalber nicht wenig Mühe und Lauferei kosten lassen. Ich habe mit aller Gewalt drei Leute ersten Ranges um Rath gefragt. Sie lächeln über die Idee. Ich möchte, daß Sie einmal das verneinende

Lächeln einer von diesen londoner Allongeperücken sehen könnten. Wenn Ihr Rechtstitel in feurigen Buchstaben geschrieben wäre, er würde es nicht aushalten, in dieser Weise angeschnüffelt zu werden. Ich sondirte persönlich den Sachwalter Ihres vornehmen Herrn Vetters. Er schien in gewissem Grade gewarnt und gerüstet zu sein. Es scheint, Ihr Bruder Georg hat vor etlichen zwanzig Jahren einen Fühler ausgestreckt. So werden Sie nicht einmal den Ruhm haben, ihnen Furcht einjagen zu können."

„Ich hab' in meinem Leben niemand Furcht eingejagt," sagte Searle. „Ich würde auch in dieser Zeit nicht damit anfangen. Ich würde der Sache wie ein Mann von Ehre näher treten."

„Nun denn, wenn es Sie so sehr verlangt, etwas wie ein Mann von Ehre zu thun, so haben Sie eine prächtige Gelegenheit. Tragen Sie Ihre Enttäuschung als Mann von Ehre.

Ich hatte mein Mittagsessen beendigt, und ich hatte das innigste Interesse für Herrn Searle's geheimnißvollen Anspruch gefaßt, ein so starkes Interesse, daß es mir verdrießlich war, seine Empfindungen nur in seiner Stimme wiederhallen zu hören und sie nicht auch auf seinem Gesicht sich ausprägen zu sehen. Ich verließ meinen Platz, ging hinüber nach dem Feuer, nahm mir die Abendzeitung und richtete mir dahinter einen Observationsposten ein.

Der Advocat Simmons war eben im Begriffe, sich auf der Schüssel ein weiches Stück Fleisch auszusuchen, eine Arbeit, die von vielem Bohren und Stochern mit seiner eignen Gabel begleitet war. Mein aus seinen Einbildungen gerissener Landsmann hatte seinen Teller weggeschoben. Er saß mit den Ellbogen auf dem Tische da und stützte düster sein Gesicht in seine Hände. Sein Gefährte starrte ihn einen Augenblick an, wie mir vorkam, halb zärtlich; ich bin

nicht sicher, ob es Mitleid, oder ob es Bier und Cognac war. „Hören Sie 'mal, Searle," sagte er dann, indem er, wie ich glaube, in der Meinung, ich sei ein Eingeborner, auf den er Eindruck machen könne, seine Stimme zu einer gewissen schwunghaften und prahlenden Lautheit anschwellen ließ, „in diesem Lande ist es das unschätzbare Vorrecht eines loyalen Bürgers, gleichviel wie sehr Freude oder Schmerz ihn bewegt, es sich angelegen sein zu lassen, sein Mittagsessen zu verspeisen."

Searle gab ärgerlich seinem Teller abermals einen Stoß. „Mag jetzt passiren, was da will," sagte er. „Ich kümmere mich nicht einen Pfifferling darum."

„Sie sollten sich aber darum kümmern. Nehmen Sie noch ein Stück Braten, und Sie werden sich drum kümmern. Trinken Sie einen Tropfen Cognac. Nehmen Sie meinen Rath an."

Searle warf ihm zwischen seinen beiden Händen einen Blick zu und sagte: „Ich habe genug gehabt von Ihrem Rathe."

„Noch ein wenig," sagte Simmons sanft, „ich werde Ihnen nicht wieder beschwerlich fallen. Was gedenken Sie zu thun."

„Nichts."

„Ach was!"

„Nichts, nichts, nichts."

„Nichts als verhungern. Wie steht's mit dem Gelde?"

„Warum fragen Sie? Sie wollen doch keins."

„Mein lieber Junge, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen zwanzig Pfund anbiete, so fangen Sie es höchst ungeschickt an. Sie sagten eben erst, daß ich Sie nicht kennte. Möglich! Es ist vielleicht kein so ungeheurer Unterschied zwischen Sie kennen und Sie nicht kennen. Jedenfalls kennen Sie mich nicht. Ich errathe, daß Sie nach Hause reisen."

„Ich werde nicht nach Hause gehen. Ich habe den Ocean zum letzten Male gekreuzt.“

„Was ist denn los? Fürchten Sie sich?“

„Ja, ich fürchte mich! Dank, Jude, der Du mich dies Wort gelehrt.“

„Sie fürchten sich mehr vor dem Gehen als vor dem Bleiben?“

„Ich werde nicht bleiben. Ich werde sterben.“

„O, sind Sie dessen auch sicher?“

„Man kann dessen immer sicher sein.“

Herr Simmons fuhr auf und starrte ihn an, sein sanfter Cynismus hatte sich in grimmen Stoicismus verwandelt. „Nun, meiner Seel,“ sagte er, „man sollte denken, daß der Tod Ihnen den Tag genannt hätte.“

„Wir haben ihn zwischen uns genannt.“

Das war selbst für die leichtbefriedigte Moralität des Herrn Simmons zu viel. „Hören Sie 'mal, Searle,“ rief er, „ich habe nicht mehr Anlage, den Richter zu spielen, als der uns zunächst Sitzende, aber wenn Sie mir hier mit Lästerungen kommen, so wasch' ich meine Hände in Unschuld. Wenn Sie einwilligen, mit mir nach Hause zurückzukehren auf dem Dampfer vom Dreiundzwanzigsten, so werde ich für Sie die Ueberfahrt bezahlen. Mehr noch, ich will auch Ihre Weinrechnung bezahlen.“

Searle dachte nach. Dann sagte er: „Ich glaube, nie in meinem Leben habe ich etwas fest gewollt; aber ich bin mir klar bewußt, daß ich fest beschlossen habe, hier zu bleiben, bis ich Abschied nehme, um nach einer Welt zu gehen, die neuer ist, als jene arme neue Welt bei uns drüben. Es ist ein wunderliches Gefühl — aber es thut mir wohl. Was sollte ich zu Hause machen?“

„Sie sagten ja soeben, Sie hätten Heimweh.“

„Das hatte ich auch — einen Morgen lang. Aber habe

ich mich nicht mein Lebenlang nach Europa gesehnt? Und soll ich es jetzt, wo ich es habe, wieder fahren lassen? Ich bin Ihnen für Ihr Anerbieten sehr verbunden. Aber ich habe für jetzt genug. Ich trage an meinem Leibe britisches Gold im Werthe von einigen vierzig Pfund und etwa denselben Betrag an Yankee-Lebenskraft. Die werden mir miteinander ausreichen. Nachdem sie weg sind, werde ich mein Haupt auf einem englischen Kirchhofe, neben einem epheubekleideten Thurme unter einem englischen Eibenbaume niederlegen."

Soweit war ich dem Zwiegespräche genau gefolgt. Aber in diesem Augenblicke kam der Wirth herein und ließ mich, nachdem er um Verzeihung gebeten, wissen, daß Nummer Zwölf, ein ganz vortreffliches Zimmer, jetzt frei geworden sei, und daß es ihm Vergnügen machen würde u. s. w. Nachdem über das Schicksal von Nummer Zwölf Beschluß gefaßt war, lenkte ich meine Aufmerksamkeit wieder meinen Freunden zu. Sie hatten sich auf ihre Füße erhoben, Simmons hatte seinen Ueberrock angezogen und stand da und glättete sich seinen rostigen schwarzen Hut mit seiner Serviette. „Gedenken Sie nach dem Orte hinunterzureisen?" fragte er.

„Möglicherweise. Ich habe soviel davon geträumt, daß ich ihn wohl sehen möchte."

„Werden Sie bei Herrn Searle vorsprechen?"

„Verhüte der Himmel!"

„Da ist mir eben 'was eingefallen," fuhr Simmons mit einem häßlichen Grinsen fort, wie wenn Mephistopheles sein boshaftes Spiel triebe. „Es ist da ein Fräulein Searle, die Schwester des Alten."

„Nun?" sagte der Andere finstern Blicks.

„Ja nun, mein Herr, wie wär's, wenn Sie statt zu sterben sich lieber verheiratheten?"

Herr Searle verharrte in finsterm Schweigen. Simmons gab ihm einen Klaps auf den Bauch. „Füttern Sie sich erst diese Rippen ein bischen aus!“ Der arme Herr wurde purpurroth, und seine Augen füllten sich mit Thränen. „Sie sind wirklich ein grober Lümmel,“ sagte er. Die Scene war rührend. Ich wurde verhindert, ihren Schluß zu sehen, indem der Wirth wegen Nummer Zwölf wieder erschien. Er bestand darauf, daß ich mit ihm käme, um die Gemächer in Augenschein zu nehmen.

Eine halbe Stunde später rasselte ich in einer Droschke nach dem Coventgarden-Theater, wo ich Madame Bosio im Barbier von Sevilla hörte. Bei meiner Rückkehr aus der Oper ging ich in das Kaffeezimmer, indem ich der unbestimmten Einbildung folgte, ich würde vielleicht Herrn Searle wieder zu Gesicht bekommen. Ich hatte mich nicht getäuscht. Ich sah ihn vor dem Feuer sitzen. Sein Kopf war ihm auf die Brust gefallen, und er war in den barmherzigen Stumpfsinn eines Schlafes gesunken, der lange zu kommen gesäumt. Ich besah mir ihn einige Augenblicke. Sein Gesicht, bleich und von dem trüben Lampenlichte verfeinert, machte auf mich den Eindruck hülfloser und unwirksamer Zartheit. Man sagt, das Glück komme uns im Schlafe. Indem ich so dastand, empfand ich Wohlwollen genug, um das Glück des Herrn Searle zu werden. Als ich wegging, bemerkte ich im Schatten einer der kleinen Eßlogen, die ich beschrieben, den einsamen, immer im Frack steckenden Kellner, wie er meinem Freunde bei seinem Schläfchen Gesellschaft leistete und für eine Weile die Bürde des Kellnerthums bei Seite gelegt hatte. Ich verweilte einen Augenblick neben dem alten Hofe des Gasthauses, in welchem ehedem die Kutschen und Postchaisen Raum zum Umlenken und Hinausfahren gefunden hatten. Ueber den Galerien, die droben den Hof einfaßten, und von welchen faulenzende Gäste und zerknüllte

Stubenmädchen und das ganze malerische Hauswesen einer alten Taverne die großen Eingangs- und Ausgangsscenen des Post- und Kutschen-Dramas beobachtet haben mußten, gewahrte ich das ferne düstre Blinzeln der über London stehenden Sternbilder. Am Fuße der Treppe saß, eingeschlossen von der funkelnden Nische ihres wohlbesetzten Schenktisches, die Wirthin und nickte ein wenig wie irgend ein feierliches Götzenbild zwischen Weihgeschenken von Erz und Silber.

Als ich am nächsten Morgen den unfreiwilligen Gegenstand meiner wohlwollenden Neugier nicht im Kaffeezimmer fand, erfuhr ich vom Kellner, daß er bestellt, man solle ihm das Frühstück ins Bett bringen. In diesen Zufluchtsort einzudringen, war ich noch nicht vorbereitet. Ich verbrachte den Morgen damit, daß ich, meist in Geschäften, in London herumlief, doch hatte ich nebenher manchen lebhaften Eindruck von dem Interesse, das die mächtige Stadt einflößt. Unter dem düstern Schwarz und Grau dieser uralten bürgerlichen Welt entdeckt das hungrige amerikanische Gemüth die zauberhaften Farben, die sie ihm als verwandt erscheinen lassen. Als indeß der Nachmittag sich näherte, begann mein ungeduldiges Herz sich nach grünen Gefilden zu sehnen; ich hatte ja vorzüglich von englischen Wiesen geträumt. Indem ich die vorstädtischen Sehenswürdigkeiten in Gedanken an mir vorübergehen ließ, entschloß ich mich für Hampton Court. Der Tag war um so günstiger, als er gerade jenes trübe, wie von Wasser gedämpfte Licht zeigte, welches so freundlich auf der englischen Landschaft schläft.

Nach Verlauf einer Stunde sah ich mich durch die zahlreichen Gemächer des großen Palastes wandern. Sie folgen auf einander in endloser Reihe ohne große Verschiedenheit des Interesses oder Aussehens, aber mit einer Art königs-

licher Eintönigkeit und einem angenehmen eigenen Dufte. Sie sind der genaueste Ausdruck der verschiedenen Zeiten, die sie durchlebt. Man geht aus großen gemalten und mit Holzgetäfel versehenen Schlafzimmern und Alkoven, Vorzimmern, Staatszimmern, Berathungszimmern durch die Reihenfolge der Gemächer des Königs, der Königin, der Prinzen, bis einem zu Muthe wird, als ob man durch die festgesetzten Stunden und Stadien eines würdevollen Tages im Leben eines Monarchen wandelte. Auf der einen Seite sind die alten monumentalen Möbel mit Polsterarbeit, die ungeheuren kalten verblichnen Betten und Baldachine, wo die Bedeutung des mit nichts zu vergleichenden Königthums durch eine vergoldete Balustrade bezeugt wird, und die großen geschnitzten und weit gähnenden Kamine, wo zur Aufwartung befohlene Herzöge ihre müden Ferfen gewärmt haben mögen. Auf der andern Seite befinden sich in tiefen Nischen die ungeheuren Fenster, die umrahmten und drapirten Maueröffnungen, wo der Souverän flüsterte und Günstlinge lächelten, und blicken hinaus auf die Gärten mit ihren Terrassen und die nebligen Lichtungen von Bushey Park.

Die dunkeln Wände sind ernst und feierlich mit unzähligen dunkeln Portraits von Personen, die zu Hof und Staat gehörten, vorzüglich aber mit mehrern Gliedern der holländisch ausschauenden Umgebung Wilhelms von Oranien, des Wiederherstellers des Palastes, auch mit einem guten Vorrath der lilienbusigen Modelle Lelys und Knellers behangen. Der ganze Ton dieses sich lang hinziehenden Innern ist unermeßlich dunkel, prosaisch und traurig. Die Tinten aller Dinge sind zu einem kalten schwermüthigen Braun herabgesunken, und der große leere Raum des Schlosses scheint keinen lebenskräftigeren Insassen zu haben als eine Art stechende duftige Kälte, bei der uns fröstelt. Ich schien der

einzige Besuch zu sein. Ich trat in unbeneidete Verbindung mit dem Genius des Ortes. Arme Könige, die auch Sterbliche waren! Unwirksamer Zauber des Königthums! Das oder etwas dem Aehnliches war der gemurmelte Grundton meines Nachsinnens. Dasselbe wurde plötzlich dadurch unterbrochen, daß ich auf einen Menschen stieß, der in tiefe Betrachtungen versunken, vor einer zimperlich thuenden Gräfin, einer Schöpfung Sir Peter Lely's stand. Als dieser Mensch meinen Fußtritt hörte, wendete er seinen Kopf, und ich erkannte meinen Hausgenossen aus dem Rothen Löwen. Ich wurde augenscheinlich ebenfalls wieder erkannt, ich entdeckte einen Zug in seinem Blicke, der die Eröffnung einer Bekanntschaft verhieß. Nach wenigen Augenblicken fragte er, indem er sah, daß ich einen Katalog hatte, nach dem Namen des Portraits. Als ich ihm Auskunft ertheilte, erkundigte er sich schüchtern, wie mir die Dame gefiele.

„Na," sagte ich, vielleicht nicht schüchtern genug, „ich gestehe, sie scheint mir ein ziemlich mittelmäßiges Stück Arbeit zu sein."

Er verhielt sich schweigend und war, wie ich glaube, ein wenig eingeschüchtert. Als wir weiter wandelten, that er einen verstohlenen Seitenblick wie zum Abschied nach seiner lose lächelnden Schäferin. Mit ihm Gesicht zu Gesicht sprechen, hieß, sofort empfinden, daß er ein schwacher, aber interessanter Mensch war. Wir plauderten von unserm Gasthofe, von London, von dem Palaste, er äußerte seine Meinung freimüthig, aber er schien mit einer niederdrückenden Last zu kämpfen. Er war ein sehr einfaches Gemüth, das, wie mir vorkam, nicht sehr gebildet war, aber eine gewisse angeborne Anmuth hatte, die für ihn einnahm. Ich ahnte, daß ich in ihm einen echten Amerikaner finden würde, voll von jener verblüffenden Verschmelzung guter Erziehung und roher Unreife, welche

den amerikanischen Geist bezeichnet. Seine Art, die Dinge aufzufassen, war, wie ich errieth, feinfühlig, seine Meinungen möglicherweise einfältig. Als ich ihm sagte, daß ich ebenfalls ein Amerikaner sei, blieb er plötzlich stehen und schien von Rührung überwältigt, dann steckte er schweigend seinen Arm in den meinigen und ließ sich von mir durch die übrigen Gemächer des Palastes und in die Gärten hinabführen. Eine ungeheure mit Kies bestreute Plattform, welche die Nachmittagssonne hat, streckt sich vor dem Erdgeschoß des Palastes aus. Ein Theil des Gebäudes ist zu einer Reihe von Privatgemächern reservirt, die von Staatspensionären, herabgekommnen adeligen Damen, die von der Gnade der Königin leben, und andern bedürftigen Personen bewohnt werden. Viele von diesen Wohnungen haben ihre kleinen Privatgärten, und hier und da zwischen ihren mit Grün bekleideten Mauern gewahrt man diese Einfriedigungen mit ihren dämmernden Lauben. Mein Gefährte und ich gingen auf dieser geräumigen Fläche viele Male auf und ab und blickten hinunter auf die alterthümliche Geometrie des unteren Gartens und auf die dicht gewobene Tapete von Ranken und Blüthen, welche die Grundmauern des riesigen rothen Baues verhüllt. Ich dachte an die verschiedenen Bilder aus der Gentilität der alten Welt, die in früherer und späterer Zeit auf jener alterthümlichen Terrasse herumgeschlendert sein und die große schützende Ruhe des feierlich stillen Schlosses empfunden haben mußten. Wir blickten durch ein antikes Gitter in eines der Privatgärtchen und sahen eine alte Dame mit einer schwarzen Mantille auf dem Kopfe, einer Wasserflasche in der einen und einer Krücke in der andern Hand, von drei kleinen Hunden und einer Katze gefolgt, herauskommen, um eine Pflanze zu begießen. Sie hatte, wie es mir vorkam, sich eine Ansicht über die Tugend der Königin Karo-

line gebildet. Es giebt wenig so reizende Empfindungen im Leben als die, mit einem Gefährten in einem fremden Lande dazustehen und den fremdartigen Wohlgeschmack der Luft und die tonischen Eigenschaften malerischer Dinge bis zu den Tiefen unseres Bewußtseins einzuathmen. Dieser gemeinschaftliche Genuß der Localfarbe macht aus Fremden Kameraden. Mein Gefährte schien bedrückt von unbestimmtem Staunen. Er starrte vor sich hin, ging zögernd weiter und betrachtete sich die Scene mit einer gelind verfinsterten Miene. Sein Genuß schien ihm Schmerz zu machen. Ich schlug ihm zuletzt vor, in der Nachbarschaft zu Mittag zu speisen und uns mit einem spät abgehenden Zuge wieder in die Stadt zu begeben. Wir schlugen einen Weg ein, der uns aus den Gärten in das anstoßende Dorf führte, wo wir ein vortreffliches Wirthshaus fanden. Herr Searle setzt esich anscheinend mit geringem Interesse an dem Mahle zu Tische, aber allmählig wurde er wärmer für seine Arbeit, und nach Verlauf einer halben Stunde erklärte er, daß er in diesem Monate zum ersten Mal Appetit empfinde.

„Sie sind ein Kranker?" fragte ich.

„Ja," antwortete er. „Ein hoffnungsloser Kranker."

Das Dörfchen Hampton Court gruppirt sich um den breiten Eingang in den Bushey Park. Nachdem wir gegessen, schlenderten wir in die nebelblaue Fernsicht der großen Roßkastanien-Allee hinein. Man hat hier eine seltsame Empfindung, die jeden Reisenden von Geist anheimelt, und bei welcher sich dem Herzen mit leidenschaftlichem Klopfen eine zauberhafte Syntheſe seiner Eindrücke aufdrängt. Man fühlt sich in England, man fühlt sich in Italien. Die Spiegelung der Gedanken hat in dem Augenblick eine außerordentliche Schärfe. Ich hatte das von Zeit zu Zeit in Italien erfahren und ihm meine Seele geöffnet wie dem Geiste des Herrn. Seit meiner Ankunft in Eng-

land hatte ich darauf gewartet. Eine Flasche trefflichen Burgunders bei Tische hatte ihm vielleicht die Thore der Sinne erschlossen, es kam jetzt mit überwältigendem Schritte. Gerade die Scene um mich herum war das England meiner Traumgesichte. Vor uns und uns gegenüber schien inmitten der dunkelnden Blüthenpracht seiner abgezirkelten Gärten der düsterrothe Palast mit seinen steifen Firsten und Giebeln und seinen leeren Fenstern von einer stolzen und prächtigen Vergangenheit zu erzählen. Das kleine Dorf, um eine Wiese mit kurzem Grase zwischen Park und Palast sich schmiegend, hielt für meine in der neuern Zeit gebildete Phantasie, mit seinem bei alter Gentilität verbliebnem Wirthshause, seiner mit Epheu übersponnenen Kirche, seiner Pfarre noch verstohlen das Aussehen eines Weilers der Feudalzeit fest. Dieses düstre, gemischte Licht war es, in welchem ich alle englischen Prosaiker gelesen, diese weiche feuchte Luft war es, die mir aus den Versen englischer Dichter entgegengeweht hatte, unter diesen weiten Ackern von Regen vertieften Grüns lagen tausend hochgeehrte Todte begraben.

„Nun denn," sagte ich zu meinem Freunde, „ich denke, hier irrt man sich nicht, wenn man sagt: das ist England. Es mag uns gefallen oder nicht, es ist so! Nie drängte sich einem erwartungsvollen Touristen eine Thatsache greifbarer und unwiderstehlicher auf. Mir schwillt das Herz, daß mir die Rede stocken möchte."

Searle schwieg. Ich blickte ihn an, er sah nach dem Himmel hinauf, als ob er ein sichtbares Herunterkommen der Elemente beobachtete. „Auch mich überkommt es von oben," sagte er. Dann setzte er mit einem gezwungenen Lächeln hinzu: „Der Himmel verleihe mir Kraft, es zu ertragen!"

„O mächtige Welt!" rief ich, „die zu gleicher Zeit

ein so wunderschönes Italien und ein so tapferes England faßt!"

„Nichts von Amerika zu sagen," fügte Searle hinzu.

„O!" erwiderte ich, „Amerika ist eine Welt für sich."

„Sie haben vor mir den Vortheil voraus," nahm mein Gefährte nach einer Pause seine Rede wieder auf, „daß Sie zu alledem mit einem gebildeten Auge kommen. Sie kennen bereits das Alte. Ich habe es nur nach Berichten kennen gelernt. Ich habe mir immer gedacht, es würde mir gefallen. Zu Hause, wissen Sie, habe ich in gewissem Maße versucht, mich an das Alte zu halten. Ich muß von Natur zu den Conservativen gehören. Die Leute daheim — einige Leute — pflegten mich einen Philister zu nennen."

„Ich glaube nicht, daß Sie ein Philister sind", rief ich. „Dazu sehen Sie zu liebenswürdig aus."

Er lächelte traurig. „Da haben wir's", sagte er. „'s ist die alte Geschichte! Ich bin liebenswürdig! Ich weiß, was das bedeutet. Ich war ein zu großer Thor, um auch nur ein Philister zu werden. Wäre ich einer gewesen, so würde ich wahrscheinlich eher im Leben in die Fremde gegangen sein, — ehe — ehe —" er hielt inne, und sein Kopf sank traurig auf seine Brust.

Die Flasche Burgunder hatte ihm die Zunge gelöst. Ich fühlte, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, ob ich seine Lebensgeschichte erfahren sollte. Ein Etwas sagte mir, daß ich sein Vertrauen gewonnen, und daß er sich aussprechen werde. „Ehe Sie Ihre Gesundheit verloren," sagte ich.

„Ehe ich meine Gesundheit verlor," erwiderte er. „Und mein Vermögen — das Wenige, was ich hatte. Und meinen Ehrgeiz. Und die Achtung vor mir selbst."

„Getrost!" sagte ich. „Sie werden das Alles wieder

gewinnen. Dieses stärkende englische Klima wird Sie im Lauf eines Monats wieder zu Kräften kommen lassen. Und mit der Rückkehr Ihrer Gesundheit wird alles Uebrige wiederkommen."

Er saß sinnend da und hielt die Augen auf das ferne Schloß gerichtet. „Es ist schon zu lange dahin — besonders die Selbstachtung! Ich wollte ich wäre so ein alter vornehmer Pensionär, der da drüben im Palaste wohnte und seine Tage mit Herumwandern an diesen klassischen Orten verbrächte. Ich würde jeden Morgen zu der Stunde, wo die Sonne darauf fällt, in jene lange Galerie gehen, wo alle diese hübschen Frauensbilder Lely's hängen — ich weiß, Sie verabscheuen sie — und auf- und abschlendern und ihnen Complimente machen. Arme, liebe, verlassene Geschöpfe! So umschmeichelt und umworben zu ihrer Zeit, so vernachlässigt jetzt! Wie sie ihre Schultern und Löckchen und lächelnden Mienen jener unerbittlichen Einsamkeit darbieten!"

Ich klopfte meinem Freunde auf die Schulter. „Sie werden wieder sein, was Sie waren," sagte ich.

Gerade in diesem Augenblicke kam die sanftgeneigte Lichtung der Allee ein junges Mädchen auf einem schönen schwarzen Pferde herabgetrabt — eine von jenen lieblich knospenden Edeldamen, vortrefflich beritten und ausgestattet, die für amerikanische Augen das holdeste Zubehör zu englischer Scenerie bilden. Sie hatte ihren Diener ein Stück hinter sich gelassen, und als sie vor uns ankam, wendete sie sich ein wenig im Sattel und blickte sich nach ihm um. Bei dieser Bewegung verlor sie ihre Reitgerte. Indem sie ihr Pferd anhielt, warf sie auf den Boden einen Blick jungfräulicher Erschrockenheit. „Das ist was Besseres als so ein Lely," sagte ich. Searle eilte rasch vorwärts, hob die Reitgerte auf, zog mit einer Geberde großer Devotion

den Hut und gab sie dem jungen Mädchen zurück. Verlegen erröthend, reichte sie darnach, nahm sie mit leise gemurmeltem Danke und jagte im nächsten Augenblick über den elastischen Rasen dahin. Searle blieb stehen und beobachtete sie. Der Diener nahm, als er vorüber ritt, den Hut ab. Als Searle sich mir wieder zuwendete, sah ich, daß sein Gesicht von einem heftigen Erröthen erglühte.

„Ich zweifele daran, daß Sie zu spät in die Fremde gegangen sind," sagte ich lachend.

Ein kleines Stück von der Stelle, wo wir stehen geblieben, war eine alte Steinbank. Wir gingen hin und setzten uns auf sie und beobachteten, wie der leichte Nebel sich in den Strahlen der Abendsonne in mattes Gold verwandelte.

„Wir sollten wohl an den Zug denken, der nach London zurückgeht", sagte ich zuletzt.

„O, zum Henker mit dem Zuge!" sagte Searle.

„Mir ganz recht! Es kann keinen Ort geben, wo man den Zauber einer englischen Abenddämmerung besser empfände, als diesen." So verweilten wir dort noch, und das Zwielicht verweilte ringsum uns — ein Licht, keine Dunkelheit. Während wir noch dasaßen, kam auf der Straße ein Individuum herangehumpelt, in dem ich schon von Weitem ein Mitglied des Geschlechtes „Strolch" erkannte. Ich hatte von dem britischen Strolche gelesen, war ihm aber noch nie begegnet, und ich machte mir mein historisches Wissen bei diesem Exemplar zu Nutze. Als er sich uns näherte, nahm er einen langsameren Schritt an und blieb endlich stehen, indem er an seine Mütze griff. Er war ein Mann mittleren Alters, der eine schmierige Kappe aufhatte, neben der schmierige Ohrlocken herabhingen. Um den Hals trug er einen schmutzigen rothen Shawl, der in seine Weste gesteckt war; sein Rock und seine Hosen zeigten

eine entfernte Verwandtschaft mit denen eines heruntergekommenen Hausknechts. In der einen Hand hatte er einen Stock, am Arme trug er einen zerfetzten Korb mit einer Handvoll verwelkten grünen Zeugs auf dem Boden. Sein Gesicht war über alle Beschreibung bleich, abgemagert und verthiert — eine eigenthümliche Mischung von Brutalität und Verschmitztheit. Er hatte eine Geschichte. Von welcher Höhe war er gefallen, aus welcher Tiefe hatte er sich erhoben? Nie hatte schuftige Bettelhaftigkeit vollständiger Gestalt gewonnen. Es lag eine unbarmherzige Festigkeit der Umrisse in ihm, die mich mit einer Art Staunen erfüllte. Mir war zu Muthe, als ob ich mich vor einer Personification, vor einem Künstler des Bummlerthums befände.

„Um Gottes willen, meine Herren," sagte er mit jenem heiseren Tone wettergebräunter Armuth, der an chronische, durch steten Schnapsgenuß verschlimmerte Halsentzündung denken läßt, „um Gottes willen, meine Herren, haben Sie Mitleid mit einem armen Farnkrautsammler!" — wobei er seine welken Löwenzahnblüthen aufdeckte. „Seit drei Tagen, meine Herren, ist keine Nahrung über meine Lippen gekommen."

Wir antworteten dadurch, daß wir mit dem wunderlichen Mitleid harmlosen Yankeethums offnen Mundes ihn ihn anblickten. „Ich möchte wissen", dachte ich, „ob eine halbe Krone genug sein würde?" Und unser fastender Botaniker ging hinkend weiter durch den Park, indem zu seinem allgemeinen geheimnißvollen Wesen noch das Geheimniß satirischer Dankbarkeit hinzugetreten war.

„Mir ist, als hätt' ich meinen Doppelgänger gesehen," sagte Searle. „Er erinnert mich an mich selbst. Was bin ich anderes als ein Strolch."

Auf diesen Wink hin sprach ich. „Was sind Sie, mein Freund?“ fragte ich. „Wer sind Sie?“

Ein plötzliches Erröthen stieg ihm in das bleiche Gesicht, so daß ich fürchtete, ich habe ihn beleidigt. Er bohrte bevor er antwortete, einen Augenblick mit der Spitze seines Regenschirmes in die Erde. „Wer ich bin?“ sagte er endlich. Mein Name ist Clement Searle. Ich wurde in Newyork geboren. Was ich bin? Nun, das ist leicht erzählt. Nichts! Ich versichere Ihnen, gar nichts.“

„Als offenbar ein sehr guter Mensch“, sagte ich als Einspruch dagegen.

„Ein sehr guter Mensch! Ach, da haben wir 's! Sie haben mehr gesagt, als was Sie meinten. Dadurch, daß ich all mein Lebtag ein sehr guter Mensch gewesen bin, bin ich dahin gekommen. Ich bin willenlos durch's Leben geschwommen. Ich bin ein mißlungenes Ding, mein Herr — ein mißlungenes Ding so hoffnungslos und hülflos, wie je eins die dürftigen Anlagen von Wittwen und Waisen verschlang. Ich zahle keine fünf Cents auf dem Dollar. Womit ich einmal angefangen habe, davon habe ich keine Erinnerung. Ich bin vom Ausgangspunkte in stetiger Strömung mit der Ebbe fortgeschwemmt worden, die zuletzt im vierzigsten Jahre diese dürre Sandbank zurückgelassen hat. Schon zu Anfang war ich sicher kein Brunnen der Weisheit. Um so mehr Grund wäre gewesen, sich einen endgültigen Kanal zu suchen — um so mehr Grund, sich einen Willen und Zweck anzuschaffen, sich eine bestimmte Richtung zu geben. Ich aber ging, wie es Zufall, Sympathie und Gefühlsdusel fügten. Thun Sie 'mal einen Gang durch Neuyork, und Sie werden meine zerfetzten Neigungen und Gefühle an jedem Busche baumeln und in jedem Windhauche flattern sehen, die Männer, denen ich Geld lieh, die Weiber, mit denen ich liebelte, die

Freunde, denen ich Vertrauen schenkte, die Träume, denen ich mich hingab, die giftigen Düfte des Vergnügens, inmitten derer nichts hold oder werthvoll war, als die männliche Denkart, die sie erstickten! Es war mein Fehler, daß ich hienieden an Freude glaubte. Ich glaube noch daran, aber so wie ich an Gott und nicht an die Menschheit glaube. Ich glaubte, andrer Leute Kuchen zu essen und ihn zu haben. Ich schätzte die Freude, und sie machte einen Narren aus mir. Andere Leute, die sie für die durchtriebene Metze hielten, die sie ist, genossen sie eine Stunde lang, aber bewahrten ihre guten Manieren für die Arbeit, die ein unschönes Gesicht, aber eine größere Mitgift hatte, und mit der sie jetzt gesetzmäßig verheirathet sind. Mein Geschmack war, feinfühlig zu sein, und vielleicht war ich's. Ich hatte etwas Geld, es ging den Weg meines bischens Verstand. Hier in meiner Tasche habe ich noch vierzig Pfund davon. Das Einzige, was ich für mein Geld und meinen Verstand aufzuweisen habe, ist ein Bändchen Verse, das auf meine Kosten gedruckt wurde, und mit welchem ich vor fünfzehn Jahren die Reize der Liebe und des Nichtsthuns zu besingen die Kühnehit hatte. Vor sechs Monaten fiel mir das Bändchen in die Hand, es liest sich wie Poesie vor fünfzig Jahren. Die Form ist unglaublich schlecht. Ich hatte Hampton Court damals noch nicht gesehen. Als ich dreißig Jahre alt war, heirathete ich. Es war ein trauriger Mißgriff, aber ein großherziger. Das junge Mädchen war arm und von niederm Stande, aber schön und stolz. Ich dachte, sie würde eine unvergleichliche Frau abgeben. Es war ein trauriger Irrthum! Sie starb nach Verlauf von drei Jahren und hinterließ keine Kinder. Seitdem habe ich mich so hingefaulenzt. Ich habe schlechte Gewohnheiten gehabt. Zu diesem kaum greifbaren Fädchen von Existenz ist der Strom meines Lebens zusammenge-

schrumpft. Morgen werde ich ganz ausgetrocknet sein. War es Bestimmung, daß es mit mir dahin kommen sollte? Bei meiner Seele, nein! Wenn ich sage, was ich fühle, so werden Sie meinen, meine Eitelkeit sei ganz so groß wie meine Thorheit, und mich für einen jener traurigen Theoretiker ansehen, die nach der vollbrachten Thatsache urtheilen und aus ihren Unglücksfällen jede mögliche Moral ableiten, nur die verdammende Moral nicht, daß Laster eben Laster ist und daß dies ein Ende nehmen muß. Nehmen Sie es für das, was es werth ist. Ich habe immer gemeint, daß ich für eine zartere Welt bestimmt war. Beim Himmel, mein Herr — wer Sie auch sein mögen — ich bin in der Praxis so abgeschmackt feinfühlig, daß ich's wohl sagen darf — ich kam als Aristokrat zur Welt. Ich wurde mit einer Seele für das Malerische geboren. Ich gestehe, daß mich das verurtheilt, aber bis zu einem gewissen Grade spricht mich's frei. Ich fand es nirgends. Ich fand eine Welt mit lauter harten Linien und grellen Lichtern, ohne Schatten, ohne Composition, wie man von Gemälden sagt, ohne das liebliche Geheimniß der Farbe. Um Farbe zu liefern, zerschmolz ich die Substanz meiner eignen Seele. Ich machte mich mit meinem Pinsel daran, setzte da ein paar Lichter auf und tönte dort eine Stelle ab; Sie werden auf meiner Spur ein sehr hübsches Halbdunkel finden. Indem ich hier in diesem alten Parke sitze, in diesem alten Lande, fühle ich, daß ich über dem nebeligen Rande dessen schwebe, was ich hätte sein können. Ich hätte hier und nicht da drüben geboren werden sollen. Hier würde meine gemeine Nichtsthuerei — lachen Sie jetzt nicht — ein Leben eleganter Muße gewesen sein. Wie es geschah, daß ich nie in's Ausland ging, ist mehr, als ich zu beantworten vermag. Es würde vielleicht den Knoten zerhauen haben, aber der Knoten war zu fest geknüpft. Ich war immer

unwohl oder verschuldet oder sonstwie verwickelt. Außerdem hatte ich ein Grauen vor der See — der Himmel weiß, aus gutem Grunde. Vor einem Jahre wurde ich an einen alten Anspruch auf einen Theil eines englischen Gutes erinnert, den mehrere Glieder meiner Familie die letzten achtzig Jahre immer und immer werth gehalten hatten. Dieser Anspruch steht unleugbar auf schwachen Füßen und ist verzweifelt schwer auseinanderzusetzen. Ich bin keineswegs sicher, daß ich mir ihn bis diese Stunde ganz klar gemacht habe. Sie sehen aus, als ob Sie einen klaren Kopf hätten. Ein ander Mal wollen wir, wenn Sie beistimmen, ihn mit einander ausdüfteln und sehen, was dran ist. Die Armuth starrte mir in's Gesicht, ich setzte mich hin und lernte meinen Anspruch auswendig, wie ich's als Knabe mit dem Einmaleins machte. Ich träumte davon sechs Monate lang, wobei ich halb und halb erwartete, eines schönen Morgens zu erwachen, um durch ein vergittertes Fenster das Krächzen eines englischen Krähennests zu hören. Vor ein paar Monaten kam nun in eignen Geschäften eine Art Halbfreund von mir hierher, ein pfiffiger neuyorker Advocat, der ein über die Maßen ordinärer Mensch, aber ein Mann mit einem Auge für den schwachen Punkt und den starken Punkt ist. Er war's, mit dem Sie mich gestern speisen sahen. Er unternahm es, wie er sich ausdrückte, den Spürhund zu machen und zu sehen, ob sich mit dem vorgeblichen Anrecht etwas anfangen ließe. Die Sache war niemals ernstlich angefaßt worden. Einen Monat später bekam ich einen Brief von Simmons, der mir versicherte, daß die Sachen ungeheuer gut aussähen, und daß er außerordentlich erstaunt sein würde, wenn meine Klage nicht angenommen würde. Ich fing Feuer, aber nur wie feuchtes Holz, zum ersten Mal in meinem Leben handelte ich, ich segelte nach England. Ich bin drei Tage hier ge-

wesen, es scheinen drei Monate zu sein. Nachdem er mich sechsunddreißig Stunden warten lassen, erscheint mein kostbarer Simmons gestern Abend und theilt mir mit, den Mund voll Hammelbraten, daß ich ein verdammter Narr gewesen, ihn beim Worte zu nehmen, daß er vorschnell gehandelt, daß ich vorschnell gehandelt, daß mein Anspruch Mondschein und daß ich dafür Buße thun und ein Billet nehmen müsse für eine abermalige vierzehntägige Reise mit Seekrankheit und in seiner angenehmen Gesellschaft. Mein Freund, mein Freund! Soll ich Ihnen noch sagen, daß ich enttäuscht war? Ich habe mich aber bereits in mein Schicksal ergeben. Ich bezweifelte, daß mein Anspruch sich durchsetzen lassen werde. Ich empfand, wenn ich tiefer in mich ging, daß er diejenige Täuschung in einem Leben voll Täuschungen war, welche ihm die Krone aufsetzte. Nun, es war eine schöne Täuschung. Armer Simmons! Ich vergebe ihm von ganzem Herzen. Wenn er nicht gewesen wäre, so würde ich nicht an dieser Stelle, in dieser Luft, mit diesen Gedanken sitzen. Dies ist eine Welt, die ich hätte lieben können. Es trifft sich sehr gut, daß sie mir bis zum letzten Augenblicke aufgehoben blieb. Nach solchem Genuß würde nichts mehr erträglich gewesen sein. Ich werde sie jetzt, wie ich hoffe, einen Monat lang haben und keine Gelegenheit finden, aus dem Zauber gerissen zu werden. „Nur Eins ist" — hier legte er, innehaltend, seine Hand in die meine, und ich erhob mich und trat vor ihn hin — „ich wollte, es wäre möglich, daß Sie bis zum Ende bei mir blieben."

„Ich verspreche Ihnen," sagte ich, „Sie nur auf Ihr eignes Verlangen zu verlassen. Aber es muß unter der Bedingung sein, daß Sie aus Ihren Reden jenen unerträglichen Beigeschmack vom Sterbenwollen weglassen. Bis zum Ende! Vielleicht ist es der Anfang."

Er schüttelte den Kopf. „Sie kennen mich nicht. Es ist eine lange Geschichte. Ich bin unheilbar krank.“

„Ich kenne Sie ein wenig. Ich habe starken Verdacht, daß Ihre Krankheit in großem Maße Sache des Gemüths und der Stimmung ist. Alles, was Sie mir erzählt haben, ist nur, mit andern Worten gesagt, daß Sie bis jetzt nur in sich selbst gelebt haben. In dieser Wohnung aber spukt es. Leben Sie außer sich! Fassen Sie für etwas Interesse!“

Er sah mich einen Augenblick mit seinen traurigen matten Augen an. Dann sagte er mit einem trüben Lächeln: „Schneiden Sie Keinen ab, den Sie hängen sehen. Er hat Grund dazu gehabt. Ich bin bankerott.“

„O! Gesundheit ist Geld,“ sagte ich. „Werden Sie gesund, und das Uebrige wird sich von selber machen. Ich interessire mich für Ihren Anspruch.“

„Bitten Sie mich nicht, Ihnen denselben jetzt auseinander zu setzen. Es ist ein trauriges Wirrsal. Lassen wir ihn ruhen. Ich verstehe nichts von Geschäften. Wenn ich die Sache selbst in die Hand nehmen sollte, so würde ich den kümmerlichen kleinen Seidenfaden, an dem mein Anrecht hängt, sofort abreißen. In einer besseren Welt als dieser würde man, denke ich, meinem Anspruch ein williges Ohr leihen. Aber in dieser hartherzigen Welt wird ideale Gerechtigkeit wenig geübt. Wie ich meine, ist nicht zu zweifeln, daß wir vor hundert Jahren handgreifliches Unrecht erlitten haben. Aber wir legten damals keine Berufung ein, und jetzt liegt der Staub eines Jahrhunderts gehäuft auf unserm Schweigen. Lassen wir ihn in Ruhe!“

„Wie hoch schätzt man den Werth Ihres Anspruchs?“

„Man rieth uns von Anfang an, einen Vergleich anzunehmen. Verglichen mit dem ganzen Besitzthum, ist das Höchste, wozu wir berechtigt sind, außerordentlich unbedeutend.

Simmons sprach von fünfundachtzigtausend Dollars. Warum gerade fünfundachtzig, weiß ich wahrhaftig nicht. Verleiten Sie mich nicht in Zahlen hinein."

„Erlauben Sie mir noch eine Frage, wer ist der gegenwärtige Besitzer?"

„Ein gewisser Herr Richard Searle. Ich weiß nichts von ihm."

„Er ist irgendwie mit Ihnen verwandt?"

„Unsre Urgroßväter waren Halbbrüder. Was hat das zu bedeuten?"

„Sagen wir, Vettern im zwanzigsten Grade. Und wo wohnt Ihr Vetter im zwanzigsten Grade?"

„Zu Lockley Park in Herefordshire."

Ich sann eine Weile nach. „Ich nehme ein Interesse an Ihnen, Herr Searle," sagte ich, „an Ihrer Geschichte, an Ihrem Rechtsanspruch, so wie er ist, und an diesem Lockley Park in Herefordshire. Wie wär's, wenn wir hin gingen und ihn uns besähen?"

Er erhob sich mit einer gewissen Hurtigkeit auf seine Füße.

„Ich werde aus ihm noch einen gesunden Menschen machen," sagte ich zu mir selbst.

„Ich würde den Muth nicht haben," sagte er, „die melancholische Wallfahrt allein zu unternehmen. Aber mit Ihnen will ich überall hingehen."

Nach unsrer Rückkehr nach London beschlossen wir, noch drei Tage mit einander zu verbringen und dann aufs Land zu gehen. Wir empfanden mit vortrefflichem Erfolg den düstern Reiz Londons, der mächtigen Mutterstadt unsrer mächtigen Race, des großen blutvertheilenden Herzens unseres traditionellen Lebens. Gewisse Charaktermerkmale Londons, seine Denkmäler, Reliquien, geschichtlichen Andeutungen, localen Stimmungen und Erinnerungen, geben der Seele eines

Amerikaners mehr zu denken als irgend etwas Anderes in Europa. Mit gleicher aufmerksamer Pietät blickten mein Freund und ich auf diese Dinge. Ihre Wirkung auf Searle war tief und eigenthümlich. Er beobachtete, wie ich bald bemerkte, außerordentlich scharf. Seine fast leidenschaftliche Genußfähigkeit gegenüber dem Alten, Künstlerischen und Gesellschaftlichen, durch lange Nichtanwendung nahezu erloschen, begann jetzt mit langsam zündender Lebendigkeit zu erzittern und zu erbeben. Mit schweigender Verwunderung beobachtete ich diese seltsame metaphysische Wiedergeburt.

Zwischen den anmuthigen Grenzen der Grafschaften Hereford und Worcester erheben sich in langgestreckter Wellenlinie die geneigten Weidegründe der Malvern Hills. Indem wir ein dickes rothes Buch über die Schlösser und Herrenhäuser Englands befragten, fanden wir, daß Lockley Park in der Nähe des Fußes dieser grasreichen Hügelkette lag, obwohl ich nicht mehr weiß, in welcher Grafschaft. Auf den Blättern dieses geistreichen Bandes figurirte Lockley Park mit dem, was dazu gehörte, in sehr stattlicher Weise. Wir nahmen unsre Wohnung in einer kleinen Schenke an der Heerstraße, wo in den Tagen langsamen und behaglichen Lebens die Postkutsche zum Frühstücken Halt gemacht haben und blankgescheuerte Zinnkrüge mit ländlichem Ale Draußensitzenden, die von der Reise in scharfer Luft durstig geworden, mit freundlicher Fürsorge dargereicht worden sein mußten. Hier machten auch wir Halt aus reiner Bewunderung ihres steilen, mit Stroh gedeckten Daches, ihrer vergitterten Fenster und ihres ungefügen Vorbaus. Wir ließen ein paar Tage mit unbestimmten Streifereien auf's Gerathewohl und angenehmer empfindungsvoller Beobachtung des Landes verstreichen, bevor wir uns bereit machten, den eigentlichen Zweck unsrer Reise auszuführen.

Diese bewundernswürdige Gegend ist ein Bild der

allgemeinen Physiognomie Englands im Kleinen. Die edle Freundlichkeit der Landschaft, ihre zarte altbefreundete Weise, das magische Anheimeln zahlreicher Einzelnheiten ging uns bei jedem Schritt und jedem Blick zu Herzen. Tief in unsern Seelen antwortete eine natürliche Zuneigung. Das ganze Land war in den vollen warmen Regengüssen der letzten Aprilwoche zu einem plötzlichen vollständigen Frühling aufgeblüht. Die dunkeln Wände der Heckenreihen hatten sich in blüthenbedeckte Scheidewände verwandelt, das schwellende Grün auf Anger und Wiese war von üppigerer Frische gestreift. Wir machten uns ohne Zeitverlust zu einem langen Spaziergange auf den Hügeln auf. Wenn man ihre Gipfel erreicht, sieht man halb England zu seinen Füßen entrollt. Ein Dutzend breite Grafschaften mischen innerhalb der weiten Ausdehnung, die das Auge überblickt, ihre grünen dunstigen Farben mit einander. Dicht unter uns lagen die dunkeln fetten Gefilde des heckenreichen Worcestershire und die mit Wäldchen wie ein Schachbret bedeckten Abhänge des gewellten Hereford, weiß von der Blüthe der Apfelbäume. An weit von einander gelegenen entgegengesetzten Punkten der großen Fläche heben sich scharf zwei große Münsterthürme vom lichten Himmel und den gedämpften Schatten der sie umschließenden Städte ab — einem Lichte, dem unsäglich schönen Lichte Englands! „Außerhalb Englands," rief Searle aus, „giebt es nur eine Welt grellen Flitters."

Die ganze ungeheure Strecke der uns umgebenden Landschaft, wie sie so vor uns lag, entsprach dem Wolkentreiben am gewaltigen Himmelsgewölbe in einer Myriade hinfluthender Schatten. Der englische Himmel ist ein passendes Gegenstück zu der vielgestaltigen englischen Erde. Wir besitzen in Amerika die unendliche Schönheit der Himmelsbläue, England besitzt die Pracht sich verbindender und

beseelter Wolken. Ueber und vor uns sahen wir sie von unserm Standorte auf den Hügeln sich häufen und schichten und auflösen, sich verdichten und zertheilen, sahen wir, wie sie den Azur droben mit düstern Regenflecken überzogen, wie sie sich, vom Winde angeweht, zu grauen gesprenkelten Gefilden streckten, wie sie zu stürmischem Hervorbrechen des Lichtes zerrissen oder in tröpfelndes Silber zerschmolzen. Wir nahmen unsern Weg über die gerundeten Scheitel dieser dicht mit Gras bestandenen Höhen — sanfter, von Winden bestrichener Binnenland-Dünen — und stiegen über langgestreckte Senkungen von Feldern, die grün bis an die Thüren der Hütten reichten, nach einer Stelle hinab, wo uns ein ländliches Oertchen von seinem Sitze zwischen den Wiesen entgegen winkte. Dicht dabei freilich schießt die Eisenbahn grimmig aus ihrem Tunnel im Berge hervor, und doch lagert über diesem reizenden Dörfchen eine Ruhe und Heimlichkeit der alten Zeit, die es zu einem Vertrauensbruch zu machen scheint, seinen Namen in so weiter Ferne zu nennen.

Wir schlugen den Weg durch eine schmale Heckengasse ein, eine grüne Gasse, dunkel von der Höhe der sie überragenden Strauchwände. Sie führte uns auf ein prächtiges altes Pächterhaus, das jetzt in die Einsamkeit gedrängt war von den nach ihm entstandenen vielen Gassen und Straßen, die sein altes Landzubehör zerschnitten und gekürzt hatten. Stämmig und malerisch steht es da, läßt sich von wehmüthigen Augen betrachten und duldet, daß man es skizzirt. Ich zweifle, ob außerhalb Nürnberg — oder Pompeji — sich ein so deutlich redendes Bild des häuslichen Geistes der Vergangenheit finden läßt. Es ist geradezu unheimlich vollständig. Seine gebognen Haupt- und Querbalken unter der Last seiner Giebel scheinen von einer Menge Erinnerungen und traurigen Gedanken zu schmerzen und zu stöhnen. Die

niedrigen Fensterchen, wo Blei und Glas sich zu gleichen Theilen verbinden, um dem verwunderten Fremden die mittelalterliche Düsterheit des Innern anzudeuten, ziehen noch immer ihr verdunkelndes Amt der lichten Anmuth der neuen Zeit vor. Ein solches altes Haus erfüllt einen Amerikaner mit einem nicht zu definirenden Gefühle von Hochachtung. So gestützt und beklebt und geflickt mit plumper Zärtlichkeit, so reich gegliedert um sein Mittelstück, das mit seinen eichnen Wirbelsäulen der Ausdruck englischer Starrheit ist, so menschlich geworden durch langen Gebrauch und hundert Züge liebreicher Theilnahme, schien es unsern dankbaren Augen ein kleines kunstloses Abbild der großen gesellschaftlichen Ordnung Englands darzubieten.

Indem wir auf die Heerstraße hinausschritten, kamen wir auf die Gemeindeweide, den „Dorfanger" der Geschichten unsrer Jugendzeit. Nichts fehlte: weder der zottige, mäusefarbene Esel, der den Rasen mit seinem weichen ungeheuren Nasenvorsprung beschnopert, noch die Gänseheerde, noch die alte Frau — die alte Frau in leibhaftiger Person mit ihrem rothen Mantel und ihrer schwarzen, um das Gesicht in Falten, an ihren bescheidenen, gelassnen Wangen in Doppelfalten gelegten Haube, noch der hochgewachsene Pflüger mit seinem weißen, auf Brust und Rücken bauschig gereihten Kittel, seinen gerippten Kniehosen, seinen mächtigen Waden, seinem großen rothen Bauerngesichte.

Wir begrüßten diese Dinge wie Kinder die geliebten Bilder in einem Geschichtenbuche begrüßen, das sie verloren, betrauert und wiedergefunden haben. Es war erstaunlich, wie gut wir sie kannten. Neben der Straße sahen wir einen Jungen, der beim Pflügen geholfen, sich eins pfeifend, auf einem Zauntritt reiten. Gainsborough hätte ihn gemalt haben können. Jenseits des Zauntritts zog sich über die Sammtfläche einer Wiese ein Fußpfad wie ein Faden von

dunklerem Einschlag hin. Wir folgten ihm von Feld zu Feld und von Zauntritt zu Zauntritt. Es war der Weg zur Kirche. Endlich kamen wir bei der Kirche an, die sich in ihrem von Krähen besuchten Kirchhofe verlor und vor der Alltagswelt in der weiten Stille von Weidegründen versteckt war — ein altersgrauer Thurm, ein gewaltiger schwarzer Eibenbaum, eine Gruppe Gräber von Dorfbewohnern mit gebeugten Kopfsteinen, die aus hohem Graswuchs hervortreten. Die ganze Scene war tief kirchlich. Mein Gefährte war außer sich.

„Hier müßt Ihr mich begraben," rief er. Es ist die erste Kirche, die ich in meinem Leben gesehen habe. Wie sonntäglich macht sie den Ort, wo sie steht!"

Am nächsten Tage sahen wir eine Kirche von stattlicheren Proportionen. Wir gingen hinüber nach Worcester, durch einen Nebel von Localfarbe, so daß mir zu Muthe war wie einem zu Fuß hinwandernden Helden Smolletts, welcher der Schenke und einer Nacht voll Abenteuer zustrebte. Als wir uns der Provinzialstadt näherten, sahen wir die von ihrem Thurme überragte Masse der Kathedrale sich lang und hoch in die mit Wolken gesprenkelte Himmelsbläue erheben. Als wir noch näher kamen, machten wir an der Brücke Halt und erblickten vor uns im gelben Severn das Spiegelbild des massigen Münsters. Und indem wir noch weiter gingen, betraten wir die Stadt, wo sicherlich Miß Austens Heldinnen häufig in Karren und anderen Fuhrwerken nach den Läden gekommen sein müssen, um Boas von Schwanendunen und lange mit Spitzen besetzte Handschuhe zu kaufen. Wir trieben uns in der behaglichen Enge umher und konnten uns nicht satt sehen an jenem die Seele so einlullenden Anblicke, dem schwindenden dämmernden Nachmittagslichte, dem sichtbaren Aether, der die Stimmen des Geläutes hoch droben auf dem breiten senkrechten Felde

des Münsterthurmes fühlt, sahen es zögern und sich anschmiegen und verweilen, wie es dies an allen kühn hervortretenden architektonischen Räumen zu thun liebt, wobei es sie anmuthig in Protokollführer und Zeugen der Natur verwandelt, kosteten dann ebenso tief die eigenthümliche Stille dieser geistlichen Sphäre, sahen einen rothbäckigen englischen Knaben herauskommen, die Thür der Stiftsschule schließen, welche ihr uraltes Erdgeschoß an die emporstrebende Gothik der Kirche anlehnt, und den ihm anvertrauten großen Schlüssel in eines der stillen Häuser tragen, wo die Canonici wohnten, und standen dann nachsinnend neben einander, was es wohl für eine Wirkung auf unser Gemüth gehabt haben würde, wenn wir in unserer Jugend in solchen Kathedralenschatten wie der Freischüler gelebt und uns doch durch viel Criquetspiel auf den nebligen Wiesen am Severn bei rothen Wangen erhalten hätten.

Am dritten Morgen begaben wir uns nach Lockley Park, nachdem wir gehört, daß der größere Theil desselben Besuchern offen stünde, und daß gelegentlich sogar das Haus auf Ansuchen gezeigt würde.

Innerhalb seiner weitgestreckten Umfassungsmauer zerschmolz mancher Ausläufer der großen Hügel in parkartige Senkungen und Schluchten. Eine lange Allee wand und schlängelte sich von der äußersten Pforte durch wild gelassenes Waldland, von wo man auf fernere Abhänge, Lichtungen, Baumgruppen und buschige Vertiefungen — kurz auf Alles, nur nicht auf die Grenzen des Gutes hinausblickte. Dasselbe war so frei und wild und ungepflegt wie die Villa eines italienischen Fürsten, und ich habe die ernste englische Thatsache des Besitzthums nie eine so unschuldige Miene machen sehen. Das Wetter war eben vollkommen schön geworden, es war einer von jenem Dutzend herrlicher Tage, die das englische Jahr aufweist, Tage, denen ein in freundlicheren

Klimaten unbekannter Grad von Reinheit der Luft aufgeprägt ist. Es war, wie wenn uns die weiche Lichtfülle, so zart wie die der Primeln, welche die dunkeln Wegseiten wie über Moosbetten hingewehte Blumenblätter besternten, nach Kubikfußen gedämpft, verfeinert, verzeichnet zugemessen worden wäre. Von dieser äußern Region begaben wir uns in das Herz des Parks durch ein zweites von einem Hüter bewachtes Thor mit wetterbenagter Vergoldung auf seinem Gitterwerke, hinter dem wir nach glatten Senkungen gelangten, wo die großen Bäume einzeln standen und die zahmen Rehe am Bette eines Waldbaches herumschweiften. Hier bemerkten wir vor uns das dunkle, aus der Zeit Elisabeths stammende Herrenhaus zwischen seinen blühenden Erdgeschossen und Terrassen.

„Hier können Sie den ganzen Tag herumwandern," sagte ich zu Searle, „wie ein auf der Proscriptionsliste stehender und verbannter Prinz, der sich um das Gebiet des Usurpators herumtreibt."

„Denken zu müssen," antwortete er, „daß es Leute giebt, die das alle die Jahre daher genossen haben! Ich weiß, was ich bin — was aber hätte ich sein können? Was macht dies Alles aus einem Menschen?"

„Ich würde zögern, zu glauben, daß es ihn glücklich macht," sagte ich. „Aber es ist doch kaum anzunehmen, daß ein solcher Ort nicht an und für sich eine gewisse wohlthätige Wirkung übt."

„Was für einen prächtigen Vorder- und Hintergrund es bildet!" fuhr Searle fort. „Was für Sagen und Geschichten es zu erzählen weiß! Mein Herz will mir zerspringen, so viele unaussprechliche Visionen füllen es. Da ist Tennyson's sprechende Eiche. Was für Sommertage könnte eins hier verleben! Wie könnte ich mein bischen Leben auf dieser schattigen Strecke Rasen verschlendern!

Hab' ich denn gar keine jungfräuliche Muhme in jenem grabenumgebenen Meierhofe, die mir freundlich Erlaubniß dazu gäbe?" Dann sagte er zu mir gewendet fast grimmig: „Warum brachten Sie mich hierher? Warum schleppten Sie mich in diese Folter eitlen Bedauerns?"

In diesem Augenblicke ging nicht weit von uns ein Diener vorbei, der aus den Gärten an dem großen Hause hervorgetaucht war. Ich rief ihn an und erkundigte mich, ob wir wohl Zulaß finden würden. Er antwortete, daß Herr Searle nicht zu Hause wäre, daß er aber meinte, wahrscheinlich würde die Dame, die dem Hauswesen vorstünde, bereit sein, uns Zutritt zu gewähren. Ich gab Searle meinen Arm. „Kommen Sie," sagte ich. „Leeren Sie den Kelch, so bitter-süß wie er auch sein mag. Wir werden hineingehen." Wir passirten noch ein Thor mit Hüterwohnung und traten in den Garten. Das Haus war ein bewundernswerthes Muster vollständig elisabetheischer Bauart, ein vielfältiges Nebeneinander von Giebeln und Vorbauten, Galeriefenstern und Thürmchen, Scheidewänden mit Epheu und schieferbekleideten Zinnen. Zwei breite Terrassen überblickten den großen bewaldeten Gesichtskreis des sie umgebenden Gebietes. Auf unser Klopfen erschien der Hausmeister in eigner Person, feierlich und „tout de noir habillé." Er wiederholte die Mittheilung, daß Herr Searle vom Hause abwesend, und daß er unsre Bitte der Dame vortragen wolle, die dem Hauswesen vorstünde. Wir würden indeß die Güte haben, ihm unsre Karten zu geben. Dieses Verlangen, das so unmittelbar auf die Bemerkung folgte, daß Herr Searle abwesend sei, schien meinem Gefährten nicht recht passend. „Sicher doch nicht für die Hausverwalterin," sagte er.

Der Hausmeister hustete ehrerbietig und sagte: „Fräulein Searle ist zu Hause."

„Die Ihrige wird allein schon genügen," sagte Searle. Ich nahm eine Karte und einen Bleistift heraus und schrieb unter meinen Namen „Neuyork." Indem ich so mit dem Bleistift in meiner Hand dastand, empfand ich einen plötzlichen Antrieb. Ohne im Mindesten die Schicklichkeit oder mögliche Folgen zu erwägen, gab ich demselben nach. Ich fügte über meinem Namen „Herr Clement Searle" hinzu. Was würde dabei herauskommen?

Nach wenigen Minuten stand die Beschließerin zu unsern Diensten — ein frisches, rosiges altes Weiblein in einer plumpen, aber sauberen Haube und einem dürftigen Kattunkleide, ein vortreffliches Exemplar feiner und würdiger Dienstbereitschaft. Sie hatte den Accent der Gegend, aber die Manieren des Hauses. Unter ihrer Führung gingen wir durch ein Dutzend Gemächer, die gebührend mit alten Bildern, alten Tapeten, altem Schnitzwerk, alten Waffen und allen Eigenthümlichkeiten gefüllt waren, welche zu einem englischen Herrenhause gehören. Die Bilder waren besonders werthvoll. Die beiden Vandykes, das Trio von rosigen Rubens, der einzige düstere Rembrandt glühten von von bewußter Echtheit. Ein Claude, ein Murillo, ein Creuze, ein Gainsborough hingen anmuthig an den für sie gewählten Stellen. Searle schlenderte schweigsam, bleich und ernst, mit blutunterlaufnen Augen und zusammengepreßten Lippen herum. Er äußerte keine Bemerkung und that keine Frage. Indem ich ihn zuletzt an meiner Seite vermißte, lenkte ich meine Schritte zurück und fand ihn in einem Zimmer, das wir soeben verlassen hatten, auf einem verblichnen seidnen Divan, sein Gesicht in seinen Händen begraben. Vor ihm war, auf einem antiken Schenktische aufgestellt, eine prächtige Sammlung altitalienischer Majoliken, große Schüsseln, die von ihren nie verbleichenden Farben strahlten, edel ausgebauchte und geschwungene

Krüge und Vasen. Als ich hinblickte, kam mir plötzlich eine Vision von dem jungen englischen Herrn, der vor achtzig Jahren langsam und mit vielen Stationen nach Italien gereist war, und dem dann in seinem Gasthofe Leute mit allerlei Kunstkleinigkeiten und beredter Zunge ihre Aufwartung gemacht hatten. „Was giebt's, Searle?" fragte ich. „Sind Sie unwohl?"

Er nahm die Hände von seinem hageren Gesichte weg und zeigte ein brennendes Erröthen. Dann sagte er in hitziger Ironie: „Eine Erinnerung an die Vergangenheit! Ich dachte eben an eine Porzellanvase, die bei uns auf dem Kaminsims der guten Stube zu stehen pflegte, als ich ein Knabe war. Auf die eine Seite war ein Portrait des Generals Jackson und auf die andere ein Blumenstrauß gemalt. Wie lange denken Sie wohl, daß diese Majoliken in der Familie gewesen sind?"

„Wahrscheinlich eine lange Zeit schon. Es wurde im vorigen Jahrhundert von irgend einem alten Gecken aus diesem vortrefflichen Hause, der Geschmack an „Chinoiserien" hatte, in das alte, alte England herübergebracht. Hier hat es ein Jahrhundert lang gestanden und in diesem aristokratischen Zwielichte seine klaren festen Farben bewahrt.

Searle sprang auf seine Füße. „Hören Sie," schrie er, „in des Himmels Namen bringen Sie mich weg! Ich kann das nicht aushalten. Ehe ich's weiß, werde ich etwas thun, dessen ich mich schämen muß. Ich werde ihnen eine von ihren verdammten Majoliken stehlen. Ich werde ihnen sagen, wer ich bin, und meine Rechte in Anspruch nehmen. Ich werde heulend zu Fräulein Searle gehen und sie um der Barmherzigkeit willen bitten, mich einen Monat hier zu behalten." Wenn man vom armen Searle je hätte sagen können, er sähe „gefährlich" aus, so sah er jetzt so aus. Ich begann zu bedauern, daß ich zudringlich seinen Namen

auf die Karte geschrieben, und machte mich ohne Verzug bereit, ihn aus dem Hause zu führen. Wir holten die Beschließerin im letzten Zimmer der Reihenfolge, einem kleinen, nicht in Gebrauch genommenen Boudoir, ein, wo über dem Kaminsimse ein schönes Portrait von einem jungen Manne mit einer gepuderten Perrücke und einer Weste von Brocat hing. Sofort fiel mir seine Aehnlichkeit mit meinem Gefährten ein.

„Das ist Herr Clement Searle, Herrn Searle's Großoheim, gemalt von Sir Josua Reynolds," bemerkte die Beschließerin. „Er starb jung, der arme Herr. Er ging auf einer Reise nach Amerika auf der See unter."

„Er ist der junge Geck," sagte ich, „der die Majoliken aus Italien mitbrachte."

„In der That, mein Herr," sagte die Beschließerin, die Augen aufreißend, „ich glaube, das verhält sich so."

„Er ist Ihr Abbild, Searle," murmelte ich.

„Er sieht dem Herrn wunderbar ähnlich, nur daß er nicht zugegen ist," sagte die Beschließerin.

Mein Freund stand da und starrte vor sich hin. „Clement Searle, — auf der See — auf dem Wege nach Amerika —" murmelte er. Dann fragte er barsch die Beschließerin: „Warum zum Teufel ging er denn nach Amerika?"

„Ja, in der That, warum, mein Herr? Sie mögen wohl so fragen. Ich glaube, er hatte Verwandte dort. Sie hätten zu ihm kommen sollen."

Searle brach in ein Gelächter aus. „Sie hätten zu ihm kommen sollen," wiederholte er. Wohlan denn," sagte er, indem er seine Augen auf die kleine alte Frau heftete, „Sie sind endlich zu ihm gekommen."

Sie erröthete wie ein runzeliges Rosenblatt. „In der

That, mein Herr," sagte sie, „ich glaube wahrhaftig, daß Sie Einer von uns sind."

„Mein Name ist der Name jenes hübschen jungen Menschen," fuhr Searle fort. „Vetter, ich grüße Dich. Horch!" Und er faßte mich am Arme. „Ich habe eine Idee. Er kam auf der See um. Sein Geist entschwebte an's Land und irrte hier einsam umher, bis er in meinem armen Körper wieder zu einer Wohnung kam. In diesem meinem armen Körper hat er, an Heimweh leidend, die letzten vierzig Jahre gelebt, an seinem gebrechlichen Käfig gerüttelt und mich Dummkopf gedrängt, ihn nach den Scenen seiner Jugend zurückzubringen. Und ich merkte niemals, wie es mit mir stand! Laßt mich hier meinen Geist aushauchen!"

Die Beschließerin versuchte ängstlich zu lächeln. Die Scene war voll Verlegenheit. Meine Verwirrung wurde nicht vermindert, als ich plötzlich auf der Thürschwelle die Gestalt einer Dame erblickte. „Fräulein Searle!" flüsterte die Beschließerin. Mein erster Eindruck von Fräulein Searle war, daß sie weder jung noch schön war. Sie stand mit schüchterner Miene auf der Schwelle, war bleich, versuchte zu lächeln und drehte meine Karte in ihren Fingern. Ich machte sofort meine Verbeugung. Searle starrte sie, wie ich glaube, verwundert an.

„Wenn ich nicht irre," sagte die Dame, „so ist einer von den Herren Herr Clement Searle."

„Mein Freund ist Herr Clement Searle," entgegnete ich. „Erlauben Sie mir, hinzuzufügen, daß ich allein dafür verantwortlich bin, daß Sie seinen Namen empfangen haben."

„Ich würde bedauern, ihn nicht empfangen zu haben," sagte Fräulein Searle, indem sie zu erröthen begann. „Der Umstand, daß Sie aus Amerika sind, hat mich veranlaßt, zu — Sie zu stören."

„Die Störung, mein Fräulein, ist auf unsrer Seite. Und zwar ganz mit derselben Entschuldigung — daß wir aus Amerika sind.“

Fräulein Searle hatte, während ich sprach, ihre Augen auf meinen Freund gerichtet, der schweigend unter Sir Josua's Portrait stand. Die Beschließerin erlaubte sich, verblüfft und auf abergläubische Gedanken gerathen, eine Freiheit. „Der Himmel beschütze uns, Fräulein!“ rief sie. „'s ist Ihres Großoheims Bild, das Leben bekommen hat.“

„Ich habe mich also nicht geirrt,“ sagte Fräulein Searle. „Wir sind entfernt mit einander verwandt.“ Sie hatte das Aussehen eines außerordentlich bescheidenen Frauenzimmers. Sie war augenscheinlich in Verlegenheit, mit ihrer Eröffnung ohne Beistand vorgehen zu müssen. Searle betrachtete sie mit leiser Verwunderung vom Kopf bis zu den Füßen. Ich glaubte seine Gedanken zu lesen. Dies also war Fräulein Searle, seine jüngfräuliche Muhme, die voraussichtliche Erbin der Aecker und Schätze dieses Herrenhauses. Sie war eine Dame von etwa dreiunddreißig Jahren, höher gewachsen als die meisten Frauen, voll Gesundheit und Kraft in der gerundeten Fülle ihrer Gestalt. Sie hatte kleine blaue Augen, ein mächtiges Chignon von gelben Haaren und einen großen, aber sonst gutgeformten Mund. Sie war in einen Rock von glanzlosem schwarzen Atlas gekleidet, an dem sich eine kurze Schleppe befand. Um ihren Hals trug sie ein blaues Seidentuch und über diesem Tuche in mehrere Reihen eine Kette von Bernsteinkugeln. Ihre Erscheinung war eigenthümlich: sie war groß, aber nicht imposant, mädchenhaft und doch reif. Ihre Miene und ihre Sprechweise war, als sie uns anredete, einfach, zu einfach. Searle hatte, wie ich glaube, an eine stolze kalte Schönheit von fünfundzwanzig Jahren gedacht; es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er fand, daß die Dame schüchtern

und einfach war. Sein Wesen leuchtete plötzlich von einer alten, lange nicht in Gebrauch gewesenen Galanterie.

„Wir sind, wie ich glaube, entfernte Verwandte. Ich freue mich, eine Verwandtschaft beanspruchen zu können, deren Sie sich zu erinnern die Güte haben. Ich hatte nicht im Mindesten darauf gerechnet, daß Sie das thun würden."

„Ich habe vielleicht Unrecht daran gethan," sagte Fräulein Searle, indem sie von Neuem erröthete und lächelte. „Aber ich habe immer gewußt, daß Leute von unserm Blute in Amerika leben, und ich habe oft gedacht, was für Leute sie wohl sein möchten, und nach ihnen gefragt, aber ohne viel über sie zu erfahren. Heute nun, wo mir diese Karte überbracht wurde, und ich wußte, daß ein Clement Searle wie ein Fremder im Hause herumwanderte, war mir's, als ob ich etwas thun sollte. Ich wußte kaum, was. Mein Bruder ist in London. Ich habe gethan, was er, wie ich denke, auch gethan haben würde. Willkommen als Vetter." Und mit einer Geberde, die zugleich offenherzig und scheu war, streckte sie ihm ihre Hand hin.

„Ich bin in der That willkommen hier," sagte Searle, indem er dieselbe ergriff, „wenn er es auch nur halb so freundlich gethan haben würde."

„Sie haben gesehen, was wir zu zeigen haben," fuhr Fräulein Searle fort. „Vielleicht werden Sie jetzt 'was frühstücken wollen."

Wir folgten ihr in ein kleines Frühstückszimmer, wo ein tiefes Bogenfenster sich auf die moosbewachsnen Steinplatten der großen Terrasse öffnete. Hier blieb sie einige Augenblicke schweigsam und schüchtern, wie wenn jemand von einer großen Anstrengung ausruht. Auch Searle war förmlich und wortkarg, so daß ich mich zu rühren hatte, um für eine Unterhaltung über unbedeutende Dinge zu

sorgen. Es war natürlich leicht, sich über die Schönheiten von Park und Haus zu verbreiten. Inzwischen beobachtete ich unsre Wirthin. Sie war nur in geringem Maße mit Schönheit und kärglich mit Anmuth bedacht. Ihre Kleidung verstieß gegen Geschmack und Mode, und doch gefiel sie mir wohl. Es war um sie herum eine derbe Holdheit, ein schlichter Duft wie um das einsam wohnende Burgfräulein der Ritterzeit. So einfach zu sein inmitten dieses massiven Luxus, so weich und doch so frisch, so bescheiden und doch so gelassen, wies ganz auf die reichliche Muse hin, in welche nach meiner Vorstellung das menschliche Leben in manchem von einem Parke umschlossenen Hause getaucht war. Fräulein Searle verhielt sich zu der Belle au Bois Dormant, wie sich eine Thatsache zu einem Feenmärchen, der Inhalt einer Mythe zu der Mythe selbst verhält. Wir unsrerseits waren für unsre Wirthin Gegenstände nicht leichten Erforschens. Der möglichst gut erzogne Engländer verräth sichtlich Staunen über den gebornen Amerikaner. Die Verwunderung von Fräulein Searle war harmloser Art, so daß sie offener hervortreten und doch nicht beleidigen konnte; es lag in der That keine Spur von Beleidigung darin, wenn sie von dem Vergnügen sprach, das sie stets empfunden, sobald sie am Comer See einer amerikanischen Familie begegnet, die sie beinahe für eine englische gehalten hätte."

„Wenn ich hier lebte," sagte ich, „so würde ich, glaub' ich, kaum nöthig haben, wegzugehen, selbst nicht nach dem Comer See."

„Sie könnten es doch vielleicht satt bekommen. Und dann, der Comer See! Wenn ich nur wieder verreisen könnte!"

„Sie sind erst einmal verreist gewesen?"

„Nur ein einziges Mal. Vor drei Jahren nahm mich

mein Bruder mit in die Schweiz. Es kam uns ganz außerordentlich schön vor. Mit Ausnahme dieser Reise habe ich immer hier gelebt. Hier wurde ich geboren. Es ist ein lieber alter Ort, wahrlich, und ich kenne ihn gut. Manchmal aber bilde ich mir ein, daß ich mich ein wenig langweile."

Als ich sie fragte, wie sie ihre Zeit verbringe und was für Gesellschaft sie sehe, fuhr sie fort, indem sie mit kurzen Schritten und einfachen Angaben weiterging, wie jemand, der zum ersten Male aufgefordert ist, seine Lage zu bezeichnen und die Elemente seines Lebens aufzuzählen: „Es ist äußerst ruhig hier. Wir sehen sehr wenig Leute. Ich glaube nicht, daß es hierherum viel nette Leute giebt. Wenigstens kennen wir sie nicht. Unsre eigne Familie ist sehr klein. Mein Bruder interessirt sich für wenig mehr als für Reiten und Bücher. Er hatte vor zehn Jahren einen großen Kummer. Er verlor seine Frau und seinen einzigen Sohn, einen lieben kleinen Knaben, der sein Nachfolger im Gute geworden sein würde. Wissen Sie wohl, daß ich's nun wahrscheinlich einmal bekommen werde? Seit seinem Verlust hat mein Bruder es vorgezogen, ganz allein für sich zu leben. Ich bedauere, daß er fort ist. Aber Sie müssen warten, bis er zurückkommt. Ich erwarte ihn in ein paar Tagen."

Sie plauderte mehr und mehr mit hierhin und dorthin abschweifender eifriger Schalheit, über ihre Verhältnisse, ihre Einsamkeit, ihre schlimmen Augen, die sie am Lesen hinderten, ihre Blumen, ihre Farnkräuter, ihre Hunde und den Dorfpfarrer, den ihr Bruder neulich in's Amt eingeführt, und den man ihnen als grundrechtgläubig garantirt, der aber in der letzten Zeit angefangen habe, seine Altarkerzen anzuzünden, wobei sie aller Augenblicke innehielt und über sich selbst erstaunt erröthete und doch unablässig von Punkt

zu Punkt weiter ging, indem sich bei ihr die Aufregung der Versuchung und Gelegenheit zum Erzählen vertiefte. Von allen den alten Dingen, die ich in England gesehen, schien mir dieses Gemüth des Fräuleins Searle das älteste, das wunderlichste, das gereifteste und grünendste, so gehegt und geschützt durch Herkommen, Vorgang und Brauch, so geduldig, sanft und gelehrig. Mir war zu Muthe, als ob wir mit einer Romanheldin von Miß Burney sprächen. Als sie sprach, ließ sie ihre matten gutmüthigen Augen mit einer Art bezaubernden Starrens auf ihrem Verwandten ruhen. Zuletzt sagte sie: „Gedachten Sie denn wegzugehen, ohne sich nach uns zu erkundigen?"

„Ich hatte mir's überlegt, Fräulein Searle, und den Entschluß gefaßt, Sie nicht zu belästigen. Sie haben mir gezeigt, wie unfreundlich ich gewesen sein würde."

„Aber Sie wußten doch, daß der Ort uns gehörte, und daß wir verwandt waren?"

„Ganz recht. Es war wegen dieser Dinge, wenn ich hierher kam — ja beinahe ihretwegen, wenn ich nach England kam. Ich habe immer gern an sie gedacht."

„Sie wünschten also blos, zu sehen. Wir maßen uns nicht an, sehr sehenswerth zu sein."

„Sie wissen nicht, was Sie sind, Fräulein Searle," sagte mein Freund ernst.

„So gefällt Ihnen denn der alte Ort?"

Searle sah sie schweigend an. „Wenn ich es Ihnen nur sagen könnte," sagte er zuletzt.

„So, sagen Sie's nur. Sie müssen kommen und bei uns bleiben."

Searle begann zu lachen. „Hüten Sie sich, hüten Sie sich," rief er. „Ich würde Sie in Erstaunen setzen. Ich würde Sie wenigstens langweilen. Ich würde Sie nie verlassen."

„O, Sie würden Heimweh bekommen nach Amerika.“

Hierauf lachte Searle nur noch mehr. „Beiläufig,“ rief er mir zu, „erzählen Sie doch Fräulein Searle von Amerika.“ Und er schritt durch die Glasthür auf die Terrasse hinaus, wobei ihm zwei schöne Hunde, ein Wachtelhund und ein junger Hetzhund folgten, die sich von dem Augenblick an, wo wir herein gekommen, auf den freundschaftlichsten Fuß mit ihm gestellt hatten. Fräulein Searle sah ihm, als er ging, mit einer gewissen zärtlichen Verwunderung in ihrem Auge nach. Ich las, wie mich dünkte, in ihrem Blicke, daß sie Interesse an ihm nahm. Ich entsann mich plötzlich der Worte, die ich den Rathgeber meines Freundes in London hatte sprechen hören: „Statt zu sterben, thäten Sie besser, zu heirathen.“ Wenn nun Fräulein Searle sich auf feine Weise gewinnen ließ. O, daß man einen gewissen immer das Rechte treffenden Takt besessen hätte! Ein Etwas ließ mich mit Bestimmtheit annehmen, daß ihr Herz noch jungfräulicher Boden sei, daß ein Gefühl dort noch nicht geblüht habe. Wenn ich nur den Samen hätte säen können! Es verbarg sich in ihr das vollständige Bild einer der geduldigen Frauen der alten Zeit.

„Er hat sein Herz an England verloren,“ sagte ich. „Er hätte hier geboren werden sollen.“

„Und doch,“ sagte Fräulein Searle, hat er nicht das Mindeste von einem Engländer an sich.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich weiß kaum, woher. Ich habe nie zuvor mit einem Ausländer gesprochen, aber er sieht aus und spricht, wie ich mir die Ausländer vorgestellt habe.“

„Ja, er ist Ausländer genug.“

„Ist er verheirathet?“

„Er ist ein Wittwer — ohne Kinder.“

„Hat er Vermögen?“

„Sehr wenig.“

„Aber genug, um reisen zu können?“

Ich sann nach. Zuletzt sagte ich: „Er hat nicht beabsichtigt, weit zu reisen. Wissen Sie, er ist von schwacher Gesundheit.“

„Der arme Herr. Das dachte ich mir.“

„Indeß befindet er sich besser, als er denkt. Er kam hierher, um Ihren Wohnplatz zu sehen, ehe er stürbe.“

„Armer Mensch!“ Und mir war es, als ob ich in ihrem Auge den Glanz einer heraufquellenden Thräne bemerkte. „Und er wollte abreisen, ohne daß ich ihn gesehen hatte?“

„Er ist, wie Sie sehen, ein bescheidner Mann.“

„Er hat sehr viel von einem Gentleman.“

„Ganz gewiß.“

In diesem Augenblicke hörten wir von der Terrasse her einen lauten, schrillen Schrei.

„Es ist der große Pfauhahn!“ sagte Fräulein Searle, indem sie nach der Glasthür ging und hinaustrat. Ich folgte ihr.

Unter uns auf der Terrasse, an die Mauerwand gelehnt, stand unser Freund, den Arm um den Wachtelhund geschlungen. Vor ihm auf dem großen Hauptgange des Gartens stolzirte ein prächtiger Pfau mit gesträubter Halskrause und ausgebreitetem Schweife hin. Der andere Hund hatte augenscheinlich einen Augenblick den Versuch gemacht, den farbenschillernden Vogel einzuschüchtern, war aber auf Searle's Zuruf in großen Sprüngen zurückgekehrt und auf die Seitenmauer gehüpft, wo er jetzt stand und seinem neuen Freunde das Gesicht leckte. Das Schauspiel war ein schönes Bild der alten Zeit: der Pfau blähte sich prunkend im Vordergrunde, wie der Genius alterthümlicher Gärtnerei, die breite Terrasse schmeichelte einem mir angebornen Wohlgefallen an allen verlassnen Spaziergängen, wohin sich Leute von

förmlichen Diners zurückgezogen haben können, um aus altem Sèvres-Geschirr Kaffee zu trinken, und wo der steife Brocat von Frauengewändern über herbstliche Blätter gerauscht sein mag, und in der Ferne um uns lagen, ein Kreis mit dem andern verschwimmend, die waldbestandenen Aecker des Parks. „Selbst die Thiere haben ihn willkommen geheißen," sagte ich, als wir uns unserm Gefährten wieder anschlossen.

„Der Pfauhahn hat etwas für Sie gethan, Herr Searle," sagte seine Cousine, „was er sonst nur für vornehme Leute thut. Vor einem Jahre kam eine Herzogin hierher, um meinen Bruder zu besuchen. Ich glaube nicht, daß er seitdem seinen Schweif so weit ausgebreitet hat als für Sie."

„Es ist nicht blos der Pfau," sagte Searle. „Eben schlüpfte mir da eine kleine grüne Eidechse über den Weg, die erste, die ich gesehen, die Eidechse der Bücherwelt. Und wenn Sie hier ein Gespenst haben, so erwarte ich es zu sehen, wenn es auch heller Tag ist. Kennen Sie die Chronik Ihres Hauses?"

„O lieber Himmel, nein! Ueber alle diese Sachen müssen Sie meinen Bruder fragen."

„Sie müßten ein ganzes Buch voll Sagen und Ueberlieferungen haben. Sie müssen hier Liebesgeschichten, Mordthaten und Geheimnisse haben, daß man eine ganze Stube damit füllen könnte. Ich rechne darauf."

„O, Herr Searle! Wir sind immer eine sehr ehrbare Familie gewesen. Ich denke, es ist niemals hier 'was Ungewöhnliches vorgekommen."

„Nichts Ungewöhnliches? O der Greuel! Da haben wir's in Amerika besser gemacht. Ei, ich selber!" — und er blickte sie einen Augenblick mit einem boshaften Augenblitz an und brach dann in Gelächter aus. „Wie wär's

wenn ich mich als ein besserer Searle entpuppte? Besser als Ihr, die Ihr in einer romantischen und malerischen Welt aufgewachsen seid. Kommen Sie und enttäuschen Sie mich nicht. Sie haben unter sich allen eine Geschichte, Sie haben etwas Poetisches. All mein Lebtag habe ich Hunger nach diesen Dingen empfunden. Verstehen Sie mich? Ach, Sie können mich nicht verstehen! Erzählen Sie mir 'was. Wenn ich denke, was hier geschehen sein muß. Wenn ich an die Liebespaare denke, die auf dieser Terrasse hingeschlendert sein müssen und durch jene Waldlichtung gewandert sind! An alle die Gestalten, Leidenschaften und Pläne, die in diesen Mauern gespukt haben müssen, an die Geburten und Todesfälle, die Freuden und Leiden, die jungen Hoffnungen und die betrübten Rückblicke der Gealterten, die reiche Erfahrung —" Und hier stockte er einen Augenblick, indem die Heftigkeit seiner Erregung sich steigerte. Der Blitz in seinem Auge, den ich einen Blitz der Bosheit genannt hatte, hatte sich zu einem tiefen unnatürlichen Lichte gedämpft. Ich begann zu fürchten, er habe sich zu sehr aufgeregt. Aber er fuhr mit verdoppelter Leidenschaftlichkeit fort. „Wenn ich das Alles vor mir aufsteigen lassen könnte," rief er, „wenn der Teufel das allein zu thun vermöchte, so würde ich einen Pakt mit dem Teufel schließen. O, Fräulein Searle, ich bin ein höchst unglücklicher Mensch!"

„Ach Himmel, ach Himmel!" sagte Fräulein Searle.

„Sehen Sie das Fenster da, das liebe Bogenfenster!" Und er zeigte auf einen kleinen vorspringenden Erker über uns, der sich, in ausgemeißeltes Gestein eingerahmt und mit einem Epheuvorhang geschmückt, von dem purpurnen Mauerwerk abhob.

„Das ist meine Stube," sagte Fräulein Searle.

„Natürlich ist es das Zimmer einer Dame. Denken

Sie an die vergessene Liebenswürdigkeit, die einst aus diesem Fenster geblickt hat, denken Sie an das Leben der Frauen in der alten Zeit, die hauptsächlich diesen Ausblick in jene buschige Welt kannten. O ihr sanftmüthigen lieben Basen! Und Sie, Fräulein Searle, sind noch eine von ihnen." Und er ging auf sie zu und ergriff ihre große weiße Hand. Sie überließ sie ihm, indem sie bis zu den Augen erröthete und ihre andere Hand an ihre Brust preßte. „Sie sind ein Weib aus der vergangenen Zeit. Sie sind von edler Einfalt. Es ist ein Roman, Sie gesehen zu haben. Es hat nichts zu bedeuten, was ich zu Ihnen sage. Sie kannten mich gestern nicht, Sie werden mich morgen nicht kennen. Lassen Sie mich heute etwas Tolles, etwas Holdes thun. Lassen Sie mir die Einbildung, Sie wären die Seele aller der todten Frauen, welche diese Terrassenplatten betreten haben, die hier wie Grabsteine auf dem Fußboden einer Kirche liegen. Lassen Sie mich sagen, daß ich Sie anbete."

Und er erhob ihre Hand an seine Lippen. Sie zog sie sanft zurück und wendete für einen Augenblick ihr Gesicht ab. Als ich ihren Augen im nächsten Augenblicke begegnete, sah ich, daß sie mit Thränen gefüllt waren. Die verzaubert schlafende Prinzeß des Märchens war erwacht.

Es folgte eine verlegene Pause. Plötzlich fand sich ein Ausweg in dem Erscheinen des Hausmeisters, der einen Brief trug. „Ein Telegramm, Fräulein," sagte er.

„Ach Himmel!" rief Fräulein Searle, „ich kann kein Telegramm öffnen. Vetter, helfen Sie mir."

Searle nahm den Brief, öffnete ihn und las laut:

„Ich werde zum Diner zu Hause sein. Halt den Amerikaner fest."

II.

„Halt den Amerikaner fest!“ Fräulein Searle verlor in Uebereinstimmung mit der im Telegramm ihres Bruders (allerdings mit etwas telegraphischer Kurzangebundenheit) ihr zugekommen Weisung keine Zeit, das Vergnügen auszudrücken, das es ihr bereiten würde, wenn mein Gefährte bliebe. „Sie müssen wirklich,“ sagte sie, und sofort begab sie sich zu der Beschließerin, um Befehle zur Instandsetzung eines Zimmers zu ertheilen.

„Wie in aller Welt konnte er wissen, daß ich hier sei?“ fragte Searle.

„Wahrscheinlich erfuhr er,“ erklärte ich ihm, „von seinem Sachwalter den Besuch Ihres Freundes Simmons. Simmons und der Sachwalter müssen seit Ihrer Ankunft in England eine zweite Zusammenkunft gehabt haben. Simmons hat seine Gründe gehabt, dem Sachwalter von Ihrer Reise in diese Gegend Mittheilung zu machen, und Herr Searle hat, indem er dies erfuhr, es augenblicklich für eine ausgemachte Sache gehalten, daß Sie sich seiner Schwester in aller Form vorgestellt haben. Er ist zur Gastfreundschaft geneigt, und er wünscht, daß sie mit Ihnen verfährt, wie sich's gehört. Ja vielleicht noch mehr. Ich bilde mir einigermaßen ein, daß er ein wahrer Phönix unter den Usurpatoren ist, daß sein edleres Empfinden durch die Auseinandersetzungen der Rechtskundigen geweckt und gewonnen worden ist, und daß er die Absicht hat, Ihnen gutwillig Ihren Bruchtheil an dem Gute zu übergeben.“

„Ich gebe es auf,“ sagte mein Freund nachdenklich, „mag kommen, was da will.“

„Sie sind natürlich bei der Einladung meines Bruders mitgemeint,“ sagte Fräulein Searle, indem sie wieder er-

schien und sich mir zuwendete. „Ich habe auch Ihr Logis besprochen. Es soll sogleich nach Ihrem Gepäck geschickt werden.“

Es wurde ausgemacht, daß ich in Person nach unserer kleinen Schenke fahren und zu rechter Zeit mit unsern Habseligkeiten zurückkehren sollte, um Herrn Searle bei Tische zu begegnen. Als ich einige Stunden später wieder auf dem Gute ankam, wurde ich unverzüglich nach meinem Zimmer geführt. Der Diener zeigte mir, daß es durch eine Thür und einen Privatgang mit dem meines Gefährten in Verbindung stand. Ich ging über diesen Gang — einen langen, schmalen Corridor mit einem hohen vergitterten Erkerfenster, durch welches auf eine Reihe grotesk mit Schnitzwerk verzierte eichne Nischen und Schenktische die düstere beseelende Gluth der im Westen stehenden Sonne strömte — klopfte an seine Thür und öffnete sie, als ich keine Antwort erhielt. Mein Freund saß in einem Armstuhl am offnen Fenster und schlief. Seine Arme und Beine hatten ihre Spannung verloren, sein Kopf lag ruhig nach hinten gebogen. Es war eine große Erleichterung, ihn von seinen schwärmerischen Ausbrüchen ausruhen zu sehen, und ich beobachtete ihn einige Augenblicke, bevor ich ihn weckte. Auf seiner Wange glühte ein schwaches Roth, und seine Lippen waren, wie durch ein Lächeln, ein wenig geöffnet, was der geistigen Gesundheit etwas näher kam, als alles, was ich bis jetzt an ihm gesehen. Es war beinahe Glück, es war beinahe Gesundheit. Ich legte meine Hand auf seinen Arm und schüttelte ihn sanft. Er öffnete seine Augen, sah mich einen Augenblick an, schien mich unbestimmt zu erkennen und schloß sie wieder. „Lassen Sie mich träumen, lassen Sie mich träumen,“ sagte er.

„Wovon träumen Sie denn?“

Es verging ein Weilchen, bevor ich Antwort erhielt.

„Von einem hochgewachsenen Weibe in einem wunderlichen seidenen Kleide, mit gelben Haaren und einem holden, holden Lächeln und einer sanften, tiefen, köstlichen Stimme. Ich liebe sie."

„Es ist besser, sie zu sehen," sagte ich, „als von ihr zu träumen. Stehen Sie auf und kleiden Sie sich an, und wir wollen zum Essen hinuntergehen und sie treffen."

„Zum Essen — zum Essen" — und er öffnete allmählig wieder die Augen. „Ja auf mein Wort, ich werde essen."

„Sie sind ein gesunder Mensch!" sagte ich, als er sich auf die Füße erhob. „Sie werden's noch erleben, daß Sie Herrn Simmons begraben." Er hatte die Stunden während meiner Abwesenheit, wie er mir erzählte, mit Fräulein Searle verbracht. Sie waren mit einander durch den Park, die Gärten und die Gewächshäuser gewandelt. „Sie müssen schon recht vertraulich miteinander geworden sein," sagte ich lächelnd.

„Sie ist vertraulich gegen mich," antwortete er. „Der Himmel weiß, was für Schnickschnack ich ihr vorgesetzt haben mag." Sie hatten sich vor einer Stunde getrennt, und seitdem war, wie er glaubte, ihr Bruder angekommen.

Das langsam hinschwindende Zwielicht verweilte noch in dem großen Salon, als wir eintraten. Die Beschließerin hatte uns gesagt, daß dieses Gemach selten in Gebrauch genommen würde, da man für denselben Bedarf ein kleineres und bequemeres hätte. Man schien es indeß jetzt zu Ehren meines Gefährten zu verwenden. Am äußersten Ende desselben erhob sich bis zur Decke wie das Grabmal eines Herzogs in einer Kathedrale ein großer Kamin von ciselirtem weißen Marmor, der von der Zeit etwas gelb geworden war, und in welchem ein leichtes Feuer knisterte. Vor dem Feuer stand ein kleiner Mann, der die Hände

auf den Rücken gelegt hatte. Neben ihm stand Fräulein Searle, durch ihren Anzug so verändert, daß ich sie kaum wieder erkannte. In unserm Eintritt und Empfang lag ein Etwas, was uns bis tief in die Seele durchfröstelte und feierlich stimmte. Schweigend bewegten wir uns durch das lange Zimmer. Herr Searle schritt uns langsam ein Dutzend Schritte entgegen. Seine Schwester stand regungslos da. Ich ward gewahr, daß sie ihr Gesicht hinter einem großen weißen mit Flittergold verzierten Fächer verbarg, und daß ihre Augen, ernst und weit aufgethan, uns aufmerksam über den obern Rand desselben beobachteten. Der Herr von Lockley Park ergriff schweigend die ihm von seinem Verwandten dargebotene Hand und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit den Augen, wobei er, wie ich glaube, ein überraschtes Zusammenfahren über seine Aehnlichkeit mit Sir Josua's Portrait unterdrückte. „Das ist ein glücklicher Tag!" sagte er. Und dann fügte er, sich mit einer Verbeugung mir zuwendend, hinzu: „Der Freund meines Vetters ist auch mein Freund." Fräulein Searle senkte ihren Fächer.

Das Erste, was mir an Herrn Searle's Erscheinung auffiel, war seine kleine und magere Gestalt. Er war um einen halben Kopf kleiner als seine Schwester. Das Zweite war die unnatürlich rothe Farbe seines Haares und Bartes. Dieselben mischten sich mit einander über seinen Ohren und umgaben sein Gesicht wie ein großer düsterer Heiligenschein. Sein Gesicht war bleich und hager wie das Gesicht eines Gelehrten, eines Dilettanten, eines Mannes, der in einer Bibliothek, gebückt über Büchern, Kupferstichen und Medaillen lebt. Von fern betrachtet hatte es ein eigenthümlich unschuldiges und jugendliches Aussehen, bei näherer Betrachtung aber entdeckte man eine Anzahl fein eingeätzter und eingeschnittner Runzeln, welche die Wirkung hatten, daß

er seltsam betagt und verschlagen aussah. Es war die Gesichtsfarbe eines Mannes von sechzig Jahren. Seine Nase, gebogen und feingebildet, war der Nase meines Freundes fast zum Verwechseln ähnlich. Im Einklange mit der Wirkung seiner Haare war die seiner Augen, die groß und tiefliegend waren und eine fuchsartige Schärfe und Röthe hatten, aber voll Leben und Geist waren. Und nun denke man sich diese Physiognomie, so ernst und feierlich anzusehen, so fratzenhaft feierlich beinahe trotz der buschigen Brandröthe, die sie einschloß, durch ein Lächeln in Bewegung gesetzt, welches mit schrecklichem Flüstern zu sagen schien: „ich bin das Lächeln, das alleinige und officielle, das Lächeln auf Commando", und man wird einen annähernden Begriff von der merkwürdigen Erscheinung unseres Wirthes haben, die, wie ich mir bei verstohlener Erforschung derselben sagte, mehr des Sehens und Kennenlernens werth war als irgend etwas, zu dem unser Ausflug bis jetzt geführt hatte. Wie ganz ähnlich ich mit meinem Gefährten empfinden gelernt und wie wirksam ich meine Auffassung der seinen angeschlossen hatte, erkannte ich nicht eher recht klar, als bis ich in den kurzen fünf Minuten, die der Ankündigung, das Diner sei aufgetragen, vorausgingen, deutlich bemerkte, wie er, moralisch gesprochen, eine Vertheidigungsstellung einnahm. Keinem von uns beiden war, wie die Italiener sagen, Herr Searle eine sympathetische Erscheinung. Nach ihrer Haltung hätte ich glauben können, daß Fräulein Searle unsere Gedanken ahnte. Eine merkliche Veränderung war seit dem Morgen mit ihr vorgegangen, ja, wie ich in dem Lichte des verwunderten Blicks las, den er ihr zuwarf, während der Stunde, die seit ihrer Trennung von ihrem Vetter verflossen war. Sie hatte sich von einer großen Aufregung noch nicht erholt. Ihr Gesicht war bleich und ihre Augen roth von Weinen. Diese tragischen Anzeichen gaben

ihrem Aeußern eine unerwartete Würde, die durch den seltsam malerischen Anblick ihrer Kleidung noch erhöht wurde.

Ich weiß nicht, ob es Geschmack oder ob es Zufall war, aber Fräulein Searle war, als sie so halb im kühlen Zwielicht, halb im gedämpften Scheine des Feuers dastand, das in der riesigen Größe seines Marmorkäfigs sich verlor, eine Figur für einen geschickten Maler. Sie war in die verblichene Pracht eines schönen Gewebes von meergrüner Farbe, eines Gemisches von Seide und Krepp gekleidet, das mit Guirlanden, Garnirungen und Puffen zu einem massiven „bouillement“ aufgesteckt war — ein Stück Damenschneiderkunst, welches, obwohl es bei einer guten Anzahl stattlicher Gastmähler Zeuge gewesen sein mußte, noch immer einen Zug bewundernswürdiger Eleganz an sich trug. Ueber ihren weißen Schultern trug sie ein Gewebe von den kostbarsten und altehrwürdigsten Spitzen und um ihren runden Hals eine Kette schwerer Perlen. Ich führte sie zu Tische, und Herr Searle nahm, indem er mit meinem Freunde folgte, dessen Arm, wie der letztere mir später erzählte, und that scherzhaft, als ob er ihn führen wollte. Im Verlauf des Diners gewann ich die Empfindung, daß ein Drama zu spielen begonnen habe, in welchem die drei Personen vor mir die Schauspieler waren und jede eine hochwichtige Rolle zu spielen hatten. Die Rolle meines Freundes schien indeß die schwerste zu sein, und ich war von dem lebhaften Wunsche erfüllt, daß er sich derselben mit Ehren entledigen möge. Es war mir, als sähe ich, wie er seine schattenhaft schwachen Fähigkeiten ermahnte, seinem schattenhaft schwachen Willen zu gehorchen. Der arme Mensch saß da und mühte sich ab, mit Selbstachtung aufzutreten. Vor Fräulein Searle, dem leichtgläubigen, geduldigen und mitleidigen Mädchen, hatte er schließlich alle

Eitelkeit und Zurückhaltung bei Seite geworfen und sich ihr bis auf den Grund seines phantastischen Herzens gezeigt. Aber vor unserm Wirthe durfte er keinen Unsinn reden und sich Freiheiten herausnehmen. Hier saß, wenn je irgendwo, ein doppelt destillirter Conservativer, der alle Düfte ererbter Berechtigung und Sicherheit aushauchte. Eine Stunde lang also sah ich meinen armen Freund sich wacker drehen und wenden, um von ledernen Dingen zu sprechen. Er hatte sich als ein richtiger Amerikaner zu erweisen, so daß sein Wohlgefallen an dieser älteren Welt rein uninteressirt erschien. Was sein Verwandter in ihm zu finden erwartet, weiß ich nicht, aber bei all seiner fein zurecht gelegten Artigkeit war er unvermögend, einen Anflug von Verdruß zu unterdrücken, als er fand, daß er überhaupt anmuthig sprechen könne. Herr Searle war nicht der Mann darnach, beim Spiel sich in die Karten sehen zu lassen, aber ich glaube, seine beste Karte war das unbedingte Vertrauen gewesen, daß diese exotische Schmarotzerpflanze schwerlich gute Manieren haben werde. Unser Wirth lenkte mit großem Takt das Gespräch auf Amerika, wobei er von demselben etwa so sprach, als ob es ein fabelhafter, der britischen Umlaufssphäre fremder Planet wäre, von dem man zwar neuerdings behaupten wollte, daß er die zu Erhaltung animalischen Lebens erforderliche Menge atmosphärischer Gase besitze, den man aber doch nicht ohne den Vorbehalt reiflicher Ueberlegung unter die Dinge aufnehmen könne, die nach gewöhnlicher Auffassung die Welt ausmachen. Ich meinestheils empfand nur Bedauern, daß die sphärische Glätte seines Universums durch das Eindringen unsrer vierkantigen Schultern bis zum Knacken angespannt werden sollte.

„Ich wußte so im Allgemeinen," sagte Herr Searle, „daß ich Verwandte in Amerika habe, aber Sie wissen,

man denkt kaum an die Wirklichkeit von dergleichen Dingen. Ich hätte mir kaum deutlicher vorstellen können, daß Leute von unserm Blute dort seien, als ich mir vorstellen könnte, daß ich selbst dort wäre. Es war ein Mensch auf der Schule, den ich kannte, ein sehr komischer Bursch, auch ein netter Bursch, er und ich, wir waren ziemlich gute Freunde. Ich glaube, er ging später nach Amerika, in die Argentinische Republik, glaub' ich. Kennen Sie die Argentinische Republik? Beiläufig, was für ein ungewöhnlicher Name! Und dann, wissen Sie, war da jener mein Großoheim, den Sir Josua malte. Er ging nach Amerika, kam aber nie dort an. Er ging auf der See verloren. Sie sehen ihm ähnlich genug, um einen sich einbilden zu lassen, er wäre wirklich dorthin gelangt und hätte dort bis jetzt gelebt. Wenn Sie er sind, so haben Sie nicht weise gehandelt, sich hier sehen zu lassen. Er ließ einen üblen Ruf hinter sich. Es giebt einen Geist, der aller Augenblicke einmal in dem Hause spukt und seufzt, der Geist eines Mädchens, gegen die er sehr unrecht handelte."

„O, Bruder!" rief Fräulein Searle entsetzt aus.

„Natürlich weißt Du nichts von solchen Dingen," sagte Herr Searle. „Du schläfst einen zu gesunden Schlaf, um das Seufzen von Geistern zu hören."

„Wahrhaftig, ich würde mich ganz unermeßlich freuen, das Seufzen eines Geistes zu hören," sagte mein Freund, indem das Licht seines früheren Eifers in seinen Augen wieder aufleuchtete. „Warum seufzt er? Enthüllen Sie uns die wunderbare Sage."

Herr Searle betrachtete seine Zuhörer für einen Augenblick, wie wenn er sie auf's Korn nehmen wollte, und dann „sammelte er sich", wie die Franzosen sagen, „als ob er seine eigne Einbildungskraft ermäße."

Er wünschte seinem Thema gerecht zu werden. Indem

er mit den fünf Fingernägeln seiner linken Hand nervös an dem klingenden Krystall seines Weinglases spielte und sein helles Auge seine vergnügte Stimmung darüber verrieth, daß er, so klein und wunderlich er da vor uns saß, für den Augenblick einen tiefen Eindruck machte, tröpfelte er in unsere unbewachten Gemüther die düstere Sage seines Hauses.

„Herr Clement Searle," so hub er an, „war nach allem, was ich über ihn zusammenbringen kann, ein junger Mann von großen Talenten, aber schwacher Gemüthsart. Seine Mutter war frühzeitig im Leben Wittwe geworden. Sie hatte zwei Söhne, von denen er der ältere und derjenige war, der am meisten versprach. Sie erzog ihn mit der größten Liebe und Sorgfalt. Natürlich wünschte sie, als er zum Manne gereift war, ihn gut zu verheirathen. Seine Mittel waren vollkommen hinreichend, um ihn über den Mangel an Mitteln bei seiner Frau hinwegsehen zu lassen, und Frau Searle wählte für ihn eine junge Dame, die nach ihrer Ansicht alle guten Gaben mit Ausnahme eines Vermögens besaß — ein schönes, stolzes, stattliches Mädchen, die Tochter eines alten Freundes — ich glaube, eines ihrer früheren Liebhaber. Clement indeß hatte, wie es schien, entweder schon gewählt oder war noch nicht bereit zu wählen. Die junge Dame feuerte auf ihn umsonst die Batterie ihrer Reize ab, umsonst führte seine Mutter ihre Sache mit eindringlicher Wärme. Clement blieb kalt, fühllos, unbeugsam. Frau Searle besaß eine angeborne Seelenstärke, die sich im weiblichen Zweige der Familie verloren zu haben scheint. Ein stolzes, leidenschaftliches, gebieterisches Weib, hatte sie viele Sorgen und Processe gehabt, und sie hatten ihr einen festen Willen gegeben. Sie hegte den Verdacht, daß die Neigungen ihres Sohnes anderswohin gefallen wären und zwar auf eine unrechte Stelle. Erzürnt

über den hartnäckigen Trotz, den er ihren Wünschen entgegenstellte, beharrte sie bei ihrem Drängen. Je mehr sie ihn beobachtete, desto mehr glaubte sie, daß er eine heimliche Liebe habe. Wenn er aber eine heimliche Liebe hatte, so liebte er natürlich unter seinem Stande. Er ging schwermüthig, düster und zerstreut umher. Endlich drohte sie mit der verhängnißvollen Taktlosigkeit eines ärgerlich gewordnen Weibes, die junge Dame ihrer Wahl — die beiläufig eben keine zimperlich zurückfahrende Blume gewesen zu sein scheint — in's Haus kommen und dort verbleiben zu lassen. Die Folge war eine stürmische Scene. Er drohte, wenn sie das thäte, so würde er das Land verlassen und nach Amerika absegeln. Sie glaubte ihm wahrscheinlich nicht, sie wußte, daß er einen schwachen Willen hatte, aber sie überschätzte seine Schwäche. Jedenfalls kam die holde Verschmähte eines Tages an, und Clement reiste ab. An einem dunkeln Decembertage schiffte er sich in Southampton ein. Die beiden Frauen saßen, verzweifelnd vor Wuth und Kummer, allein in diesem großen Hause und mischten ihre Thränen und Verwünschungen.

Vierzehn Tage später, am heiligen Abend vor Weihnachten, inmitten eines großen Schneesturms, von dem noch lange im Lande gesprochen wurde, kam ihnen noch eine gewaltige Steigerung ihres Jammers. Ein junges Frauenzimmer, durchnäßt und durchkältet von dem Sturme, gewann Eingang in's Haus und fand ihren Weg bis vor die Herrin und deren Besuch. Sie erzählte ihre Geschichte. Sie war die Tochter eines armen Landpfarrers von Hereford. Clement Searle hatte sie geliebt, sie nur zu sehr geliebt. In seinem Ingrimm hatte ihr Vater sie aus seinem Hause gestoßen, so möge denn wenigstens seine Mutter Mitleid mit ihr haben, wo nicht mit ihr selbst, doch für das Kind, das

sie bald zur Welt bringen werde. Das arme Mädchen war zum zweiten Male zu vertrauensvoll gewesen. Die Weiber trieben sie mit Hohn, mit Abscheu, vielleicht mit Schlägen wieder in den Sturm hinaus. In diesem Sturme verirrte sie sich, und in dem tiefen Schnee starb sie. Ihr Liebhaber ging, wie Sie wissen, in jenem harten Winterwetter auf der See unter. Die Nachricht davon kam seiner Mutter spät, aber immer noch zeitig genug zu. Bei uns aber spukt seitdem die Pfarrerstochter."

Ein paar Augenblicke herrschte eine Pause. „Ach, das mag recht wohl so sein," sagte Fräulein Searle mit tiefem Mitleid.

Searle loderte in Enthusiasmus auf. „Nartürlich wissen Sie —" und dabei begann er plötzlich heftig zu erröthen, — „daß ich bedauern würde, mit meinem ungetreuen Namensvetter irgendwie mich verglichen zu sehen, der arme Mensch! Aber es sollte mir doch außerordentlich wohl thun, wenn sich dieser arme Geist durch meine Aehnlichkeit mit ihm täuschen lassen und mich für den grausamen Geliebten halten sollte. Sie mag nur kommen, es soll mir behagen. Was unsereins in der Sache thun kann, werde ich mit Vergnügen thun. Aber kann denn ein Geist bei einem Geiste spuken? Ich *bin* ein Geist."

Herr Searle starrte ihn einen Augenblick an, dann sagte er mit stolzem Lächeln: „Ich könnte beinahe glauben, daß Sie einer wären."

„O Bruder — o Vetter!" rief Fräulein Searle, mit der sanftesten, aber flehentlichsten Würde, „wie könnt Ihr nur so gräßlich reden?"

Dieses gräßliche Geplauder besaß indeß für meinen Freund einen mächtigen Zauber, und seine Einbildungskraft, durch die kalte Berührung mit seinem Verwandten eine Weile abgekühlt, begann wieder mit ihrem früheren Feuer

zu glühen. Von diesem Augenblicke hörte er für so lange, als er sein leidenschaftliches Wohlgefallen an der Scene um ihn ausdrückte, auf, seine Muschelschale zu steuern, oder sich darum zu kümmern, was er sagte oder wie er es sagte. Wie er sprach, hörte ich selbst innerlich auf, dagegen Einspruch zu thun. Ich habe mich seitdem gewundert, daß mich das Hervortretenlassen eines so üppig wuchernden und blühenden Egoismus nicht verdrossen hat. Aber eine große Offenherzigkeit macht sich für den Augenblick ihr eigenes Gesetz, und eine große Leidenschaft ihren eigenen Kanal. Außerdem lag in der Art, wie mein Freund sprach, eine unendliche Anmuth. Sie war gleich frei von Schmeichelei wie von Neid. Ihre innerste Seele war eine göttliche Ahnung, ein Aufschwung der Phantasie, die frei wie der Flug Ariels die Poesie in der Lage seiner Gefährten und ihre damit contrastirende prosaische Haltung bemeisterte.

„Wie kommt das Aussehen des Alters?" fragte er beim Dessert. „Kommt es von selbst, unbemerkt, unverzeichnet, ungemessen? Oder freit man darnach, setzt man Köder, stellt man Fallen nach ihm auf und beobachtet man es wie das dämmernde Bräunen einer Meerschaumpfeife und nagelt es fest, wenn es erscheint, just wo es herausschaut, und zündet eine Votivkerze unter ihm an und bedankt sich täglich vor ihm? Oder verbietet, bekämpft man es, widersteht man ihm und fühlt doch, daß es sich an einem festsetzt und vertieft, so unwiderstehlich wie das Schicksal?"

„Was der Teufel schwatzt dieser Mensch nur für Zeug?" sagte das Lächeln unseres Wirthes.

„Ich fand diesen Morgen ein graues Haar," sagte Fräulein Searle.

„Guter Himmel! Hoffentlich hatten Sie Respect davor," rief Searle.

„Ich besah mir's eine lange Weile mit meinem kleinen Glase," sagte seine Cousine in Einfalt.

„Fräulein Searle wird viele Jahre lang in der Lage sein, sich an grauen Haaren zu amüsiren," sagte ich.

„In zehn Jahren werde ich dreiundvierzig sein," antwortete sie.

„Das ist mein Alter," sagte Searle. „Wenn ich nur vor zehn Jahren hierhergekommen wäre. Ich würde dann mehr Zeit gehabt haben, mich des Schmauses zu freuen, aber ich würde weniger Appetit gehabt haben. Ich mußte erst Heißhunger darnach bekommen."

„Warum warteten Sie denn, bis es an's Verhungern ging?" fragte Herr Searle. „Denken zu müssen, daß wir uns Ihrer schon zehn Jahre lang hätten erfreuen können!" Und bei dem Gedanken an diese verlornen zehn Jahre brach Herr Searle in ein heftiges nervöses Gelächter aus.

„Ich hatte immer die Vorstellung — eine so dumme, ordinäre Vorstellung, wie je eine existirte — daß man, um gehörig zu reisen, einen Topf voll Geld haben müsse. Mein Topf war zu weit geleert. Zuletzt kam ich mit einem leeren Topfe."

Herr Searle hustete, wie wenn er zu sprechen zögerte, und sagte dann: „Sie sind ein — Sie befinden sich in beschränkten Verhältnissen?"

Meinen Freund kitzelte es offenbar ganz ungeheuer, seine traurige Lage mit einem so milden Namen bezeichnet zu hören. „Beschränkte Verhältnisse!" rief er mit einem langen leichtfertigen Lachen. „Ich bin in gar keinen Verhältnissen."

„Na auf mein Wort!" murmelte Herr Searle mit einer Miene, wie wenn er zwischen der Empfindung der Unschicklichkeit und dem Gefühl der Seltenheit, daß ein Mann von Lebensart in einem solchen Tone über seine Angelegenheiten sprach, getheilt wäre. „Na — na —

na!" fügte er mit einer Stimme hinzu, die Alles oder nichts bedeuten konnte, und verschritt dann mit einem Blinzeln in seinem Auge dazu, ein Glas Wein zu leeren. Sein funkelndes Auge begegnete, als er trank, über dem Rande des Glases dem meinen, und für einen Moment wechselten wir einen langen tiefen Blick — einen Blick so scharf, daß er auf dem Gesichte von uns Beiden eine leichte Verlegenheit zurückließ.

„Und Sie," sagte Herr Searle, wie um den Sieg zu vollenden, „wie steht es mit Ihren Verhältnissen?"

„O, die seinigen," sagte mein Freund, „sind ganz unbeschränkt. Er könnte Lockley Park kaufen und noch 'was übrig behalten!" Er hatte, glaub' ich, eine größere Zahl von Gläsern Portwein getrunken, als im Interesse einer vollständigen Selbstbeherrschung wünschenswerth war, wobei ich freilich zugeben muß, daß der Portwein hier unendlich trinkbar war. Er trieb rasch über alle schweigende Mißbilligung von meiner Seite hinaus. Eine gewisse fieberhafte Barschheit in Blick und Stimme bei ihm warnte mich, daß der Versuch, ihm eine Leitung zu geben, ihn nur reizen würde. Als wir von Tische aufstanden, ward er meine besorgte Miene gewahr. Indem er seinen Arm für einen Augenblick in den meinen schob, flüsterte er: „Dies ist die große Nacht! Die Nacht des Verhängnisses, die Nacht des Schicksals!"

Herr Searle hatte die Thüren der ganzen untern Region des Hauses öffnen und an passenden und wirksamen Stellen eine Menge von Lichtern anbringen lassen. Einen solchen reichen Aufmarsch alter Leuchter und Armleuchter hatte ich noch nie zu Gesicht bekommen. In Nischen an dem dunkeln Wandgetäfel angebracht, große leuchtende Kreise auf die herabhängende Steifheit düstrer Tapeten werfend und mit bewundernswürdiger Wirkung

die gewaltige Größe und das geheimnißvolle Wesen des alten Hauses steigernd und vervollständigend, schienen sie die großen Räume, als unsre kleine Gruppe langsam von einem in den andern schritt, mit einem unbestimmten, erwartungsvollen Etwas zu bevölkern. Wir verlebten eine entzückende Stunde. Herr Searle übernahm sofort die Rolle eines Cicerone und — ich hatte ihm bis dahin nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen — Herr Searle wurde angenehm. Während ich mit Fräulein Searle langsamer gehend zurückblieb, schritt er mit seinem Verwandten voraus. Es war, wie wenn er gesagt hätte: „Gut, wenn Sie diesen alten Besitz haben wollen, so sollen Sie ihn haben — auf metaphysischem Wege.“ Um im Volkstone zu reden, er tränkte es ihm ein. Indem er in seiner linken Hand einen großen Silberleuchter trug, erhob und senkte er ihn und ließ das Licht hierhin und dahin fallen, auf Bilder und Behänge, Schnitzwerk und hundert verborgene architektonische Schätze. Herr Searle kannte sein Haus. Er deutete auf unzählige Ueberlieferungen und Erinnerungen hin und citirte mit einem sehr hübschen Geschick die Gestalten der früheren Bewohner desselben. Er erzählte ein Dutzend Anekdoten mit einer fast ehrfurchtsvollen Ernsthaftigkeit und Genauigkeit. Sein Gefährte hörte ihm mit einer Art grübelnden Verständnisses zu. Fräulein Searle und ich waren mittlerweile nicht völlig schweigsam.

„Ich vermuthe,“ sagte ich, „daß Sie und Ihr Vetter jetzt schon fast wie alte Freunde miteinander stehen.“

Sie spielte einen Augenblick mit ihrem Fächer und erhob dann mit ihrem einfältig ehrlichen Blick die Augen, indem sie sagte: „Alte Freunde und doch zu gleicher Zeit seltsam neue. Mein Vetter — mein Vetter,“ und ihre Stimme verweilte bei dem Worte — „es kommt einem so wunderlich vor, wenn man ihn mein Vetter nennen soll,

nachdem man diese vielen Jahre daher gemeint hat, man hätte keinen Vetter. Er ist ein sehr eigenthümlicher Mann."

„Nicht so sehr er als seine Verhältnisse sind eigenthümlich."

„Ich bedauere, daß er in schlechten Verhältnissen ist. Ich wollte, ich könnte ihm helfen. Er interessirt mich so sehr." Hier stieß Fräulein Searle einen tiefen weichen Seufzer aus. „Ich wollte, ich hätte ihn schon vor langer Zeit kennen gelernt. Er sagte mir, daß er nur der Schatten von dem sei, was er gewesen."

Ich fragte mich, ob Searle mit Bewußtsein auf die Phantasie dieses sanften Wesens eingewirkt habe. Wenn das der Fall war, so hatte er seinen Zweck erreicht. Aber in Wirklichkeit war seine Stellung nach meinem Gefühl eine so widerspruchsvolle geworden, daß ich kaum wagte, mich aus vollem Herzen zu freuen. „Sein besseres Selbst," sagte ich, „scheint eben jetzt von Neuem Gestalt anzunehmen. Es wird Ihrerseits eine gute That sein, Fräulein Searle, wenn Sie helfen wollen, ihm seine geistige Gesundheit und Heiterkeit wiederzugeben."

„Ach, was kann ich thun?"

„Ihm eine Freundin sein. Ihm erlauben, daß er Ihnen gut ist, daß er Sie liebt. Sie sehen jetzt ohne Zweifel vieles, was zu bemitleiden ist und worüber man sich wundert. Aber lassen Sie ihn sich einfach eine Weile des angenehmen Gefühls erfreuen, daß Sie ihm nahe, daß Sie ihm theuer sind. Er wird infolge dessen ein besserer und stärkerer Mann werden, und dann können Sie ihn lieben und ihn ohne Einschränkung achten."

Fräulein Searle hörte mir mit einem Blicke verlegner Zärtlichkeit zu. „Da habe ich eine schwere Rolle zu spielen," sagte sie.

Ihre fast kindliche Sanftmuth ließ mir keine andere

Wahl, als ganz offen zu sein. „Haben Sie denn überhaupt jemals eine Rolle gespielt?“ fragte ich.

Ihre Augen begegneten verwundert den meinen. Sie erröthete, als ob sie plötzlich fühlte, was ich meinte. „Niemals,“ sagte sie. „Ich glaube, ich habe kaum gelebt.“

„Sie haben jetzt vielleicht angefangen zu leben. Sie haben begonnen, sich für etwas zu interessiren, was außerhalb des engen Kreises der Gewohnheit und der Pflicht liegt. Entschuldigen Sie, wenn ich etwas zu offen mich ausspreche, Sie wissen, ich bin ein Fremder. Es ist ein großer Augenblick. Ich wünsche Ihnen Glück.“

„Ich könnte mir fast einbilden, daß Sie über mich lachen. Ich finde, daß ich eher traurig als glücklich gestimmt bin.“

„Warum sind Sie traurig?“

Sie hielt inne und heftete ihre Augen auf unsre beiden Gefährten. „Die Ankunft meines Vetters,“ sagte sie endlich, „ist eine große Störung.“

„Sie meinen, daß Sie Unrecht gethan haben, ihn anzuerkennen? In diesem Falle trifft die Schuld mich. Er hatte nicht die Absicht, Ihnen dazu Gelegenheit zu geben.“

„Ich that in gewisser Weise allerdings Unrecht. Aber ich finde in meinem Herzen nichts, was mich das bereuen lassen könnte. Ich werde es nie bereuen. Ich that, was ich für in der Ordnung hielt. Der Himmel verzeih mir's!“

„Gott segne Sie dafür, Fräulein Searle! Wird es irgendwie schlimm ablaufen? Ich habe den Schaden angerichtet, lassen Sie mich dafür büßen.“

Sie schüttelte ernst den Kopf und sagte: „Sie kennen meinen Bruder nicht.“

„Nun dann, je eher ich ihn kennen lerne, desto besser!“ Und hierauf empfand ich eine dumpfe Aufregung, die sich

seit länger als einer Stunde in mir gesammelt und zu einem plötzlichen Zornesausbruch gesteigert hatte. „Was in aller Welt ist denn eigentlich Ihr Bruder?“ fragte ich. Sie wendete sich ab. „Fürchten Sie sich vor ihm?“ fragte ich weiter.

Sie warf mir einen thränenfeuchten Seitenblick zu. „Er sieht nach mir her!“ murmelte sie.

Ich blickte nach ihm hin. Er stand so, daß er uns den Rücken zugekehrt hatte, und hielt einen in Rococo-Silber eingerahmten großen venetianischen Handspiegel, den er von einem Simse mit Alterthümern genommen, in solcher Richtung vor sich hin, daß er das Bild der Gestalt seiner Schwester auffing. Soll ich's bekennen? Etwas in diesem Verfahren regte meinen Sinn für das Malerische so auf, daß ich mit einer Art unterdrückten Zornes murmelte: „Der Schleicher!“ Und doch fühlte ich Leidenschaft genug, um weiter gedrängt zu werden. Es schien mir, daß auch ich in diese verstohlene Beobachtung eingeschlossen war. Ich sollte nicht um nichts beobachtet werden. „Fräulein Searle,“ sagte ich, indem ich auf ihre Aufmerksamkeit bestand, „geben Sie mir ein Versprechen.“

Sie wendete sich mir zusammenfahrend zu und blickte mich an wie jemand, der flehentlich bittet, ihn mit einem großen Schmerze zu verschonen. „O, verlangen Sie nichts von mir!“ rief sie. Es war, als ob sie im Begriffe stünde, plötzlich wohlbekannten und gewohnten Boden zu verlieren, und aufgefordert worden wäre, den Sprung vom Rande des Abgrundes zu thun. Ich fühlte, daß ein Rückzug unmöglich, und daß es freundlicher war, ihr ein Vorwärts zuzuwinken.

„Geben Sie das Versprechen,“ sagte ich.

Noch immer weigerte sie sich mit ihren Augen. „O schrecklicher Tag!“ rief sie endlich.

„Versprechen Sie mir, ihn, wenn er Sie bitten sollte, Ihnen jeden Wunsch aussprechen zu lassen, gleichviel, ob Sie vermuthen, daß er auf Seiten Ihres Bruders nicht gebilligt wird.“

Sie erröthete tief. „Sie meinen,“ sagte sie, „Sie meinen, daß er — mir etwas Besonderes zu sagen hat?“

„Etwas ganz Besonderes.“

„Armer Vetter!“

Ich warf ihr einen tieffragenden Blick zu. „Gut, armer Vetter! Aber versprechen Sie mir.“

„Ich verspreche es,“ sagte sie und ging über das lange Zimmer hin und zur Thüre hinaus.

„Sie kommen gerade zu rechter Zeit, um die entzückendste Geschichte zu hören,“ sagte mein Freund, als ich mich den beiden Herren wieder beigesellte. Sie standen vor dem alten nachgedunkelten Portrait einer Dame in der Kleidung der Zeit der Königin Anna. Ihre schlechtgemalten Fleischtinten traten im Kerzenlicht bleifarben aus ihrer dunkeln Drapirung und dem Hintergrunde hervor.

„Dies ist Fräulein Margaret Searle — eine Art Beatrix Esmond — welche that, was ihr gefiel. Sie heirathete einen armseligen Franzmann, einen Fiedler ohne einen Pfennig, zum Trotz ihrer ganzen Familie.“

„Holde Margaret,“ sagte Searle, „mein Compliment. Bei meiner Seele, sie sieht wie Fräulein Searle aus! Aber bitte, fahren Sie fort. Was wurde aus dem Allen?“

Herr Searle sah seinen Verwandten einen Augenblick mit einer Miene des Mißfallens an seiner ungestümen Huldigung und des Mitleids mit seiner plumpen Phantasie an. Dann nahm er mit einer sehr deutlich bemerkbaren Trockenheit des Tones seine Rede wieder auf. „Vor einem Jahre fand ich in einem Kasten mit sehr alten Papieren einen Brief von Frau Margaret an Cynthia Searle, ihre

ältere Schwester. Er war aus Paris datirt und furchtbar unorthographisch geschrieben. Er enthielt eine höchst leidenschaftliche Bitte um — um Geldunterstützung. Sie war eben entbunden worden, sie litt Hunger, sie war von ihrem Manne vernachlässigt, sie fluchte dem Tage, wo sie England verlassen. Es war ein trübseliger Gefühlsausbruch. Nie hörte ich, daß sie Mittel zur Rückkehr gefunden hätte."

„Das kommt davon, wenn man einen Franzosen heirathet," sagte ich mit Betonung.

Herr Searle schwieg ein paar Augenblicke. „Das war," sagte er endlich, „die Erste und die Letzte von der Familie, die so verdammt unenglisch war."

„Kennt Fräulein Searle ihre Geschichte?" fragte mein Freund, indem er auf die Rundung und die Weise der vollen Wangen der Dame hinstarrte.

„Fräulein Searle weiß nichts," sagte unser Wirth mit Eifer.

Diese Aeußerung schien in meinem Freunde einen großmüthigen Gegeneifer zu entzünden. „Sie soll wenigstens die Geschichte von Frau Margaret wissen," rief er und ging raschen Schrittes weg, um sie zu suchen.

Herr Searle und ich setzten unsern Weg durch die erleuchteten Zimmer fort.

„Sie haben da ja einen Vetter vom schwersten Kaliber gefunden," sagte ich.

„Ah, vom schwersten Kaliber?" fragte mein Wirth steif.

„Ich meine damit, daß er an Ihren Annalen und Besitzungen ein so lebhaftes Interesse nimmt wie Sie selbst."

„O ganz richtig!" und Herr Searle brach in ein schallendes Gelächter aus. „Er erzählt mir," setzte er nach einem Augenblicke hinzu, „daß er krank ist. Ich würde das nie geglaubt haben."

„Im Laufe der letzten paar Stunden," sagte ich, „ist

er ein veränderter Mensch geworden. Ihr Haus und Ihre Güte haben ihn unendlich erfrischt."

Herr Searle stieß den kurzen formlosen Ausruf aus, mit dem mancher Engländer jede besondere höfliche Sprachwendung, die ihm das Zwerchfell erschüttern will, zu begrüßen pflegt. Er heftete seine Augen mit finsterm Blick auf den Fußboden, dann blieb er zu meiner Ueberraschung plötzlich stehen und sah mich mit durchdringendem Blicke an. „Ich bin ein rechtschaffner Mann!" sagte er. Ich war völlig bereit, ihm beizupflichten, aber er fuhr fort mit einer Art furioser Offenherzigkeit, wie wenn er zum ersten Male in seinem Leben genöthigt worden wäre, sich zu erklären, und als ob der Proceß ihm gewaltig unangenehm wäre und er ihn wie eine Schulaufgabe rasch durchmachen wollte. „Ein rechtschaffner Mann, merken Sie sich das. Ich weiß nichts von Herrn Clement Searle. Ich erwartete niemals ihn zu sehen. Er ist mir ein — ein —" hier hielt Herr Searle inne, um ein Wort zu wählen, das genügend lebhaft das ausdrückte, was im Guten oder Schlimmen sein Verwandter ihm gewesen. „Er ist für mich ein Schrecken gewesen. Ich hege keinen Zweifel, daß er ein höchst liebenswürdiger Mann ist. Sie werden indeß nicht leugnen, daß er ein sehr seltsamer Mensch ist. Ich bedauere, daß er krank ist. Ich bedauere, daß er arm ist. Er ist mit mir im fünfzigsten Grade verwandt. Gut und schön. Ich bin ein rechtschaffner Mann. Er soll nicht sagen können, daß er in meinem Hause nicht aufgenommen worden sei."

„Auch er ist, dem Himmel sei Dank! ein rechtschaffner Mann," sagte ich lächelnd.

„Warum zum Teufel," schrie Herr Searle, indem er sich mir fast grimmig zuwendete, „hat er dann unter der Hand diesen Anspruch auf mein Besitzthum geltend gemacht?"

Diese überraschende Aeußerung warf ein helles Licht zurück auf das Benehmen unseres Wirthes und die unterdrückte Aufregung seiner Schwester. In einem Nu enthüllte sich die eifersüchtige Seele des unglücklichen Herrn. Einen Augenblick lang war ich so bestürzt und entrüstet über sein rücksichtsloses Drauflosfahren, daß mir die Worte fehlten, um ihm zu antworten. Sobald er gesprochen hatte, schien Herr Searle zu fühlen, daß er einen zu derben Schlag gethan. „Entschuldigen Sie mich," fuhr er hastig fort, „wenn ich über diese Sache mit Hitze spreche. Aber selten hat es mir einen so schweren Stoß gegeben, als wie ich heute Morgen von meinem Sachwalter von dem ungeheuerlichen Vorgehen des Herrn Clement Searle erfuhr. Großer Himmel, mein Herr, wofür hält mich der Mann? Er thut, als ob er eine — Gott weiß, welche — phantastische Leidenschaft für mein Haus empfände. Mag er es dann respectiren. Mag er in seinem flitterhaften Paradiren mit seiner Einbildungskraft sich einmal den zehnten Theil von dem vorstellen, was ich fühle. Ich liebe mein Gut, es ist meine Leidenschaft, mein Leben, mein zweites Ich. Soll ich ein großes Loch hineinmachen für einen bettelhaften Fremden, einen Abenteurer, einen Zigeuner? Ich dachte, Amerika rühmte sich, Land für alle Welt zu haben. Bei meiner Seele, Herr, nie in meinem Leben hat mir etwas einen solchen Stoß gegeben."

Ich hielt einige Augenblicke an mich, bevor ich sprach, um seiner Leidenschaft Zeit zu lassen, sich auszutoben und, wenn es ihm beliebte, wieder aufzuflackern; denn meinestheils schien es gut, wenn ich ihm ein für alle Mal antwortete. „Ihre wirklich abgeschmackten Befürchtungen, Herr Searle," sagte ich endlich, „Ihr Entsetzen, wie ich's nennen darf, hat Ihren gesunden Menschenverstand ganz übermeistert. Sie greifen einen Strohmann, ein Geschöpf

Ihrer ordinären Einbildung an, obwohl ich mit Betrübniß zu fürchten habe, daß Sie einen Mann von Geist und Gewissen verwundet haben. Entweder hat mein Freund keinen gültigen Anspruch auf Ihr Gut, in welchem Falle Ihre Aufregung überflüssig ist, oder er hat wirklich einen gültigen Anspruch —"

Herr Searle ergriff mich beim Arme und sah mich, wie ich sagen darf, mit glühenden Augen an. Sein gewöhnlich bleiches Gesicht war noch bleicher vor Entsetzen über meine Andeutung, seine großen scharfblickenden Augen blitzten, und sein flammendes Haar stand ihm zu Berge und zitterte.

Einen gültigen Anspruch!" flüsterte er. „Mag er's damit versuchen."

Wir waren auf die große Eingangshalle des Herrenhauses hinausgetreten und kehrten dem Hauptportal das Gesicht zu. Die Thür in dem Vorbau stand offen, und ich konnte durch ihre steinerne Bogenwölbung den Garten im blauen Lichte des Vollmonds glitzern sehen. Als Herr Searle die Worte äußerte, die ich soeben wiederholte, sah ich meinen Gefährten von außen langsam in die Vorhalle kommen. Er war im bloßen Kopfe, hell draußen im Mondschein, dunkel im Schatten des Bogengewölbes und wieder hell im Lampenlicht der Schwelle der Halle. Als er über die Schwelle schritt, erschien der Hausmeister oben auf der Treppe zu unsrer Linken, fuhr, als er Herrn Searle vor sich sah, einen Augenblick merklich zusammen und zögerte, stieg aber dann, als er meinen Freund bemerkte, mit ernster Miene herab. Er trug in der Hand einen kleinen silbernen Präsentirteller. Auf dem Teller lag, vom Lichte der Hängelampe bestrahlt, ein zusammengefaltetes Billet. Clement Searle trat vor, starrte hin und fuhr dann, wie ich glaube, in dem dunklen Gefühl, daß eine Explosion nahe sei, ein

wenig zurück. Der Hausmeister legte die Lunte an. Er trat auf meinen Freund zu und hielt ihm Teller und Billet hin.

Herr Searle machte eine Bewegung, als ob er vorspringen wollte, bezwang sich aber. „Tottenham!“ schrie er mit greller Stimme.

„Ja, Herr,“ sagte Tottenham innehaltend.

„Stehen bleiben, wo Sie sind. Für wen ist dieses Billet?“

„Für Herrn Clement Searle,“ sagte der Hausmeister, indem er starr gerade vor sich hinblickte, wie wenn er jeden Verdacht widerlegen wollte, daß er die Aufschrift gelesen.

„Wer gab es Ihnen?“

„Frau Horridge, Herr.“ Er meinte die Beschließerin.

„Wer gab es der Frau Horridge?“

Tottenham machte eine unendlich lange Pause, bevor er antwortete.

„Mein lieber Herr,“ mischte sich Searle hinein, der im Gefühle verletzter Höflichkeit ganz nüchtern geworden war, „ist das nicht eigentlich meine Sache?“

„Was in meinem Hause geschieht, ist meine Sache, und es scheinen sich sehr sonderbare Dinge zu begeben.“ Herr Searle war so erbittert, daß er — was bei einem Engländer selten vorkommt — sich vor einem Diener bloßstellte.

„Bringen Sie mir das Billet,“ schrie er.

Der Hausmeister gehorchte.

„Wahrhaftig, das ist zu viel!“ rief mein Gefährte, verletzt und hülflos.

Ich hatte dieses widerwärtige Betragen satt. Ehe Herr Searle Zeit fand, das Billet zu nehmen, setzte ich mich in Besitz desselben. Ich sagte: „Wenn Sie keine Rücksicht auf Ihre Schwester nehmen, so gestatten Sie

wenigstens einem Fremden, für sie zu handeln.“ Und ich zerriß das bestrittene Ding in ein Dutzend Stücke.

„Im Namen des Anstandes,“ rief Searle, „was hat dieses gräßliche Benehmen zu bedeuten?“

Herr Searle war im Begriff, gegen ihn loszubrechen, aber in diesem Augenblicke erschien seine Schwester auf der Treppe, augenscheinlich durch unsre lauten und zornigen Stimmen herbeigerufen. Sie hatte das Kleid, das sie beim Diner getragen, mit einem dunklen Schlafrocke vertauscht, ihren Schmuck abgelegt und ihr Haar aufzulösen begonnen, von dem eine schwere Flechte dem Kamme entschlüpft war. Sie eilte herunter mit einem blassen, fragenden Gesichte. Indem ich deutlich empfand, daß für uns sofortige Abreise in der Luft lag, und ahnte, daß Herr Tottenham ein Hausmeister von merkwürdiger Auffassungsgabe und außerordentlicher Hurtigkeit war, ergriff ich die Gelegenheit, ihn mit gedämpfter Stimme zu ersuchen, ohne Vorzug einen Wagen vor die Thür zu senden. „Und legen Sie unsre Sachen darauf,“ fügte ich hinzu.

Unser Wirth stürzte auf seine Schwester los und ergriff ihren weißen Unterarm, der aus dem lose anliegenden Aermel ihres Rockes herausgeschlüpft war. „Was stand in jenem Billet?“ fragte er.

Fräulein Searle blickte zuerst auf seine herumgestreuten Bruchstücke und dann auf ihren Vetter. „Haben Sie es gelesen?“ fragte sie.

„Nein. Aber ich danke Ihnen dafür,“ sagte Searle.

Ihre Augen verkehrten einen Moment strahlend mit den seinen, dann richtete sie dieselben auf das Gesicht ihres Bruders, wo das Licht aus ihnen schwand und nur eine dumpfe, traurige Geduld zurückließ. Er schien darin eine unerbittliche Geduld zu finden. Er wurde dunkelroth vor Wuth und dem Gefühl seines unschönen Betragens

und stieß sie weg. „Du bist ein Kind!“ schrie er. „Geh zu Bette!“

Auch im Gesichte des armen Searle verzog sich die Heiterkeit, die sich darauf gesammelt, in eine finstre Miene voll Ekel, und die widerstrahlende Helle seines glücklichen Tages verwandelte sich in öde Wirrsal. „Habe ich denn diese drei Stunden hindurch mit einem Verrückten verkehrt?“ fragte er in kläglichem Tone.

„Mit einem Verrückten, ja, wenn Sie wollen! Mit einem Manne, der verrückt ist vor Liebe zu seinem Heimwesen und dem Wunsche, daß es ihm ungestört verbleibe. Ich habe bis jetzt den Mund gehalten, aber Sie haben es mir zu arg getrieben. Wer sind Sie, was sind Sie? Aus welchem Narrenparadiese kommen Sie her, daß Sie sich einbilden, ich werde ein Stück von meinem Lande, meinem Heimwesen, meinem Herzen abschneiden, um es Ihnen zuzuwerfen? Wahrhaftig, ich soll mein Land mit Ihnen theilen? Beweisen Sie Ihren verteufelten Anspruch. Es ist nicht so viel dran!“ Und er stieß mit dem Fuße nach einem der Papierfetzen auf dem Fußboden.

Searle empfing diese Breitseite mit offnem Munde. Dann wendete er sich weg, ging fort, setzte sich auf eine Bank an der Wand und rieb sich verstört die Stirn. Ich sah auf meine Uhr und lauschte auf die Räder unseres Wagens.

Herr Searle fuhr fort: „War es nicht genug, daß Sie gegen mein Eigenthum Ränke spannen? Mußten Sie mir in's eigne Haus kommen, um gegen meine Schwester Ränke zu spinnen?“

Searle verbarg sein Gesicht in seine beiden Hände. „Oh, oh, oh!“ stöhnte er leise.

Fräulein Searle eilte raschen Schrittes zu ihm hinüber und fiel neben ihm auf die Knie.

„Geh zu Bett, du Thörin!“ kreischte ihr Bruder.

„Lieber Vetter,“ sagte Fräulein Searle, „es ist grausam, daß Sie so von uns denken müssen.“

„O, ich werde an Sie denken!“ sagte er. Und er legte ihr die Hand auf den Kopf.

„Ich glaube, daß Sie nichts Unrechtes gethan haben,“ murmelte sie.

„Ich habe gethan, was ich konnte,“ fuhr ihr Bruder fort. „Aber es ist Erznarrheit, Freundschaft zu beanspruchen, wo dieser Greuel zwischen uns liegt. Sie waren mir bei meinem Fleisch und Wein willkommen, aber ich frage mich verwundert, wie Sie es hinterbringen konnten. Der Anblick verdarb mir den Appetit,“ schrie der wüthende kleine Mann mit einem Gelächter. „Führen Sie Ihren Proceß nur weiter. Meine Leute in London haben Anweisung und sind vorbereitet.“

„Ich bin der Meinung,“ sagte ich zu Searle, „daß es sich mit Ihrer Sache gewaltig gebessert hat, seit Sie sie aufgegeben haben.“

„Oho! So thun Sie also nicht mehr, als ob Sie nichts davon wüßten?“ sagte Herr Searle und schüttelte seine flammende Haarfülle nach mir. „Es ist sehr gütig von Ihnen, die Sache aufzugeben.“ Und er lachte, daß die Wände widerhallten. „Vielleicht wollen Sie auch meine Schwester aufgeben.“

Searle saß auf seiner Bank in sich zusammengesunken und starrte seinen Gegner an. „O, Sie erbärmlicher Mensch!“ stöhnte er zuletzt. „Ich dachte, wir wären so gute Freunde geworden.“

„Bah, Sie Einfaltspinsel!“ schrie unser Wirth.

Searle schien ihn nicht zu hören. „Kann man denn im Ernste erwarten,“ fuhr er dann langsam und in schmerzlichem Tone fort — „kann man im Ernste erwarten, daß

— daß ich hier sitze und mich vertheidige — um zu beweisen, daß ich nichts Unrechtes gethan habe? Denken Sie, was Sie wollen.“ Und er erhob sich mit Anstrengung auf seine Füße. „Ich weiß, was Sie denken,“ fügte er mit einem Blick auf Fräulein Searle hinzu.

Die Räder der Kutsche ließen sich jetzt auf dem Kieswege hören, und im selben Augenblicke kam der Bediente mit unsern beiden Mantelsäcken die Treppe herunter. Herr Tottenham folgte ihm mit unsern Hüten und Ueberröcken.

„Guter Gott!“ schrie Herr Searle, „Sie wollen doch nicht fort!“ Dieser Ausruf hatte unter den Umständen eine großartige Komik, die mich zu heftigem Lachen veranlaßte. „Bei meiner Seele,“ fügte er hinzu, „natürlich gehen Sie.“

„Es ist vielleicht gut,“ sagte Fräulein Searle mit einer großen Anstrengung, die bei einer Dame, der große Anstrengungen offenbar etwas Neues und Seltsames waren, unaussprechlich rührend war, „wenn ich Ihnen sage, was mein armes kleines Billet enthielt.“

„Die Angelegenheit mit Deinem Billet,“ sagte ihr Bruder, „werden wir unter uns beiden abmachen.“

„Lassen Sie mich seinen Inhalt errathen,“ sagte Searle.

„Ach, man hat zu viel darüber errathen wollen,“ antwortete sie bescheidentlich. „Es war nur ein Wort der Warnung. Ich wußte, daß etwas Schmerzliches im Anzuge war.“

Searle nahm seinen Hut. „Die Schmerzen und die Freuden dieses Tages,“ sagte er zu seinem Verwandten, „ich werde sie beide nie vergessen. Daß ich Sie kennen lernte,“ und er bot Fräulein Searle seine Hand, „ist die Freude der Freuden gewesen. Ich hoffte, es würde sich etwas mehr daraus entwickeln.“

„Es hat sich nur zu viel daraus entwickelt," schrie unser Wirth, der sich nicht halten konnte.

Searle sah ihn mit mildem, fast wohlwollendem Blicke vom Kopf bis zu den Füßen an, und dann schloß er seine Augen mit einer Miene, als ob er plötzlich physischen Schmerz empfände, und sagte: „Ich fürchte mich so. Ich kann das nicht mehr aushalten." Ich gab ihm meinen Arm und schritt über die Schwelle. Als wir hinausgingen, hörte ich, wie Fräulein Searle in eine Fluth von Thränen und lautes Schluchzen ausbrach.

„Wir werden, wie ich annehme, noch von einander hören," schrie ihr Bruder, indem er unsern Rückzug belästigte.

Searle blieb stehen und drehte sich nach ihm rasch, fast grimmig um. „O, Sie lächerlicher Mensch!" rief er.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie keinen Proceß führen wollen?" kreischte der Andere. „Ich werde Sie zwingen, zu processiren. Ich werde Sie vor den Gerichtshof schleppen, und Sie sollen geschlagen werden, geschlagen, geschlagen werden!" Und dieses sanfte Wort fuhr fort, uns, während wir wegfuhren, in den Ohren zu klingen.

III.

Wir fuhren natürlich nach der kleinen Schenke an der Heerstraße, von wo wir am Morgen so unbehelligt von Feinden oder Freunden im ganzen weiten England ausgegangen waren. Mein Freund schien, als der Wagen weiter rollte, ganz und gar überwältigt und erschöpft zu sein. „Was für ein Traum!" murmelte er stumpfsinnig.

„Was für ein Erwachen! Was für ein langer, langer Tag! Was für eine entsetzliche Scene! Ich Armer! Das arme Weib!“

Als wir wieder von unsern kleinen nebeneinanderliegenden Stuben Besitz genommen hatten, fragte ich ihn, ob das Billet Fräulein Searle's die Folge von irgend etwas gewesen sei, was zwischen ihnen vorgekommen, als er sie aufzusuchen gegangen.

„Ich fand sie,“ erwiderte er, „auf der Terrasse, wo sie unruhig im Mondschein hinschritt. Ich war sehr aufgeregt, und kaum weiß ich, was ich gesagt habe. Ich fragte sie, denk' ich, ob sie die Geschichte von Margaret Searle kenne. Sie schien erschrocken und beunruhigt, und sie brauchte just die Worte, die ihr Bruder gebraucht: ich weiß nichts. Für den Augenblick war mir zu Muthe, wie einem Trunkenen. Ich stand vor ihr und erzählte ihr mit großer Emphase, wie hold es gewesen, daß Margaret Searle ihrem Herzen gehorchend und ihrer Familie trotzend einen bettelarmen Ausländer geheirathet habe. Während ich sprach, schien sich das in Strahlen gebrochne Mondlicht um uns zusammenzuschließen, und wir standen wie in einem Traum, in einer Einsamkeit, in einem Roman. Sie wurde jünger, holder und anmuthiger. Ich zitterte von göttlicher Redseligkeit. Bevor ich's gewahr wurde, war ich weit gegangen. Ich ergriff ihre Hand und nannte sie Margaret! Sie hatte gesagt, daß es unmöglich, daß sie nichts thun könne, daß sie eine Thörin, ein Kind, eine Sklavin sei. Dann sprach ich mit plötzlicher fester Ueberzeugung von meinem Anspruch auf das Gut. Er existirt also wirklich? fragte sie. Er existirt, antwortete ich, aber ich habe ihn aufgegeben. Seien Sie großmüthig. Bezahlen Sie ihn mit Ihrem Herzen. Für einen Augenblick strahlte ihr Gesicht. Wenn ich Sie heirathe, rief sie, so will ich den Schaden wieder gut machen.

Bei unsrer Heirath, sagte ich bestätigend, wird aller Schade wegschmelzen wie ein Regentropfen im Ocean. Unsere Heirath! wiederholte sie verwundert, und der tiefe, tiefe Klang ihrer Stimme schien die krystallnen Wände ihrer Illusion zu zersprengen. Ich muß nachdenken, ich muß nachdenken! sagte sie und eilte davon, indem sie ihr Gesicht in ihre Hände barg. Ich schritt die Terrasse ein paar Augenblicke auf und ab und kam dann herein, wo ich Euch traf. Das ist die einzige Bezauberung, die ich angewendet habe."

Der arme Mensch war durch die Ereignisse des Tages so aufgeregt und zugleich so erschöpft, daß ich dachte, er werde wenig Schlaf haben. Auch meinestheils wissend, daß mich der Schlaf hartnäckig fliehen würde, kleidete ich mich nur theilweise aus, steckte mein Feuer in Brand und setzte mich hin, um etwas zu schreiben. Ich hörte die große Wanduhr in dem kleinen Salon unten Zwölf, Eins und halb Zwei schlagen. Gerade wie die Schallschwingungen des letzten Schlages in der Luft erstarben, wurde die Verbindungsthür, die in Searle's Stube führte, aufgestoßen, und mein Gefährte stand bleich wie eine Leiche in seinem Nachthemde auf der Schwelle. Er hob sich von der Dunkelheit hinter ihm wie ein Gespenst ab.

„Sehen Sie mich an!" sagte er mit dumpfer Stimme. „Berühren Sie mich, umarmen Sie mich, verehren Sie mich! Sie sehen einen Menschen vor sich, der einen Geist gesehen hat."

„Großer Himmel, was meinen Sie damit?"

„Schreiben Sie's nieder!" fuhr er fort. „Da, geben Sie Ihre Feder her. Bringen Sie's in furchtbare Worte. Machen Sie daraus von allen Geistergeschichten die geisterhafteste, die wahrste! Wie sehe ich aus? Sehe ich wie ein

Mensch aus? Bin ich blaß? Bin ich roth? Spreche ich englisch? Ein Geist, Herr! Verstehen Sie mich?"

Ich gestehe, auch mich überkam durch die Berührung mit ihm ein Schauder vor dem Uebernatürlichen. Ich werde stets fühlen, daß auch ich einen Geist gesehen habe. Meine erste Bewegung — ich kann auch jetzt noch nicht darüber lächeln — war, nach der Thür zu springen, sie mit einem starken Stoße zu schließen und dann den Schlüssel vor der gähnenden Finsterniß umzudrehen, aus welcher Searle hervorgetaucht war. Ich ergriff ihn bei beiden Händen, sie waren naß von Schweiß. Ich schob einen Stuhl vor das Feuer und zwang ihn, sich hineinzusetzen. Ich kniete vor ihn hin und hielt seine Hände so fest wie möglich. Sie zitterten und bebten, seine Augen waren starr, nur daß die Pupillen sich mit außerordentlicher Kraft erweiterten und wieder zusammen zogen. Ich that keine Fragen an ihn, sondern wartete, obschon es mir das Herz abdrücken wollte. Endlich sprach er.

„Ich bin nicht erschrocken, aber ich bin — oh! aufgeregt! Das heißt Leben! Das ist leben! Meine Nerven — mein Herz — mein Gehirn! Sie pulsiren mit der Wildheit von einer Myriade Leben. Fühlen Sie es? Prickelt Sie es? Sind Sie heiß? Sind Sie kalt? Halten Sie mich fest — fest — fest! Ich werde in Wellen — Wellen — Wellen zerzittern und das All kennen lernen und mich meinem Schöpfer nähern."

Hier hielt er einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Ein Weib — so hell wie diese Kerze — nein, viel heller! In einem blauen Kleide, einer schwarzen Mantille um ihren Kopf und mit einem kleinen schwarzen Muffe. Jung, furchtbar schön, bleich und krank, klagte und flehte sie mich an, die Traurigkeit aller Frauen, die je liebten und litten, in ihren todten schwarzen Augen. Gott weiß, daß ich nie

etwas der Art gethan habe. Aber sie hielt mich für einen früheren Verwandten, für den andern Clement. Sie kam zu mir hier, wie sie dort zu mir gekommen sein würde. Sie rang ihre Hände und sprach zu mir. Heirathe mich! stöhnte sie, heirathe mich und gieb mir meine Ehre wieder. Ich setzte mich im Bette auf, ganz so, wie ich hier sitze, sah sie an, hörte sie — hörte ihre Stimme verhallen, beobachtete, wie ihre Gestalt verschwamm. Himmel und Erde! Hier bin ich!"

Ich machte weder einen Versuch, die Vision meines Freundes zu erklären noch sie ihm auszureden. Es genügt, wenn ich sage, daß ich in dieser Stunde mich von seiner Aufregung unwiderstehlich angesteckt fühlte. Im Allgemeinen denke ich, daß meine Vision die interessantere von beiden war. Er schaute blos das vorübergehende, nichtantwortende Gespenst, ich hatte das menschliche Subject noch heiß von der Gegenwart des Gespenstes vor mir. Nichtsdestoweniger kam ich bald wieder genügend zu Verstande, um zu fühlen, daß es nothwendig sei, die Gesundheit meines Freundes vor den üblen Folgen der Aufregung und Anstrengung zu wahren. Schweigend richteten wir es so ein, daß er für diese Nacht nicht in sein Zimmer zurückkehren sollte, und ich machte es ihm bald gehörig bequem an seiner Stelle vor dem Feuer. Indem ich vorzüglich einer Erkältung vorzubeugen wünschte, nahm ich meine Betten weg und hüllte ihn in zahlreiche Wollen- und Steppdecken ein. Meine Nerven ließen mich weder schreiben noch schlafen. So löschte ich meine Lichter aus, brachte das Feuer wieder in Brand und setzte mich an die gegenüberliegende Seite des Heerdes. Ich fand eine Art ernster Unterhaltung in der Beobachtung meines Freundes. Schweigend, bis an's Kinn eingehüllt und eingepackt, saß er stramm und aufrecht von der Würde seines großen Erlebnisses da. Seine Augen

waren die meiste Zeit geschlossen, doch öffnete er sie von Zeit zu Zeit weit und starr und blickte ohne zu zwinkern in das Licht des Feuers, als ob er von Neuem ohne Schrecken das Bild jenes unseligen Mädchens sähe. Mit seinem leichenhaften, ausgemergelten Gesichte, seinen tragischen Falten, welche das heraufscheinende Glühen des Feuers noch mehr hervortreten ließ, seinem herunterhängenden schwarzen Schnurrbarte, seiner überschwänglichen Ernsthaftigkeit und einem hochphantastischen Zuge in dem flackernden Wechsel von Gedanken auf seiner Stirn sah er aus wie der von Visionen heimgesuchte Ritter der Mancha, als ihn der Herzog und die Herzogin pflegten. Die ganze Nacht verging, ohne daß wir sprachen. Gegen ihr Ende hin schlief ich eine halbe Stunde. Als ich munter wurde, hatten die erwachten Vögel zu zwitschern begonnen. Searle saß durch nichts gestört da und starrte mich an. Wir tauschten einen langen Blick aus, und ich fühlte mit klopfendem Herzen, daß seine flimmernden Augen zum letzten Male natürlichen Schlaf gekostet hatten.

„Wie steht es?" fragte ich. Fühlen Sie sich wohl?"

Er sah einige Zeit vor sich hin ohne zu antworten. Dann sprach er mit seltsamer harmloser Großsprecherei und mit Pausen zwischen seinen Worten, wie wenn eine innere Stimme ihm einhülfe: „Sie fragten mich, als Sie mich zuerst kennen lernten, was ich sei. Nichts, sagte ich — nichts! Für Nichts hab' ich mich immer selbst gehalten. Aber ich habe mir Unrecht gethan. Ich bin eine vornehme Person. Ich bin eine Seltenheit unter den Menschen. Ich bin ein Geisterseher."

Der Schlaf war von seinen Augen gewichen, ich empfand mit tieferem Schmerze, daß auch aus seiner Stimme die volle Gesundheit gewichen war. Von diesem Augenblicke an bereitete ich mich auf das Schlimmste vor. Es

lag aber in meinem Freunde eine solche sein ganzes Wesen durchdringende Sanftmuth und conservirende Geduld, daß dieses Schlimmste für die ihn umgebenden Personen wahrscheinlich ohne Hast und Heftigkeit kam. Gute Manieren waren bei ihm so zu stehender Gewohnheit geworden, daß im Kern des Denkens bei ihm der Proceß der Auflösung lange hätte arbeiten können, ohne einen Ausweg zu finden.

Als der Morgen uns vollständig aufzudämmern begann, machte ich unsrer seltsamen Nachtwache ein Ende. Searle schien so schwach, daß ich ihm meine Hände gab, um ihm beim Aufstehen von seinem Stuhle zu helfen, er hielt sie noch einige Zeit fest, nachdem er auf seine Füße getreten war, da er augenscheinlich unfähig war, sich im Gleichgewicht zu erhalten. „Gut," sagte er, „ich habe einen Geist gesehen, aber ich zweifle, ob ich's erleben werde, noch einen zu sehen. Ich werde bald selbst ein so wackrer Geist sein, als der beste von ihnen. Ich werde bei Herrn Searle spuken. Es kann nur Eins zu bedeuten haben — meinen nahen, nahen Tod!"

Als ich vorschlug, zu frühstücken, sagte er: „Dies soll mein Frühstück sein," und damit zog er aus seinem Reisesacke eine Phiole mit Morphium. Er nahm eine starke Dosis ein und ging zu Bette. Zu Mittag fand ich ihn wieder auf den Füßen, angekleidet, rasirt und augenscheinlich erfrischt. „Armer Junge," sagte er, „Sie haben mehr bekommen, als um was Sie handelten — einen von Geistern heimgesuchten Kameraden. Aber es wird nicht lange dauern."

Es fragte sich nun natürlich sogleich, wohin wir weiter unsere Schritte lenken sollten. „Da ich so wenig Zeit übrig habe," sagte Searle, „so möchte ich das Beste, nur das Beste sehen." Ich antwortete, daß ich mir in alle Wege eingebildet habe, Oxford sei das Beste in England, und in Folge dessen reisten wir im Verlauf einer Stunde ab.

Von Oxford im Einzelnen zu sprechen fühle ich wenig Beruf. Es muß für einen Amerikaner lange einer der wohlthuendsten Punkte seiner Reisen sein. Den Eindruck, den es in einem amerikanischen Gemüthe hervorruft, die Empfindungen, die es erregt, sind zu groß und zu verschieden, um sich in Worte fassen zu lassen. Es scheint mit einer Vollständigkeit, von der man sich nichts träumen läßt, eine Art unbestimmten und heiligen Ideals des westlichen Geistes, eine Schulstadt, eine für die Betrachtung bestimmte Heimath zu verkörpern. Wie ich mir denke, nöthigt kein andrer Ort in Europa unsern barbarischen Herzen eine so leidenschaftliche Bewunderung ab. Eine feinere Feder als die meinige muß die prächtigen Einrichtungen aufzählen, mit denen es diese große Aufgabe ausführt, ich kann nur Zeugniß ablegen von dem dominirenden Tone seiner Wirkung.

Indem man durch die verschiedenen Straßen geht, in welchen die hintere Langseite der altersgrauen Mauern der Colleges eine alterthümliche Stille zu bewahren scheint, empfindet man, daß dies die würdevollste der Städte ist. Ueber Allem und durch Alles waltet und wirkt die große, zu einem Körper verbindende Thatsache der Universität, wie ein stetiger Baß in einer Symphonie von leichteren Saiteninstrumenten, wie die mittelalterliche und mystische Gegenwart des Reiches in der gegliederten Zerstreuung kleinerer Staaten. Die einfache Gothik der langen Straßenfronten der Colleges — gesegneter Serails der Bildung und der Muße — regen die Phantasie auf wie die fensterlosen Haremwände morgenländischer Städte. Innerhalb ihrer gewölbten Portale jedoch wird man noch mehr geweihte und sonnenlose Höfe und das dunkle Grün finden, das dem vom Bücherlesen angegriffenen Auge einen so wohlthuenden Ruhepunkt gewährt. Die graugrünen Vierecke stehen, von edler und vertrauensvoller Gastlichkeit bewohnt, stets offen. Der

Sitz der humanistischen Wissenschaften wirkt stärker durch den mahnenden Schatten seines großen Namens, als durch ein aufmarschirtes Heer von Wächtern und Bütteln.

Unmittelbar nach unsrer Ankunft wanderten mein Freund und ich begierig hinaus in die lichterfüllte Dämmerung des Spätnachmittags. Wir erreichten die Brücke, welche unter den Mauern des Magdalenen-Colleges liegt, und sahen den achtspitzigen Thurm, geziert mit seinen zarten Säulenschaften, wie die vollendete Prosa der Gothik in maßvoller Schönheit sich erheben und die Augen für den Himmel werben, indem er langsam seine Beleuchtung verlor. Wir traten durch die kleine klösterliche Pforte und standen nun in jenem düstern phantastischen äußern Hofe, der durch die Alles beherrschende Gegenwart des großen Thurms verengert wird, wo das Herz schneller klopft und die Schwalben, wie mir vorkam, sich mit mehr Liebe in das Gewirr von Epheu schmiegen, als sonstwo in Oxford. Wir wanderten dann in den großen Kreuzgang und studirten die kleinen in Stein gemeißelten Ungeheuer an der getäfelten Wand der Arkade. Ich freute mich, zu sehen, daß Searle außerordentlich reges Interesse gewann, aber ich begann auch bald zu fürchten, daß der Einfluß des Ortes sich zu mächtig für seine Phantasie erweisen würde, der es an einem Gegengewicht fehlte. Ich kann sagen, daß es mir von dieser Zeit an bei meinem unglücklichen Freunde schwer fiel, zwischen dem Spiel der Phantasie und der Arbeit des Denkens zu unterscheiden und festzustellen, wieviel auf wirkliches Gewahren und wieviel auf Sinnestäuschung kam. Er hatte bereits Gefallen daran gefunden, seine Persönlichkeit mit der jenes ältern Clement Searle zu verschmelzen; jetzt begann er fast ganz wie aus dem Bewußtsein seines Vetters aus alter Zeit zu sprechen.

„Dies war das College, in dem ich studirte," sagte er,

„das nobelste in ganz Oxford. Wie oft hab' ich mit einem damaligen Freunde diesen stillen Kreuzgang durchschritten! Meine Freunde sind alle todt, aber gar mancher junge Bursch, wie wir ihnen hier begegnen, dunkel oder blond, groß oder klein, erinnert mich an sie. Selbst Oxford fühlt, wie man sagt, um seine massiven Grundmauern das Murmeln der Fluthwelle der Zeit, es werden Dinge ausgeschieden und Dinge aufgenommen. Ich lebte noch im alten Oxford — der Stadt, wo Mißbräuche auf's Schönste und Ueppigste wucherten, wo Herkommen und Vorrecht blühten. Was hatt' ich, der ich ein vollkommner Gentleman war und die Taschen voll Geld hatte, mir für Sorge zu machen. Ich hatte 'nen Wechsel von zweitausend Pfund jährlich."

Am folgenden Tage wurde mir klar, daß seine Kraft im Abnehmen begriffen und er nicht mehr im Stande war die Anstrengung regelmäßiger Besichtigung der Sehenswürdigkeiten auszuhalten. Er las meine Befürchtungen in meinen Augen und bemühte sich, mir die Versicherung zu geben, daß ich Recht habe. „Mit mir geht es bergab. Dem Himmel sei Dank, es ist ein sanfter Abhang, bekleidet mit englischem Rasen, und unten am Fuße liegt ein englischer Kirchhof." Die beinahe hysterische Aufregung, welche unser Abenteuer in Lockley Park hervorgerufen, hatte einer allgemeinen stillen Befriedigung Platz gemacht, in der sich die Scene um uns wie in den Tiefen eines leuchtenden Sees spiegelte.

Wir machten einen Nachmittagsspaziergang durch die Christchurch-Wiese und nahmen am Flußufer ein Boot, in welchem ich ihn stromaufwärts nach Iffley und nach den überhangenden Wäldern von Nuneham ruderte — durch die holdeste, flachste, schilfreichste Stromlandschaft, die sich das Herz nur wünschen konnte. Hier trafen wir natürlich zu Hunderten die mächtigen Gestalten der Jünglinge von

England, gekleidet in weiße und blaue Flanellhemden, gewaltig, blondhaarig, prächtig in ihrer Jugendfülle. Behaglich trieben sie, bald freundschaftlich gepaart, bald einsam, vielleicht infolge der Bedeutung der Würden, die ihnen die Schule verliehen, in ihren Schauken träge in der Strömung hinunter, oder ruderten mit Anspannung aller Muskeln, wobei die Mannschaft vom nahen Ufer aus mit heiseren Zurufen ermuntert wurde. Wenn man sich zu allem diesem prächtigen Sport noch die grünende Stille und die silbernen Heiligthümer der Collegien-Gärten denkt, so kann man nicht umhin, zu empfinden, daß die Jugend Englands eine gut gesalzene Suppe ißt.

Da mein Gefährte sich immer weniger im Stande sah, zu gehen, so kehrten wir an drei aufeinanderfolgenden Tagen nach diesen Sammelplätzen der Studenten zurück und verbrachten lange Stunden damit, daß wir an ihren grünsten Stellen saßen. Sie schienen uns die anmuthigsten Dinge in England und die reifsten und süßesten Früchte des englischen Systems zu sein. Eingeschlossen in ihr altes Wiesengrün, geschützt (wie im Falle des New-College) durch freundliche silbergraue Zinnen, die mit ihren Schultern über das verflochtene Laub hundertjähriger Rebstöcke emporragten, mit Duft und Heimlichkeit und Geheimniß erfüllt, mit eifrig studirenden Studenten, die sich auf dem Rasen gelagert hatten, als ob sie ihn zärtlich mit dem Druck ihrer Stiefelabsätze verschonen wollten, und mit der großen conservativen Erscheinung der Collegienfront, die sie zu einem Gegensatz zu der unruhigen Außenwelt macht, scheinen sie Orte, wo man sich für immer in's Gras legen möchte in dem Glauben, daß das ganze Leben ein weiter altenglischer Garten und die Zeit ein endloser englischer Nachmittag ist. Diese zauberhafte Abgeschlossenheit war besonders wohlthuend für meinen Freund, und sein Gefühl davon erreichte

seinen höchsten Grad, wie ich mich entsinne, an dem letzten unsrer drei Nachmittage, als wir träumend in dem geräumigen Garten des St. Johns-College saßen. Die lange Façade des Colleges brütet hier über der Rasenfläche vielleicht mit einer wirkungsvolleren Miene eigenthümlichen Wesen als irgendwo anders. Searle verfiel hier in unaufhörliches Plaudern und hauchte seine schwärmenden Empfindungen mit zarter Beseligung aus, die aus der wunderlichsten Mischung von Klugheit und Thorheit bestand. Jeder Student, der an uns vorüberging, war der Gegenstand eines aus dem Stegreife erfundenen Romans, und jeder Charakterzug des Ortes das Thema einer lyrischen Rhapsodie.

„Ist das nicht Alles eine entzückende Lüge?" fragte er. „Könnte man sich nicht einbilden, daß dies der wahre Centralpunkt des Herzens der Welt wäre, wo alle Echos des Weltlebens nur zusammenträfen, um stecken zu bleiben und zu sterben? Horch, die Luft ist voll von verhaltnen Stimmen. Es ist gut, daß es solche Orte giebt, die im Interesse eingebildeter Bedürfnisse geschaffen, die gebildet sind, um der aus Büchern entstandenen Sehnsucht noch einer Sphäre zu dienen, in der man ohne Erwachen träumen und ohne Widerlegung glauben kann, um die holde Täuschung zu nähren, daß Alles gut sei in dieser ermüdenden Welt, daß Alles vollkommen und abgerundet, weich und fertig sei in dieser Sphäre jämmerlicher Unfertigkeit und furchtbaren Nochnichtangefangensseins. Die Welt ist fertig! Das Werk ist gethan! Jetzt Muße! England ist geborgen! Jetzt zu Theokrit und Horaz, zu Wiesengrün und Himmelsbläue! Was für ein Gefühl uns das Alles von dem zusammengesetzten Leben Englands giebt, und was für einen wesentlichen Factor des gebildeten britischen Bewußtseins man übersieht, wenn man nicht an Oxford denkt! Dem Himmel

sei Dank, daß sie den Verstand hatten, mich in der früheren Zeit hierher zu senden. Ich bin mit meinem Hiergewesensein vielleicht nicht viel, aber was würde ich ohne das gewesen sein. Die nebligen Thürme und Thürmchen Oxfords fern über dem Gefilde gesehen sind alle diese Jahre hindurch eine meiner steten Erinnerungen gewesen. Im Ernste, was leistet Oxford diesen Leuten? Sind sie weiser, feinfühliger, reicher, tiefer? In Augenblicken, wo sein massiger Eindruck wie eine Fluthwoge in mein Gemüth hineinbrandet, nehme ich ihn wie eine Beleidigung meiner Würde auf. Meine Seele wendet sich zurück zu dem nackten Hintergrunde unsrer eignen Erziehung, zu den leeren weißen Wänden, vor denen wir unsre Rollen spielten. Ich stimme ihm mit einer Art verzweifelter Gelassenheit bei, ich beuge mich vor ihm mit einem mürrischen Stolze. Wir werden am entgegengesetzten Pol aufgezogen. Nackt kommen wir in eine nackte Welt. Es liegt eine gewisse Größe darin, daß jede mise en scène fehlt, eine gewisse heroische Straffheit in jenen jungen Geistern des Westens, die nichts für ihre Hände gemacht finden, die ihre eignen Geheimnisse brauchen, die hoch in unsre Morgenluft hinein mit klingendem Hammer und hallenden Nägeln die Schlösser aufsteigen lassen müssen, in denen sie wohnen. Noblesse oblige — Oxford legt Verpflichtungen auf. Wie entsetzlich, diesen Verpflichtungen nicht zu entsprechen! Wenn man die Schuld, die uns die Pietät abverlangt, bis zum letzten Heller mit ihren Interessen abzahlt, kann man mit seinem Segen durch's Leben gehen; aber wenn man sie unhonorirt stehen läßt, ist man ein schlimmerer Barbar als wir. Aber wie dem auch sei, denken Sie, wie sehr es in Myriaden von Einzelherzen geliebt sein muß! Wie das jugendliche Gefühl der Menschheit so sichtlich mit Theilnahme auf dem Orte zu ruhen scheint! Denken Sie an die jungen Leben, die in

seinen Corridoren und Kreuzgängen jetzt Farbe gewinnen. Denken Sie an die Jahrhunderte füllende Geschichte todter Jünglinge — todt ebenso durch den Schluß der Jugendtage, denen diese Orte eine gegenwärtige Welt waren, wie durch das Ende der länger dauernden Leben, die eine ernstere Mutterscene in ihre wuchtige Geschichte zusammengefaßt hat. Wer sind diese beiden jungen Burschen, die dort ihre Beine über das Gras strecken? Der Eine hat die Saturday Review in der Hand, der Andere — bei meiner Seele! Der Andere hat den Artemus Ward!*) Wo leben sie, wie leben sie, zu welchem Zwecke leben sie? Miserable Jungen! Wie können sie Artemus Ward unter diesen Fenstern Elisabeths lesen? Was halten Sie für das Reizendste in Oxford? Die Poesie gewisser Fenster. Sehen Sie 'mal das da drüben, das zweite von jenen kleineren Bogenfenstern mit der zerbrochenen Fensterpfoste und dem offnen Schößchen. Das war das Fenster meines Herzensfreundes vor hundert Jahren. Erinnern Sie mich daran, daß ich Ihnen die Geschichte jener zerbrochenen Fensterpfoste erzähle. Sagen Sie mir nicht, daß es etwas Ungewöhnliches sei, in einem andern College einen Herzensfreund zu haben. Ich bitte Sie, war ich denn verpflichtet, gewöhnliche Dinge zu thun? Er war ein reizender Bursch. Er hatte beiläufig viel Aehnlichkeit mit Ihnen. Natürlich unterschied er sich von Ihnen durch seinen dreieckigen Hut, durch den schwarzen Beutel, in dem er sein langes Haar trug, seinen zimmetbraunen Sammtanzug und seine geblümte Weste. Wir jungen Herren von Stande pflegten Degen zu tragen."

Es war etwas Ueberraschendes und Eindrucksvolles in

*) Artemus Ward, ein amerikanischer Humorist, der in den fünfziger Jahren auch in England durch seine Vorträge Aufsehen machte. D. Uebers.

der sprudelnden Großprahlerei meines Freundes. Der arme entmuthigte Bummler hatte sich in einen Rhapsoden und Seher verwandelt. Besonders überraschte es mich, zu sehen, wie er die Vertrauenslosigkeit und scheue Selbsterkenntniß bei Seite gelegt hatte, die ihn während der ersten Tage unsrer Bekanntschaft bezeichneten. Er war mehr und mehr ein seinem Körper entflohener Beobachter und Beurtheiler geworden, die Schale des Sinnenlebens, täglich dünner und durchsichtiger werdend, ließ das Zittern seines lebendiger gewordenen Geistes erkennen. Er entwickelte eine unvermuthete Gabe, mit den herumschlendernden Studententalaren Bekanntschaft zu machen, denen wir auf unseren Wanderungen nach dahin und dorthin begegneten. Wenn ich ihn auf zehn Minuten verließ, war ich sicher, ihn bei meiner Rückkehr in eifrigem Gespräch mit einem zugänglichen jungen Gelehrten zu finden, der dort herumstrich. Mehrere junge Leute, mit denen er auf diese Weise Beziehungen angeknüpft hatte, luden ihn auf ihre Zimmer ein und bewirtheten ihn hier mit ungestümer Gastfreundschaft. Ich meinestheils zog vor, bei diesen Gelegenheiten nicht zugegen zu sein, ich schrak theils davor zurück, irgendwie verantwortlich gemacht zu werden für seine Faseleien, theils davor, Zeuge von der schmerzlichen Steigerung derselben sein zu müssen, die, wie ich fürchtete, durch Champagner und jugendliche Gesellschaft herbeigeführt werden konnte. Er berichtete über diese Abenteuer mit weniger Beredsamkeit, als ich geglaubt hatte, aber ich vermuthe, daß ihm eine gewisse Methode in seiner Verrücktheit und eine gewisse Festigkeit in seiner weichen schmelzenden Gutmüthigkeit im Ganzen vollkommene Achtung gesichert hatten. Zwei Dinge indeß stellten sich deutlich heraus: daß er mehr Champagner trank, als gut für ihn war, und daß das knabenhaft täppische derbe Wesen seiner Wirthe bei näherer

Ueberlegung einigermaßen dahin wirkte, daß das reine Bild von Oxford in seiner Seele gestört wurde. Zu gleicher Zeit aber vervollständigte es seine Kenntniß des Ortes. Indem er mit mehreren Tutoren und Fellows bekannt wurde, speiste er in einem halben Dutzend Colleges an der öffentlichen Tafel mit, auf welche Bankette er dann mit einer Art andächtiger Salbung hinwies.

Eines Abends, am Schluß eines solchen Schmauses, kam er in einer Droschke in das Hotel zurück, begleitet von einem befreundeten Studenten und einem Arzte. Er sah todtenbleich aus. Er war beim Verlassen der Tafel in Ohnmacht gefallen und so lange ohne Bewußtsein geblieben, daß er unter seinen Gefährten große Beängstigung veranlaßt hatte. Die folgenden vierundzwanzig Stunden verbrachte er natürlich im Bette; aber am dritten Tage erklärte er, stark genug zu sein, um wieder ausgehen zu können. Als er die Straße erreichte, verließ ihn seine Kraft wieder, und ich bestand darauf, daß er in sein Zimmer zurückkehre. Er bat mich mit Thränen in seinen Augen, ihn nicht einzusperren. „Es ist meine letzte Gelegenheit," sagte er. „Ich möchte auf eine Stunde in jenen Garten des St. Johns College zurückkehren. Lassen Sie mich sehen und fühlen, morgen sterbe ich."

Es schien mir möglich, daß die Expedition sich mit einem Rollstuhle, wie man sie in Bath für die Kranken hat, machen lassen werde. Das Hotel besaß, wie sich ergab, ein solches Fuhrwerk, und es wurde sofort zum Vorschein gebracht. Es stellte sich hierauf das Bedürfniß heraus, jemand zu haben, der den Stuhl schöbe. Da nicht gleich jemand für den Zweck zu haben war, machte ich mich bereit, die Sache selbst zu besorgen; aber eben hatte sich Searle gesetzt und war gehörig eingehüllt worden (er litt neuerdings schwer von Frost), als ein älterer Mann aus einem

Schlupfwinkel neben der Thür auftauchte und sich mit einem förmlichen Gruße erbot, dem Herrn mit seinen Diensten aufzuwarten. Wir willigten ein, und er machte sich feierlich daran, den Stuhl vor sich hin zu rollen. Ich erkannte in ihm ein Individuum, welches ich bereits zu gewissen Zeiten während unseres Hierseins scheu und mit einer gedrückten Miene, wie wenn er Beschäftigung suchte und hoffnungslos zweifle, irgend eine zu finden, hatte um die Hoteltheüren herumlungern sehen. Er hatte sich einst in der That mit halbem Muthe uns zum Cicerone, der nicht vom Handwerk, für einen Gang durch die Colleges angetragen, und als ich ihn jetzt ansah, gab es mir einen Stich, indem ich mich erinnerte, daß ich seine Dienste mit unzarter Kurzangebundenheit zurückgewiesen hatte. Seit dieser Zeit war seine Schüchternheit augenscheinlich geringer oder seine Noth größer geworden; denn mit einer seltsamen, grimmigen Gierde drang er uns jetzt seine Dienste auf. Er war ein bemitleidenswerthes Bild schäbiger Vornehmheit und der Schmutzigkeit herabgekommener Verhältnisse. Er verlieh dem Ausdruck „schmierig" eine eigenthümliche Bedeutung und Kraft. Er war vermuthlich ein Fünfziger, aber sein bleiches, ausgemergeltes, ungesundes Gesicht, seine klägliche, schlotterige Haltung und der unheilbare Verfall seiner Kleidung schienen die Last seiner Tage und seiner Erfahrung zu vergrößern. Seine Augen waren mit Blut unterlaufen und sahen schwach aus, seine hübschgeformte Nase war purpurroth geworden, und sein gelblicher Bart, stark mit Grau untermischt, starrte von einer verzweifelten Gleichgültigkeit gegen das Barbiermesser, die sich über einen ganzen Monat erstreckt haben mußte. In all dieser ruppigen Verkommenheit verbarg sich eine merkliche Andeutung, daß unser Freund bessere Tage gesehen hatte. Offenbar war er das Opfer irgend eines verhängnißvollen Sinkens des

Marktpreises reiner Gentilität. Es hatte etwas furchtbar Pathetisches in der Art und Weise gelegen, wie er ärgerlich den Versuch unterdrückt hatte, den fettigen Rand seines altmodischen Hutes in wohlgerundeter und graziöser Schwingung vor uns durch die Luft kreisen zu lassen, wie man unter Seinesgleichen grüßt. Indem wir im Weitergehen ein paar Worte mit ihm wechselten, war ich überrascht von der Feinheit seines Tones.

„Lassen Sie mich einen Weg ringsum machen," sagte Searle, „so daß ich so viele College-Wände sehe als möglich."

„Sie können doch mit ihm herumstreichen, ohne sich von Ihrem Wege zu verirren?" fragte ich unsern Begleiter.

„Das sollte ich wohl können, mein Herr," sagte er nach einem Augenblicke voll Würde. Und als wir an Wadham College vorbeikamen, fügte er hinzu: „Das ist mein College, mein Herr."

Auf diese Worte hin hieß Searle ihn Halt machen, kommen und sich gegenübertreten." „Sie sagen, das wäre Ihr College?" fragte er.

„Wadham könnte mich verleugnen, mein Herr," erwiderte Jener, „aber der Himmel verhüte, daß ich Wadham den verleugne. Wenn Sie mir erlauben wollen, Sie nach dem viereckigen Hofe zu führen, so will ich Ihnen die Fenster zeigen, wo ich vor dreißig Jahren wohnte."

Searle saß da und starrte ihn mit seinen ungeheuren bleichen Augen an, die jetzt in seinem verwüsteten Gesichte den meisten Platz wegnahmen. Er war voll Staunen und Mitleid. „Wenn Sie so gütig sein wollen," sagte er mit der größten Höflichkeit. Aber gerade als dieser entartete Sohn Wadhams im Begriffe war, ihn über die Schwelle des Hofes zu schieben, drehte er sich herum, machte seine Hände mit eigener Hand von der Stuhllehne los, zog ihn

neben sich und kehrte sich mir zu. „So lange wir hier sind, mein lieber Junge," sagte er, „seien Sie so gut, mir diesen Dienst zu leisten. Sie verstehen?" Ich lächelte unserm Gefährten meine Unterwerfung unter seinen Wunsch zu, und wir setzten unsern Weg fort. Jener zeigte uns das Fenster, das vor dreißig Jahren das seine gewesen, und wo jetzt ein rothbäckiger Jüngling in einem scharlachnen Rauchfez im offnen Fensterflügel eine Cigarette schmauchte. Von dort begaben wir uns in das Gärtchen, wie ich glaube, das kleinste und sicher das lieblichste von allen buschigen Plätzchen Oxfords. Ich schob den Rollstuhl fort bis zu einer Bank an der Wiese, drehte ihn herum nach der Façade des Colleges und setzte mich in's Gras nieder. Unser Begleiter wiegte sich mit trauriger Miene von einem Fuß zum andern. Searle beobachtete ihn offnen Mundes. Endlich brach er in die Worte aus: „Meiner Seel', Herr, Sie nehmen doch nicht an, daß ich erwarte, daß Sie stehen bleiben? Da ist eine leere Bank."

„Ich danke Ihnen," sagte unser Freund, indem er seine Gelenke zum Sitzen bog.

„Ihr Engländer," sagte Searle, „seid doch wirklich fabelhafte Leute. Ich weiß nicht, ob ich Euch mehr bewundere oder mehr verachte. Nun aber sagen Sie mir: wer sind Sie? was sind Sie? was hat Sie hierzu gebracht?"

Der arme Mensch wurde roth bis zu den Augen hinauf, nahm seinen Hut ab, und wischte sich die Stirn mit einem zerfetzten Taschentuche. „Mein Name ist Rawson," sagte er endlich. Was sonst zu sagen wäre, ist eine lange Geschichte."

„Ich frage Sie aus Theilnahme," sagte Searle. „Ich fühle wie Sie: Sie sind ein armer Teufel, ich bin auch ein armer Teufel."

„Ich bin der ärmere Teufel von uns Beiden," sagte

der Fremde mit einem leichten dies bekräftigenden Nicken des Kopfes.

„Möglicherweise. Ich vermuthe, ein englischer armer Teufel ist der ärmste von allen armen Teufeln. Und dann sind Sie von einer Höhe heruntergefallen. Von Wadham-College als Gentleman Commoner — so war wohl Ihre Bezeichnung? — hinab zu Wadham-College als ein Rollstuhlschieber. Guter Himmel, Mann, der Fall reicht hin, um Ihr Tod zu sein!"

„O, es kam nicht auf einmal, mein Herr! Ich sank jetzt ein bischen und dann wieder ein bischen."

„Das ist wie ich, das ist wie ich!" rief Searle, in die Hände klatschend. „Und jetzt," sagte unser Freund, „kann ich nicht weiter fallen."

„Mein lieber Junge," sagte Searle, indem er seine Hand ergriff und schüttelte, „unser Schicksal ist vollkommen ähnlich."

Herr Rawson zog die Augenbrauen in die Höhe und erwiderte: „Abgesehen von dem Unterschiede, daß der Eine in einem Rollstuhle sitzt und der Andere hinterher geht."

„O ich stehe bei meinem letzten Athemzuge, Herr Rawson."

„Ich stehe bei meinem letzten Pfennig, mein Herr."

„Buchstäblich so, Herr Rawson?"

Herr Rawson schüttelte seinen Kopf. Es lag eine Welt unbestimmter Bitterkeit darin. „Ich bin beinahe zu dem Punkte gelangt," sagte er, „nur noch figürlich mein Bier zu trinken und meinen Rock zuzuknöpfen, aber ich spreche nicht in Gleichnissen."

Indem ich fürchtete, daß die Unterhaltung eine Wendung genommen, die ein ziemlich phantastisches Licht auf die Noth Herrn Rawsons zu werfen scheinen könnte,

nahm ich mir die Freiheit, ihn mit großem Ernste zu fragen, wie er sich sein Brot erwürbe.

„Ich erwerbe mir gar kein Brot," sagte er mit thränenvollen Augen. „Ich kann mir mein Brot nicht erwerben. Ich habe eine Frau und drei Kinder, die am Verhungern sind, mein Herr. Sie würden mir nicht glauben, wenn ich Ihnen sagte, wohin es mit mir gekommen ist. Ich schickte meine Frau zu ihrer Mutter, die es schwer möglich macht, sie bei sich zu behalten, und kam vor einer Woche nach Oxford, indem ich dachte, ich könnte durch Herumführen von Leuten durch die Collegien ein paar halbe Kronen auflesen. Aber es nutzt nichts. Ich habe die Dreistigkeit nicht. Ich sehe nicht anständig aus. Sie wollen einen saubern kleinen alten Mann haben mit schwarzen Handschuhen, einem reinen Hemde und einem Stock mit einem silbernen Knopfe. Was sehe ich aus, als ob ich etwas von Oxford wüßte!"

„Ach du meine Güte," rief Searle, „warum sprachen Sie nur nicht früher zu uns darüber?"

„Ich wollte es, ein halb Dutzend Mal stand ich auf dem Punkte. Ich wußte, daß Sie Amerikaner sind."

„Und Amerikaner sind reich," rief Searle lachend. „Mein lieber Herr Rawson, obwohl ich ein Amerikaner bin, lebe ich von der Mildthätigkeit."

„Und ich lebe davon nicht, mein Herr. Da haben Sie's. Ich sterbe, weil es mir an mildthätiger Unterstützung fehlt. Sie sagen, Sie sind ein Bettler; es bedarf eines amerikanischen Bettlers, wenn einer in einem Rollstuhl herumrollen soll. Amerika ist ein bequemes Land."

„Wehe mir!" stöhnte Searle. „Bin ich nach den Gärten von Wadham gekommen, um Amerika loben zu hören?"

„Die Gärten von Wadham — Alles recht schön," sagte

Herr Rawson, „aber man kann hier so gut wie anderswo hungrig und schäbig sitzen, so lange man nicht zu schäbig ist. Sie werden mich nicht überzeugen, daß es drüben nicht leichter ist, sich über Wasser zu erhalten als hier. Ich wollte ich wäre dort, damit Punktum," fügte Herr Rawson mit einer Art schwachmüthiger Energie hinzu. Dann über das ihm widerfahrene Unrecht nachgrübelnd, fragte er: „Haben Sie einen Bruder? oder Sie, mein Herr? Es hat für Sie nicht viel zu bedeuten. Aber es hat für mich sehr viel zu bedeuten gehabt. So schäbig wie ich hier sitze, habe ich einen Bruder mit fünftausend Pfund jährlicher Einkünfte. Weil er ein paar Jahr älter als ich ist, lebt er im Ueberfluß, während ich verhungere. Da haben Sie England für unser eins. Ein sehr hübscher Ort für ihn!"

„Armes England!" sagte Searle leise.

„Hat Ihr Bruder Ihnen nie geholfen?" fragte ich.

„Eine Zwanzig-Pfund-Note dann und wann. Ich sage nicht, daß ich seiner Großmuth nicht zu Zeiten starke Proben zugemuthet hätte. Ich bin nicht gewesen, was ich sein sollte. Ich heirathete furchtbar unverständig. Aber die Teufelei bei der Sache ist, daß er von vornherein gut und ich von vornherein schlecht daran war, daß ich den Geschmack, die Wünsche, die Bedürfnisse, die Gefühle eines Mannes der bessern Stände und — weiter nichts hatte. Ich bin nicht im Stande, in England zu leben."

„Dieser arme Herr hier," sagte ich, „bildete sich vor ein paar Monaten ein, nicht in Amerika leben zu können."

„Ich würde im Augenblicke die Aussichten mit ihm austauschen!" Und Herr Rawson klapste sich leidenschaftlich auf das Knie.

Searle lehnte sich mit geschlossenen Augen in seinen Stuhl zurück, und sein Gesicht zuckte von heftiger Rührung. Plötzlich öffnete er seine Augen mit unheimlichem Ernste.

„Mein Freund," sagte er, „Sie sind ein verfehltes Leben. Unterwerfen Sie sich dem Richterspruche. Reden Sie nicht von Aussichten. Reden Sie nicht davon, daß eins von vornherein gut oder schlecht dran gewesen ist. Ich stehe selbst auf diesem Punkte, so daß ich ein Recht zum Sprechen habe. Es liegt weder in unsern Aussichten noch in der Art, wie wir von vornherein dran sind, wenn wir Erfolg haben sollen, und auch nicht in irgend einer Sache, die ein Bruder thun oder unterlassen kann. Es liegt in unserm Willen. Sie und ich, Herr, haben keinen gehabt, das liegt deutlich auf der Hand. Wir sind weich gewesen, Herr, weich wie Wasser. Hier sitzen wir nun, starren einander in die Gesichter und lesen unsre Schwäche gegenseitig in unsern Augen. Wir zählen nicht mit."

Herr Rawson nahm diese Anrede mit einer Miene auf, in der sich herzliche Ueberzeugung wunderlich mit dem unbestimmten Gefühle vermischte, das gehörige Selbstachtung von ihm fordere, daß er ihre nicht schmeichlerische Aufrichtigkeit übel nehme. Im Verlauf einer Minute wich die gehörige Selbstachtung dem warmen behaglichen Gefühle, verstanden zu sein, wenn auch nicht gerade zu seiner Ehre. „Fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort," sagte er. „Es ist heilsame Wahrheit." Und er wischte sich die Augen mit seinem schmutzigen Taschentuche.

„Lieber Gott, da hab' ich Sie zum Weinen gebracht!" rief Searle. „Nun, wir sprechen von Mann zu Mann. Ich würde mich freuen, wenn ich denken dürfte, daß Sie für einen Augenblick das Seitenlicht von jener großen Entnachtung des Geistes gefühlt hätten, welche der erhabnen — der erhabnen Erleuchtung durch den Tod vorausgeht."

Herr Rawson saß einen Augenblick schweigend da. Er hatte die Augen auf den Boden geheftet, und seine wohl-

geformte Nase war durch Rührung noch tiefer gefärbt als gewöhnlich. Zuletzt blickte er auf und sagte: „Sie sind ein sehr gutherziger Mann, mein Herr, und Sie werden mich nicht überreden, daß Sie nicht von einem gutherzigen Volke abstammen. Sagen Sie über Aussichten, was Sie wollen, wenn jemand fünfzig Jahre alt, heruntergekommen, ohne einen Pfennig Geld, Gatte und Vater ist, so ist eine Aussicht, wieder auf die Beine zu kommen, nicht zu verachten. Ein Etwas sagt mir, daß meine Aussicht in Ihrem Vaterlande, der großen Heimath der Aussichten, liegt. Ich kann natürlich hier verhungern, aber ich will nicht verhungern. Zum Henker, Herr, ich will am Leben bleiben. Ich sehe noch dreißig Jahre Leben vor mir. Wenn ich sie nur mit Gottes Hülfe dort verleben könnte! Es ist eine fixe Idee bei mir. Ich habe sie die ganzen letzten zehn Jahre gehegt. Es ist nicht, weil ich radical wäre. Alt-England ist für mich gut genug, aber ich bin nicht gut genug für Alt-England. Ich bin ein schäbiger Mann, der aus einem Zimmer weg möchte, das voll von ihn anstierenden wohlgekleideten Leuten ist. Ich muß immer und überall roth werden. Es ist ein wahrer Todeskampf des Geistes. Alles erinnert mich an mein jüngeres und besseres Ich. O, daß ich einen kühlenden reinigenden Sprung in das mich nicht Kennende und mir nicht Bekannte thun könnte. Sobald ich aufwache, liege ich da und denke daran."

Searle schloß seine Augen und schüttelte sich in einem langgezognen Erzittern, von dem ich kaum wußte, ob ich es für einen Ausdruck physischen oder geistigen Schmerzes halten sollte. Nach Verlauf eines Augenblickes bemerkte ich, daß es keins von Beiden war. „O, mein Vaterland, mein Vaterland, mein Vaterland!" murmelte er mit gebrochner Stimme. Dann saß er einige Zeit zerstreut und niedergeschlagen da. Ich gab unserm Begleiter zu verstehen, daß es Zeit, dieser

Sitzung ein Ende zu machen, und er setzte sich ohne Zögern in Besitz des kleinen Handgriffs an dem Rollstuhle und schob ihn vor sich her.

Wir waren auf der Hälfte des Weges nach Hause, bevor Searle sprach oder sich bewegte. Plötzlich, als wir auf der Highstreet vor einem Speisehause vorbeikamen, aus dessen offnen Thüren ein kräftiger Duft saftiger Keulen und fetter Puddings hervorströmte, winkte er uns Halt zu machen.

„Dies sind meine letzten fünf Pfund," sagte er, indem er sie aus seinem Taschenbuche zog. „Thun Sie mir den Gefallen, Herr Rawson, sie anzunehmen. Gehen Sie dorthin und bestellen Sie ein kolossales Mittagsessen. Bestellen Sie auch eine Flasche Burgunder, und trinken Sie sie auf meine unsterbliche Gesundheit."

Herr Rawson richtete sich auf und empfing die Gabe mit Fingern, die einen Augenblick nicht wußten, was sie thaten. Aber Herr Rawson hatte die Nerven eines feinfühlenden Mannes. Ich sah das Beben seiner Fingerspitzen, als sie sich über dem raschelnden Papiere schlossen, ich bemerkte das feine Erzittern seiner purpurgerötheten Nasenflügel, als sie des nahrhaften Duftes des Ortes sich tiefer bewußt wurden. Er zerdrückte die knisternde Banknote in seiner Hand mit krampfhaftem Druck.

„Es soll Chambertin sein!" sagte er mit einer raschen tiefen Verbeugung. Im nächsten Augenblicke schlug die Thür hinter ihm zu.

Searle verfiel wieder in sein stumpfsinniges Hinbrüten, und als wir das Hotel erreichten, half ich ihn zu Bett bringen. Den Rest des Tages lag er in einer Art Halbschlummer ohne Bewegung und ohne Sprache. Der Doctor, den ich stets bei der Hand hatte, erklärte, daß sein Ende nahe sei. Er drückte seine große Ueberraschung aus, daß

es mit ihm so lange gedauert habe, er müsse schon einen Monat von grausam sich abgedrungner Kraft gelebt haben. Gegen Abend, als ich in der dunkler werdenden Dämmerung neben seinem Bette saß, erhob er sich in einer Absicht, die, wie mir ein unbestimmtes Gefühl gesagt, sich unter seiner Ruhe langsam gebildet hatte. „Meine Cousine, meine Cousine," sagte er verwirrt. „Ist sie hier?" Es war das erste Mal seit unserm Weggange von Lockley Park, daß er von Fräulein Searle gesprochen hatte. „Ich sollte sie heirathen," fuhr er fort. „Was für ein Traum! Jener Tag war wie eine Reihe von Versen — gereimten Stunden. Aber der letzte Vers ist schlecht gemessen. Was ist der Reim auf Lieben? Drüben! War sie ein einfaches Mädchen, ein holdes Mädchen? Oder habe ich davon geträumt. Sie hatte die Gabe der Heilung, ihre Berührung würde meinen Wahnsinn geheilt haben. Ich bitte Sie, etwas zu thun. Schreiben Sie drei Zeilen: Lebe wohl, gedenke mein, sei glücklich." Dann nach langer Pause fuhr er fort: „Es ist seltsam, daß ein Mann in meiner Lage noch einen Wunsch hat. Muß Einer, der gehenkt werden soll, noch frühstücken? Was für ein Geschöpf ist doch der Mensch! Was für eine Posse ist das Leben! Hier liege ich, zusammengeschwunden zu einem bloßen pulsirenden Fieberpunkte, ich athme und thue nichts weiter, und doch habe ich einen Wunsch. Mein Wunsch lebt. Wenn ich sie noch einmal sehen könnte! Verhelfen Sie mir dazu, und dann lassen Sie mich sterben."

Eine halbe Stunde später schickte ich versuchsweise ein Billet an Fräulein Searle: „Ihr Vetter liegt im Sterben. Es geht rasch mit ihm zu Ende. Er wünscht Sie zu sehen." Ich war mir bewußt, daß dies eine Art Unfreundlichkeit war. Es mußte große Verlegenheit herbeiführen, und sie hatte nicht die Kraft, der Verlegenheit die Stirn zu bieten.

Aber ich hegte die liebevolle Hoffnung, daß aus ihrer Noth sich die hinreichende Thatkraft entwickeln werde.

Am folgenden Tage war die Erschöpfung meines Freundes so vollständig geworden, daß ich zu fürchten begann, sein Bewußtsein sei ganz geschwunden. Aber gegen Abend erholte er sich für eine Weile und sprach in abspringender Weise über vielerlei Dinge, wobei er in unheimlichem Durcheinander die Erinnerungen der vergangnen Wochen mit denen längst dahingeschwundener Jahre zusammenwarf.

„Beiläufig," sagte er plötzlich, „ich habe kein Testament gemacht. Ich habe nicht viel zu vermachen. Und doch habe ich etwas." Er hatte zerstreut mit einem großen Siegelring an seiner linken Hand gespielt, den er jetzt abzuziehen versuchte. „Ich hinterlasse Ihnen das," sagte er, indem er ihn vergeblich herumdrehte, „wenn Sie ihn abkriegen können. Was für dicke Knöchel! Solche Knöchel müssen die Mumien der Pharaonen haben. Nun, wenn ich todt bin. Nein, ich hinterlasse Ihnen etwas Besseres als Gold — das Gefühl einer großen Güte. Aber ich habe noch ein wenig Gold. Bringen Sie mir jene Schmucksachen her." Ich legte auf das Bett vor ihm verschiedene Juwelierwaaren, Reliquien früherer Eleganz, seine Uhr nebst Kette, beide von großem Werthe, ein Medaillon, ein Petschaft, einige Hemdenknöpfe und Tuchnadeln. Er spielte einige Augenblicke mit ihnen mit schwacher Hand, indem er verschiedene mit ihnen verknüpfte Namen und Daten murmelte. Zuletzt blickte er mit plötzlicher Energie auf und sagte: „Was ist aus Herrn Rawson geworden?"

„Sie wünschen ihn zu sehen?"

„Wie viel mögen diese Dinge werth sein?" fragte er, ohne auf mich Acht zu geben. „Wie viel Geld würde ihr Verkauf bringen?" Und er hielt sie mit seinen schwachen

Händen empor. „Sie haben ein großes Gewicht. Zweihundert Pfund? Ich bin reicher als ich dachte. Rawson — Rawson — Du möchtest fort aus diesem fruchtbaren England.“

Ich schritt auf die Thür zu und ersuchte den Diener, den ich in dem anstoßenden Wohnzimmer stets bereit hielt, fortzuschicken und Erkundigung einzuziehen, ob Herr Rawson im Hause sei. Er kam nach einigen Augenblicken zurück und führte unsern schäbigen Freund herein. Herr Rawson war bleich, selbst an seiner Nase, und hatte in seiner unterdrückten Aufregung ein recht vornehmes Aussehen. Ich führte ihn an das Bett. In Searle's Augen leuchtete, als sie auf ihn fielen, einen Augenblick das Licht eines innigen brüderlichen Grußes.

„Großer Gott!“ sagte Herr Rawson mit tiefer Ergriffenheit.

„Mein Freund,“ sagte Searle, „es wird bald einen Amerikaner weniger geben. Machen Sie, daß dafür einer mehr wird. Im schlimmsten Falle werden Sie ein ebenso guter sein als ich, ich thörichtes Ding. Nehmen Sie diese Goldsachen, lassen Sie sie Ihnen auf den Weg helfen. Sie sind Geschenke und Andenken, aber so sind sie besser verwendet. Der Himmel gebe Ihnen eine glückliche Reise. Möge Amerika Ihnen freundlich sein. Seien Sie bis zum letzten Augenblicke freundlich gegen Ihr Vaterland.“

„Wahrhaftig, das ist zu viel, ich kann nicht,“ protestirte unser Freund mit bebender Stimme. „Werden Sie gesund, und ich will hier bleiben.“

„Nein, ich bin für meine Reise eingeschrieben, Sie für die Ihre. Ich hoffe, Sie leiden nicht von der Seekrankheit.“

Herr Rawson hauchte einen Seufzer hülfloser Dankbarkeit aus und wehrte sich jammervoll gegen ein so un-

heimliches Glück. „Es ist wie der Engel des Herrn," sagte er, „der den Leuten in der Bibel gebietet, sich aufzumachen und zu fliehen."

Searle war erschöpft auf sein Kopfkissen zurückgesunken. Ich führte Herrn Rawson zurück in das Wohnzimmer, wo ich ihm mit drei Worten den Vorschlag machte, er solle mir die Werthsachen unsres Freundes zu einem Preise, den ich ihm nach oberflächlicher Abschätzung derselben nannte, ablassen. Er willigte als vollkommen wohlerzogner Mann ein, sie gingen in meinen und eine zweite Banknote ging in seinen Besitz über.

Searle gab wenig Zeichen, daß er sich von dem Zusammenbrechen, das dieser wohlthätigen Handlung gefolgt war, wieder erholen würde. Er athmete, wie er gesagt hatte, und das war Alles. Das Zwielicht verdunkelte sich, ich zündete die Nachtlampe an. Der Doctor saß schweigend und dienstbereit am Fußende des Bettes. Ich nahm meinen gewöhnlichen Platz in der Nähe seines Kopfes ein.

Plötzlich öffnete Searle die Augen weit. „Sie wird nicht kommen," murmelte er. „Amen! Sie ist eine englische Schwester."

Fünf Minuten vergingen, als er auffuhr. „Sie ist gekommen, sie ist hier!" flüsterte er. Seine Worte gaben meinem Gemüthe eine so vollständige Gewißheit, daß ich rasch aufstand und in die Wohnstube ging. In demselben Momente führte der Diener durch die entgegengesetzte Thür eine Dame herein. Ich sage, eine Dame, denn einen Augenblick lang war sie nur eine solche, hochgewachsen, bleich, in tiefe Trauer gekleidet. Im nächsten Augenblicke hatte ich ihren Namen ausgesprochen — „Fräulein Searle!" Sie sah zehn Jahre älter aus.

Sie kam mir entgegen, beide Hände ausgestreckt und eine unermeßliche Frage in ihrer Miene. „Er hat soeben

Ihren Namen geäußert," sagte ich, und dann fragte ich mit vollerem Bewußtsein der Veränderung in ihrer Kleidung und ihrem Gesichte: „Was ist geschehen?"

„O Tod, Tod!" sagte Fräulein Searle. „Sie und ich sind verwaist."

Ihre Worte gaben mir einen Stoß, der etwas wie Ekel an sich hatte; denn das Gefühl der poetischen Gerechtigkeit hatten sie grimm weggedrängt. „Ihr Bruder?" fragte ich.

Sie legte ihre Hand auf meinen Arm, und ich fühlte seinen Druck sich steigern, als sie sprach: „Sein Pferd warf ihn ab im Parke. Er war auf der Stelle todt. Sechs Tage sind seitdem verflossen. Sechs Monate!"

Sie nahm meinen Arm. Einen Moment später hatten wir sein Schlafzimmer betreten und uns seinem Bette genähert. Der Doctor zog sich zurück. Searle öffnete seine Augen und blickte sie vom Kopfe bis zu den Füßen an. Plötzlich schien er zu bemerken, daß sie in Trauer war. „Schon jetzt!" rief er hörbar aus, mit einem Lächeln, wie ich glaube, des Wohlgefallens.

Sie fiel auf die Knie und ergriff seine Hand. „Nicht um Dich, lieber Vetter," flüsterte sie, „um meinen armen Bruder."

Er fuhr wie von einem galvanischen Schlage getroffen zusammen und streckte sich in seiner vollen Länge wie ein Sterbender. „Todt! er todt! Das Leben selbst!" Dann sagte er nach einem Augenblicke mit leise sich steigernder Betonung: „Du bist frei?"

„Frei, Vetter. Traurige Freiheit! Und jetzt — jetzt — was nutzt mir die Freiheit!"

Er sah ihr einen Moment fest in die Augen, die in den schweren Schatten ihres düstern Trauerschleiers schwarz erschienen. „Um mich," sagte er, „trag helle Farben."

Ein Augenblick noch, und wieder gab es einen Todten.

Der Doctor hatte es schweigend bestätigt, und Fräulein Searle war in Schluchzen ausgebrochen.

Wir begruben ihn auf dem kleinen Kirchhofe, wo er einst zu liegen gewünscht, unter einem der mächtigsten englischen Eibenbäume und dem kleinen Thurme, den keiner in ganz England durch sanfteres, ehrwürdigeres Altersgrau übertrifft. Ein Jahr ist seitdem verflossen. Fräulein Searle trägt jetzt, wie ich glaube, helle Farben.

Der Letzte der Valerier.

Ich hatte mehr als einmal Gelegenheit gehabt, zu erklären, wenn meine Pathe einen Ausländer heirathen wollte, so würde ich mich weigern, sie wegzugeben. Und doch, als der junge Graf Valerio mir in Rom als ihr erklärter und angenommner Bräutigam vorgestellt wurde, fand ich, daß ich auf den glücklichen Burschen, nachdem ich ihn einen Augenblick mit sprachlosem Staunen angestarrt, mit einem gewissen väterlichen Wohlwollen blickte, indem ich dachte, vom malerischen Gesichtspunkte wären sie in der That, sie mit ihren gelben, er mit seinen dunkeln Locken, ein überraschend gut zusammenpassendes Paar. Sie brachte ihn halb stolz, halb schüchtern zu mir, indem sie ihn vor sich herschob und mich mit einem ihrer taubenhaften Blicke bat, ja recht höflich zu sein. Ich wüßte nicht, daß ich besonders zur Grobheit geneigt wäre, aber sie war so tief von seiner Vornehmheit überzeugt, daß sie es für unmöglich hielt, ihm genug Ehre anzuthun. Die Vornehmheit des Conte Valerio war für ein amerikanisches Mädchen, das die Miene und beinahe die Gewohnheiten einer Prinzessin hatte, ohne Zweifel nichts, für das sie in die Trompete zu stoßen hatte, aber sie war verzweifelt verliebt in ihn, und nicht blos ihr Herz, sondern auch ihre Einbildungs-

kraft war davon berührt. Er war über die Maßen hübsch und hatte eine eigenthümlichere Art Schönheit, als die gewöhnliche der hübschen römischen Race. Er hatte eine gewisse Tiefe des Gesichtsausdrucks und ein ernstes, langsames Lächeln, das keine große Raschheit des Verstandes verrieth, aber eine leidenschaftslose Innigkeit des Gefühles, welche Glück verheißend für Martha war. Er hatte wenig von der leichten, nichtskostenden Urbanität seiner Landsleute und mehr von einer gewissen schwerfälligen Aufrichtigkeit in seinem Blicke, welche die Antwort aufzuschieben schien, bis er sicher war, den Frager zu verstehen. Er war vielleicht ein bischen dumm, und ich dachte, daß die Antwort auf eine politische oder ästhetische Frage besonders lange auf sich warten lassen würde. „Er ist gut und stark und brav," versicherte mir indessen das junge Mädchen, und ich hatte keine Mühe, ihr zu glauben. Stark war der Conte Valerio gewiß; er hatte einen Kopf und einen Hals wie einige von den Büsten des Vaticans. Für mein Auge, welches jetzt so lange schon mit dem Blicke des Malers auf die Dinge geschaut hat, war es geradezu etwas Verblüffendes, einen solchen Hals sich über die weiße Halsbinde der Neuzeit erheben zu sehen. Er trug einen Kopf so massiv rund wie der jener wohlbekannten Büste des Kaisers Caracalla und bedeckt mit derselben dichten Lockenfülle wie der dieses Sculpturwerks. Das Haar des jungen Mannes wuchs prachtvoll, es war solch Haar, wie die alten Römer gehabt haben müssen, als sie barhäuptig und von der Sonne bronzirt durch die Welt gingen. Es bildete einen vollständigen Bogen über seiner niedrigen glatten Stirn und verlängerte sich an Wange und Kinn in einem dichten, gekräuselten Barte, der von Natur stark und nicht vom Rasirmesser zugestutzt war. Weder seine Nase noch sein Mund war zart geformt, aber sie hatten etwas Mäch-

tiges, Stattliches und Mannhaftes. Seine Gesichtsfarbe war ein tiefes glühendes Braun, welches sich durch keine Gemüthsbewegung veränderte, und seine großen leuchtenden Augen schienen einen anzustarren wie ein Paar polirte Agatsteine. Er war von mittelgroßem Wuchse, und seine Brust war von so mächtigem Umfange, daß man halb und halb sein Hemd platzen zu sehen erwartete, wenn er nur Athem holte. Und doch sah er mit seinem einfachen freundlichen Lächeln weder wie ein junger Bulle noch wie ein Gladiator aus. Seine gewaltige Stimme war nicht im Mindesten grell, und seine lange, ceremonielle Erwiderung auf mein Compliment hatte den massiven Wohlklang, mit welchem Reden an die Bürgerschaft im Zeitalter des Kaisers Augustus gehalten worden sein müssen. Ich hatte meine Pathe stets für eine in allen anmuthigen Bedeutungen des Wortes sehr amerikanische kleine Person gehalten, und ich hegte meine Zweifel, ob dieser stämmige junge Lateiner das transatlantische Element in ihrer Natur verstehen würde, aber augenscheinlich würde er ihr ein treuer und glühender Liebhaber sein. Sie schien mir in ihrer blonden Schönheit so zart, so anschmiegend, so bezaubernd, daß man unmöglich glauben konnte, er denke an dies Alles nicht mehr als an das hübsche Vermögen, von dem er sich, wie ich doch mit einigem Verdruß glaubte, als guter Italiener das genaue Maß verschafft haben mußte. Sein eignes weltliches Besitzthum bestand in dem väterlichen Gute, einer Villa innerhalb der Mauern Roms, die seine kärglichen Mittel in traurigen Verfall hatten gerathen lassen. „Sie ist in die Villa ganz ebenso sehr verliebt als in den Grafen," sagte ihre Mutter. „Sie träumt davon, den Grafen zu unserm Glauben zu bekehren, das ist Alles recht gut. Aber sie träumt auch von der Neumöblirung der Villa."

Man schickte vor der Hochzeit, wie ich glaube, Tapezierer hinein, und es gab ein großes Schrubben und Fegen der Salons und ein gewaltiges Jäten und Arbeiten mit dem Rechen in den Gängen und Alleen des Gartens. Martha machte häufig Besuche zur Inspection, während diese Ceremonien stattfanden, aber eines Tages kam sie nach der Rückkehr von einer dieser Visiten mit einem Gesicht voll ergötzlichen Entsetzens in mein Studierstübchen. Sie hatte sie darüber betroffen, wie sie den Sarkophag im Steineichengange abschrubbten, wie sie ihm sein Mooskleid auszogen, wie sie ihm die Kruste des geheiligten grünen Schimmels der Jahrhunderte nahmen. Das war ihre Vorstellung, wie man die Villa behaglich einrichten müsse. Sie aber hatte befohlen, ihn an die feuchteste Stelle zu schaffen, die sie finden könnten; denn nächst jenem langsam kommenden und langsam gehenden Lächeln ihres Geliebten war es die rostige Farbe seiner von den Vätern ererbten Marmorsachen, die sie am höchsten schätzte. Die Bekehrung des jungen Grafen machte weniger reißende Fortschritte, und ich glaube in der That, daß seine Verlobte wenig Eifer zu der Angelegenheit mitbrachte. Sie liebte ihn so inbrünstig, daß sie glaubte, keine Veränderung könne ihn besser machen, und sie würde bereit gewesen sein, um seinetwillen zu Epiphanias zum heiligen Kindlein zu beten. Aber er hatte den guten Geschmack, kein solches Opfer zu verlangen, und ich war erstaunt über die glückliche Verheißung, die in einem Auftritt lag, von dem ich zufällig Zeuge war.

Es war in Sanct Peter eines Freitags am Nachmittag, während des Vespergottesdienstes, welcher in der Kapelle des Chors stattfindet. Ich begegnete meiner Pathe, wie sie glückselig am Arm ihres Geliebten herumwanderte, während ihre Mutter auf ihrem Feldstuhl in der Nähe der

Kapellenthür untergebracht war. Die Menschenmasse hatte sich dortherum angesammelt, und das Schiff der Kirche war leer. Dann und wann schlüpften die hohen Stimmen der Sänger hinaus in den ungeheuren Raum draußen und schmolzen langsam hinweg in der von Weihrauch verdickten Luft. Ein Etwas in dem Gange des jungen Mädchens und in der Art, wie sie den Arm ihres Geliebten umfaßt hatte, sagte mir, daß ihre Befriedigung vollkommen war. Als sie ihren Kopf zurückwarf und in die prachtvolle Unermeßlichkeit von Gewölbe und Kuppel emporblickte, fühlte ich, daß sie sich in der beneidenswerthen Stimmung befand, in welcher sich das ganze Bewußtsein um ein einziges Centrum dreht, und daß ihr Gefühl für die herrlichen Dinge um sie herum eins war mit der Verzücktheit über ihren Angebeteten. Sie blieben vor jener düstern Gruppe von Beichtstühlen stehen, die so wuchtig die Sündhaftigkeit der Welt verkünden, und Martha schien gegen etwas fast leidenschaftlich Verwahrung einzulegen. Ein paar Minuten später holte ich sie ein.

„Geben Sie mir nicht Recht, lieber Freund," sagte der Graf, der mich stets mit der liebreichsten Achtung anredete, „daß ich, bevor ich ein so reines und holdes Wesen heirathe, an eine von diesen Stellen gehen und jede Sünde beichten sollte, deren ich mich schuldig gemacht habe — jeden übeln Gedanken, Trieb und Wunsch meiner tief sündigen Natur?"

Martha sah ihn an, halb bittend, halb huldigend. Ihr Blick schien darauf zu bestehen, daß ihr Geliebter keine Fehler habe, und zugleich die Ueberzeugung zu vertreten, daß sie, wenn er deren hätte, etwas Großartiges haben müßten. „Hören Sie ihm einmal zu," sagte sie lächelnd. „Die Liste würde lang sein, und wolltest Du warten, bis Du damit zu Ende kämest, so würde es für Dich zu spät für die Hochzeit werden. Aber wenn Du Deine Sünden meinetwegen beichten willst, so ist es nur billig, daß ich

die meinigen um Deinetwillen beichte. Wissen Sie wohl, was ich soeben zu Camillo gesagt habe?" fügte sie hinzu, indem sie sich mir mit dem halb töchterlichen Vertrauen, das sie mir immer gezeigt, und mit einer rosigen Gluth auf ihren Wangen zuwendete, „daß ich für ihn etwas mehr zu thun vorhabe, als Mädchen gewöhnlich für ihren Bräutigam thun — daß ich einen Schritt zu thun, ein Wagniß zu unternehmen, selbst ein Gesetz zu brechen beabsichtige? Ich bin bereit, meine Religion zu wechseln, wenn er mich das thun heißt. Es giebt Augenblicke, wo ich es fürchterlich satt habe, den Katholicismus einfach anzustarren, es wird mir eine Erleichterung sein, in eine Kirche gehen zu können, um hinzuknien. Das ist's ja doch am Ende, wozu sie gemacht sind. Deshalb, Camillo mio, wenn es Dir einen Schatten über das Herz wirft, denken zu müssen, daß ich eine Ketzerin bin, so will ich hingehen und vor diesem guten alten Priester hinknien, der eben dort in den Beichtstuhl getreten ist, und zu ihm sagen: Mein Vater, ich bereue, ich schwöre ab, ich glaube. Taufe mich im einzig wahren Glauben!"

„Wenn das ein Compliment für den Grafen ist," sagte ich, „so scheint mir, er sollte ihm dadurch zuvorkommen, daß er Protestant würde."

Sie hatte leichthin und mit einem Lächeln gesprochen, aber doch lag in ihrem Tone auch ein gewisser mädchenhafter Eifer. Der junge Mann sah sie mit ernstem verwundertem Gesichte an und schüttelte den Kopf. „Behalte Deine Religion," sagte er. „Jeder die seine. Wenn Du versuchen wolltest, die meine anzunehmen, so fürchte ich, Du würdest einen Schatten in die Arme schließen. Ich bin ein schlechter Katholik! Ich verstehe alle diese Gesänge, Ceremonien und Herrlichkeiten nicht. Als ich ein Kind war, konnte ich niemals meinen Katechismus lernen. Mein

armer alter Beichtvater gab mich vor langer Zeit schon auf, er sagte mir, ich wäre ein guter Junge, aber ein Heide! Du darfst nicht besser katholisch sein als Dein Mann. Ich halte Eure Religion durchaus nicht für besser, aber ich bitte Dich, sie nicht mit der meinen zu vertauschen. Wenn sie beigetragen hat, Dich zu Dem zu machen, was Du bist, so muß sie gut sein." Und indem er die Hand des jungen Mädchens ergriff, wollte er sie eben liebevoll an seine Lippen führen, als er sich plötzlich erinnerte, daß sie sich an einem Orte befanden, der nicht zu profanen Leidenschaften paßte, und sie mit einem komischen Lächeln fallen ließ. „Gehen wir!" murmelte er, indem er sich mit der Hand über die Stirn strich. „Diese dicke Luft der Peterskirche macht mir's immer dumm im Kopfe."

Sie wurden im Monat Mai getraut, und wir trennten uns für den Sommer, indem die Mama der Contessa abreiste, um den häuslichen Kreis in Neuyork mit dem auf sie gefallnen würdevollen Lichte zu erleuchten.

Als ich im Herbste nach Rom zurückkehrte, fand ich das junge Paar in der Villa Valerio eingerichtet, die allmählig ihrem alten Verfall entrissen wurde. Ich bat, die Hand der Verbesserung nur leicht über sie hingehen zu lassen, denn als ein gewissenloser alter Genremaler mit einem Auge für „Vorwürfe" zog ich's vor, die Trümmerhaftigkeit anwachsen zu sehen. Meine Pathe dachte ganz in der Weise wie ich, und sie hatte einen prächtigen Blick für das Malerische. Indem sie sich öfters mit mir über beabsichtigte Veränderungen berieth, war sie zuweilen conservativer wie ich selbst, und mehr als einmal lächelte ich über ihren archäologischen Eifer und erklärte, daß ich glaube, sie habe den Grafen geheirathet, weil er wie eine Bildsäule des Untergangs Roms aussähe. Ich war immer eingeladen, meine Tage in der Villa zuzubringen, und meine Staffelei

war stets in einem der Gartenwege aufgestellt. Es kam mit mir dahin, daß ich die Leidenschaft eines Malers für den Ort empfand und mit jedem verwachsenen Strauche und jedem gewundenen Baume, jeder moosbekleideten Vase, jedem schimmlichen Sarkophage und jeder traurigen verstümmelten Büste jener grimmen alten Römer vertraut wurde, die es so übel fertig brachten, magere Gesichter zu haben. Der Ort hatte eine geringe Ausdehnung, aber obwohl es viele Villen gab, die anspruchsvoller und prächtiger waren, so schien mir doch keine tiefere malerische Reize zu haben, keine romantischer liederlich und ungeputzt, keine mehr mit kostbarem antiken Kehricht überfüllt und von halbgeschichtlichen Echos durchspukt zu sein. Er schloß eine alte Steineichenallen ein, in welcher ich jeden Tag gewissenhaft eine halbe Stunde zuzubringen pflegte — indem, wie ich gestehe, eine halbe Stunde gerade so lange war, als ich bleiben konnte, ohne zu niesen. Die Bäume wölbten und verflochten sich hier über ihrem schattendunkeln Durchblick in der seltsamsten Symmetrie, und da die Allee ohne Unterbrechung dem Westen ausgesetzt war, pflegte die niedrige Abendsonne sie mit einem goldenen Nebel zu durchströmen und durch denselben über Blätter und knorrige Büsche und moosige Marmorsachen mit tausend karmoisinrothen Fingern hindurch zu spielen. Sie war mit ausgegrabnen Bruchstücken von Bildhauerwerken angefüllt — namenlosen Statuen und nasenlosen Köpfen und rauhbehauenen Sarkophagen, die sie köstlich feierlich machten. Die Statuen standen da in dem unaufhörlichen Zwielichte wie Dinge mit Bewußtsein, die über die Erinnerungen nachsannen, die sich um sie gesammelt hatten. Ich pflegte mich bei ihnen aufzuhalten, indem ich halb und halb erwartete, sie würden sprechen und mir ihre steinernen Geheimnisse erzählen — leise von der Lage ihrer

modernden Gefährten flüstern, die noch nicht wieder aufgedeckt im Erdboden ruhten.

Meine Pathe war idyllisch glücklich und ganz und gar in Liebe aufgegangen. Ich mußte bekennen, daß selbst strenge Regeln ihre Ausnahmen haben, und daß ein italienischer Graf dann und wann ein ehrlicher Bursch ist. Camillo war von Herzensgrund einer der Art und schien es ganz zufrieden zu sein, sich angebetet zu sehen. Ihr Leben war ein kindlicher Austausch von Liebkosungen, so treuherzig und ungemessen wie die von Schäfern und Schäferinnen in einem bucolischen Gedichte. Mit ihm in dem Steineichengange hin und her zu schlendern, den Arm ihres Gatten um ihre Taille und seine Schulter an ihrer Wange zu fühlen, ihm Cigarretten zu rollen, während er sie in der großen marmorgepflasterten Rotunde im Mittelpunkte des Hauses verpaffte, ihm das Glas aus einer alten rostigen rothen Amphora zu füllen — diese anmuthigen Beschäftigungen befriedigten die junge Gräfin.

Sie ritt mit ihm bisweilen in dem beschatteten Grase von Wasserleitungen und Gräbern, und gestattete ihm bisweilen, seine schöne Frau bei römischen Gastmählern und Bällen zu zeigen. Sie spielte mit ihm nach Tische Domino und führte mit häufigen Unterbrechungen den Plan aus, ihm täglich die Zeitungen vorzulesen. Diese Gewohnheit erlitt Fluctuationen, die durch die unbesiegbare Neigung des Grafen einzuschlafen veranlaßt wurden — einen Fehler, den seine Frau nie zu bemänteln oder zu mildern versuchte. Sie pflegte sich dann neben ihn zu setzen und ihm die Fliegen abzuwehren, während er malerisch dalag und schnaufte, und wenn ich mich in seine Nähe wagte, pflegte sie ihren Finger sich auf die Lippen zu legen und mir zuzuflüstern, daß ihr Mann ihr schlafend ganz ebenso hübsch vorkäme wie wachend. Ich gestehe, daß ich mich oft ver-

sucht fühlte, ihr zu erwidern, daß er wenigstens ebenso unterhaltend wäre; denn das Glück des jungen Mannes hatte die Gegenstände nicht vermehrt, über die er geläufig sprechen konnte. Er besaß viel gesunden Menschenverstand, und seine Meinungen über praktische Angelegenheiten waren immer werth, daß man sie hatte. Oft kam er, setzte sich, während ich an meiner Staffelei arbeitete, neben mich und bot mir eine freundschaftliche Kritik an. Sein Geschmack war ein wenig roh, aber sein Auge war vortrefflich, und sein Abmessen der Aehnlichkeit zwischen einem Punkte meiner Copie und dem Original so zuverlässig wie das mit einem mathematischen Instrumente angestellte. Aber er schien mir entweder eine seltsame Zurückhaltung oder eine seltsame Einfalt zu besitzen, von Grund aus ohne das zu sein, was man „Idee" nennt. Er hatte weder Glauben, noch Hoffnungen oder Befürchtungen — nichts als Gefühle, Begierden und einen heitern üppigen Geschmack für verschiedene Dinge. Wenn ich ihn so herumschlendern und auf seine Fingernägel blicken sah, fragte ich mich oft verwundert, ob er wohl etwas hätte, was man im eigentlichen Sinn eine Seele nennen könnte, und ob gute Gesundheit und Gutmüthigkeit nicht am Ende Alles wären, woraus sich sein Dasein zusammensetzte.

„Es ist ein Glück, daß er gutmüthig ist," pflegte ich mir zu sagen; „denn wenn er das nicht wäre, so liegt in seinem Gewissen nichts, was ihn in Ordnung zu halten vermöchte. Wenn er reizbare Nerven statt ruhigere hätte, so würde er uns erwürgen wie das Kind Herkules die armen kleinen Schlangen erwürgte. Er ist der Naturmensch! Ein Glück, daß seine Natur sanft ist, ich kann meine Farben mischen, ohne Angst haben zu müssen." Ich fragte mich, was er in der sonnigen Muße wohl dächte und sich durch's Gemüth gehen ließe, die ihn von jener modernen Werkel-

tagswelt auszuschließen schien, der ich mir trotz meiner Leidenschaft für das Beklexen alter Holztafeln mit wirkungslosen Portraits verschimmelter Bildsäulen ein Mitglied zu sein schmeichelte. Ich ging so weit, zu glauben, er zöge sich bisweilen ganz und gar von der Welt zurück. Er hatte Stimmungen, in welchen sein Bewußtsein sich so weit entfernt zu haben und sein Gemüth so unzurechnungsfähig und stumpf zu sein schien, daß nur eine recht handgreifliche Liebkosung oder eine plötzliche Mißhandlung ihn erwecken konnte. Selbst seine überreichliche Zärtlichkeit gegen seine Frau hatte eine Eigenschaft, die mir nur halb gefiel. Ob er selber eine Seele oder keine hatte, konnte dahingestellt bleiben, aber er schien bei ihr keine zu vermuthen. Ich nahm das Interesse eines Pathen an dem, was ich ihre moralische Entwickelung nannte — ein Ausdruck, der mir nicht immer herb und pedantisch vorkam. Liebreich hielt ich sie für ein Wesen, das für die feineren geistigen Regungen empfänglich sei. Aber was wurde aus ihrem geistigen Leben in diesem nie enden wollenden heidnischen Honigmonate? Eines schönen Tages mußte sie die schönen Augen des Grafen satt bekommen und sich an sein Gemüth wenden. Sie hatte meines Wissens Pläne, zu studiren, Wohlthätigkeit zu üben, ihre Rolle als Contessa Valerio würdig zu spielen — eine Stellung, für welche die Familienurkunden sehr anregende Beispiele enthielten. Aber wenn der Graf die Zeitungen einschläfernd fand, so zweifelte ich, ob er die Blätter Dante's sehr rasch für seine Frau umwenden oder mit viel Lebhaftigkeit über die Anekdoten Vasari's lächeln würde. Wie konnte er ihr Rathgeber, Lehrer, Stütze sein? Und wenn sie Mutter wurde, wie konnte er ihre Verantwortlichkeit theilen? Ohne Zweifel würde er seinem kleinen Sohne und Erben für ein paar tüchtige Arme und Beine und eine prächtige Lockenfülle stehen und bisweilen seine

Cigarrette aus dem Munde nehmen, um ein Grübchen an ihm zu küssen, aber ich fand es schwer, mir auszumalen, wie er seine Stimme herlieh, um dem muntern Bengel sein Abc zu lehren oder seine Gebete oder die Rudimente kindlicher Tugend. Indeß besaß der Graf doch eine Eigenschaft, die ihn zu einem angenehmen Spielkameraden machen mußte: er trug in seiner Tasche eine Sammlung von kostbaren Bruchstücken antiken Steinpflasters mit sich herum — Stückchen Porphyr und Malachit, Lapislazuli und Basalt, die auf seinem eignen Boden ausgegraben und von vielem Gebrauch glänzend polirt waren. Mit diesen konnte man ihn halbe Stunden lang sich in der Weise beschäftigen sehen, daß er sie emporwarf und wieder auffing, sie in einen Kreis ordnete, sie in Rotation setzte und sie mit dem Rücken seiner Hand auffing. Sein Geschick war so merkwürdig, daß er einen Stein fünf Fuß in die Luft empor schnellte und die übrigen warf und fing und an eine andere Stelle versetzte, bevor er ihn wieder empfing.

Mit liebevoller Besorgniß wartete ich darauf, daß bei Martha das Gefühl aufdämmern sollte, daß sie sich einen etwas sonderbaren Lebensgefährten gewählt habe. Ein oder zwei Mal war mir, als die Wochen so hingingen, als ob ich etwas der Art in ihr läse, und als ob sie mich mit Augen ansähe, die sich an gewisse frühere Aeußerungen von mir erinnerten, wo ich — mit so viel Grund, als der Leser anzunehmen belieben mag — erklärt hatte, daß ein Franzose, ein Italiener oder Spanier ein recht guter Bursch sein könne, daß er aber das Weib, das er zu lieben vorgäbe, nie wirklich achten werde. Indeß vergingen diese düstern Grübeleien leicht in der zauberhaften Atmosphäre unseres romantischen Heimwesens. Wir lebten außerhalb der modernen Welt und hatten nichts mit modernen Scrupeln zu schaffen. Der Ort war so heiter, so still, so ge-

weiht der schweigenden, durch nichts zu störenden Vergangenheit, daß ein schläfriges Behagen natürliches Gesetz zu sein schien, und manchmal, wenn ich, bei meiner Arbeit sitzend, meine Gefährten Arm in Arm quer über einen der lang sich hinziehenden Durchblicke gehen sah, und, indem ich mich zu meiner Paltete zurückwandte, meine Farben im Vergleich mit der strahlenden Vision mir matter vorkamen, konnte ich leicht glauben, daß ich ein ehrlicher alter Aufzeichner einer vollkommen poetischen Sage sei.

Es half meine Gefühle der Verdrießlichkeit entkleiden, daß der Graf, dem Drängen seiner Frau nachgebend, eine Reihe systematischer Ausgrabungen unternommen hatte. Ausgrabungen sind ein kostspieliger Luxus, und weder Camillo noch seine letzten Vorfahren hatten die Mittel zu uninteressirter Verfolgung archäologischer Zwecke besessen. Aber seine junge Frau hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß der vielbetretene Boden der Villa so voll von begrabnen Schätzen sei wie ein Hochzeitskuchen voll Rosinen, und daß es ein hübsches Compliment für das alte Haus, das sie als Herrin angenommen, sein würde, wenn sie einen Theil ihrer Mitgift darauf verwende, seine modernden Ehren an's Tageslicht zu befördern. Ich glaube, daß ihr dabei auch die Vorstellung vorschwebte, dieses freigebige Verfahren werde ihren Yankee-Dollars den ärgerlichen Geruch nach Krämerschaft benehmen. Sie verschaffte sich in Betreff der Sache gelehrten Rath, und war bald so weit, zu schwören, daß, wie aus unwiderlegbaren Voraussetzungen hervorgehe, eine kolossale Minerva von vergoldeter Bronze, die Strabo erwähnt, an einer Stelle zwanzig Ruthen von der nordwestlichen Ecke des Hauses geduldig ihre Auferstehung erwarte. Sie hatte ein paar wunderliche alte Alterthumsforscher zum Frühstück bei sich, mit denen sie sich, nachdem sie dieselben mit ungewohnten

Tränken bearbeitet, auf dem Gebiete des Hauses die Beine ablief, und obwohl sie sonst in nichts von der Welt übereinstimmten, versicherten sie ihr doch jeder einzeln, daß gehörig geleitete Nachforschungen wahrscheinlich eine Ernte von Entdeckungen zur Folge haben würden, die Ihresgleichen suchte.

Der Graf war nicht nur gegen den Plan gleichgültig, sondern sogar dagegen gewesen, und mehr als einmal hatte er die höflichen Hindeutungen seiner Frau auf denselben mit ungewohnter Herbigkeit des Tones unterbrochen.

„Laß sie doch liegen," sagte er „die armen abgesetzten Götter, die Minerva, den Apollo, die Ceres, die Du so gewiß zu finden hoffst, und unterbrich ihre Ruhe nicht. Was willst Du mit ihnen? Wir können Sie nicht anbeten. Möchtest Du sie auf Piedestale stellen, um sie anzustarrren und sich über sie lustig zu machen? Wenn Du nicht an sie glauben kannst, so störe sie nicht. Friede sei mit ihnen!"

Ich erinnere mich, daß ein kräftiges Eingeständniß, welches ihm dadurch abgedrungen wurde, daß seine Frau in Beantwortung gewisser Einwendungen in diesem Zusammenhang scherzhaft erklärte, er sei durch und durch abergläubisch, viel Eindruck auf mich machte.

„Ja, beim Bachus, ich bin abergläubisch!" rief er aus. „Vielleicht zu sehr. Aber ich bin ein alter Italiener, und Du mußt mich nehmen wie Du mich findest. Man hat hier Dinge gesehen und gethan, die seltsame Einflüsse hinter sich zurückgelassen haben. Sie berühren Dich ohne Zweifel nicht, da Du von einem andern Geschlechte stammst. Aber mich berühren sie oft, im Geflüster der Blätter, im Duft des moderigen Bodens und in den leeren Augenhöhlen der alten Bildsäulen. Ich kann es nicht ertragen, den Bildsäulen in die Gesichter zu blicken. Mir ist es, als sähe ich andere unheimliche Augen in den leeren Höhlen, und ich weiß kaum, was sie

mir sagen. Ich nenne die armen alten Statuen Geister. Wahrlich, wir haben hier genug, was uns aus jedem schattigen Winkel unheimlich anstiert. Grabe nicht noch mehr auf, sonst stehe ich nicht für meinen Verstand."

Diese Mittheilung über Camillo's empfindsames Wesen war zu phantastisch, um seiner Frau nicht beinahe wie ein Scherz vorzukommen, und obwohl ich mehr darin vermuthete, machte er doch so selten einen Scherz, daß es mich betrübt haben würde, das Lächeln der armen kleinen Frau durch eine Erklärung abschneiden zu müssen. Mit ihrem Lächeln erreichte sie ihren Zweck, und nach ein paar Tagen traf eine Art geheimer Polizeicommissär der Archäologie ein, der ein Dutzend mit Hacken und Spaten bewaffneter Arbeiter mitbrachte. Ich meinestheils war insgeheim verdrießlich über diese energischen Maßregeln, denn obwohl ich ausgegrabne Statuen liebte, hatte ich vor dem Ausgraben Abneigung und beklagte das profane Geräusch, das fortan in die schläfrige Stille des Gartens grell hinein tönen sollte. Besonders zuwider war mir die Persönlichkeit, welche die Operationen leitete, ein häßliches zwergenhaftes Männlein, das ganz wie ein unterirdischer Genius, ein Erdgnome der Unterwelt aussah und um den Ort mit einem boshaften Grinsen herum spähte, welches mehr Wohlgefallen an dem Gelde verrieth, das der Signor Conte zu begraben im Begriff war, als an den erwarteten Marmorsachen und Bronzen.

Als die erste Scholle umgewendet worden war, schien die Stimmung des Grafen sich zu verändern, und seine Neugier überwand seine Scrupel. Er zog entzückt den Duft der feuchten Erde ein und beobachtete die Arbeiter, als sie immer tiefer und tiefer kamen, mit einer aufleuchtenden Frage in seinen Augen. Sobald einmal eine Spitzhacke klingend auf einen Stein stieß, brach er in einen grellen Schrei aus und ließ sich nur durch die Versicherung

des kleinen Forschers, daß es ein falscher Lärm sei, vom Hinabspringen in die Grube abhalten. Die nahe Aussicht auf Entdeckungen schien auf seine Nerven zu wirken, und mehr als einmal begegnete ich ihm, wie er unruhig in seinen Cedernalleen herumstrich, als ob er endlich auf's Denken verfallen wäre. Er nahm mich beim Arme, nöthigte mich, mit ihm zu gehen, und sprach eifrig von der Aussicht auf einen Fund. Ich wunderte mich einigermaßen über seinen plötzlichen Eifer und fragte mich, ob er sein Auge auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft — auf die Schönheit der möglicherweise vorhandenen Minerven oder Apollos oder auf ihren Marktpreis gerichtet habe. Sobald der Graf einmal kam und seine kleine Armee von Spatenmännern für einen Haufen unnützer Bummler erklärte, blickte mich der kleine Forscher mit einem sarkastischen Blinzeln an, welches anzudeuten schien, daß Ausgrabungen ein Schwindel seien. Einige Zeit verging mit unerfüllten Erwartungen; denn man hatte verschiedentlich die Sache falsch angegriffen. Die Erde wurde an falschen Stellen untersucht. Der Graf fing an, den Muth zu verlieren und seine in der letzten Zeit abgekürzte Siesta wieder zu verlängern. Aber der kleine Fachmann, der seine eignen Ideen hatte, setzte pfiffig seine Arbeiten fort, und wenn ich so an meiner Staffelei saß, hörte ich, wie die Spaten an den losgetrennten Steinen erklangen. Dann und wann hielt ich inne, indem ein unerklärliches, nicht zu bemeisterndes Herzklopfen mich befiel. „Es kann sein," pflegte ich dann zu sagen, „daß irgendein marmornes Meisterwerk sich dort unter der leichter werdenden Erde über ihm regt. Wer weiß — 's ist Alles möglich! Vielleicht, daß man mich einmal wegruft, um einem zweiten Antinous — einer Venus, einem Faun, einem Augustus zu neuem Rufe Glück zu wünschen."

Eines Morgens war es mir vorgekommen, als ob ich eine halbe Stunde lang ein lebhafteres Stimmengewirr als gewöhnlich gehört hätte, aber da ich von einem schwierig auszuführenden Stück Arbeit in Anspruch genommen war, so erkundigte ich mich nicht nach der Ursache. Plötzlich fiel mir ein Schatten auf die Leinwand, und ich drehte mich um. Der kleine Nachforscher stand neben mir. Sein Auge blitzte, er hielt die Mütze in der Hand, seine Stirn war in Schweiß gebadet. In der Höhlung seines Armes ruhte ein mit Erde beschmutztes Bruchstück von Marmor. Als Antwort auf meinen fragenden Blick hielt er es empor und vor mich hin, und ich sah, daß es die wohlgestaltete Hand eines Weibes war.

„Kommen Sie!“ sagte er einfach und führte mich zu der Stelle der Ausgrabung. Die Arbeiter hatten sich so dicht rund um die offne Grube gesammelt, daß ich nicht eher etwas sah, als bis er sie auseinander treten ließ. Dann gewahrte ich in vollem Sonnenlicht, das es trotz seiner dunklen Erdkruste beinahe wieder spiegelte, gegen einen Haufen Erde mit Hülfe von Steinen gelehnt, ein majestätisches Marmorbild. Es schien mir beinahe kolossal zu sein, obwohl ich später bemerkte, daß es von vollkommen menschlichen Proportionen war. Meine Pulse begannen zu klopfen; denn ich fühlte, daß sie etwas Großes sei, und daß es etwas Großes, unter den Ersten zu sein, die sie kennen lernten. Ihre wunderbare Schönheit gab ihr ein Aussehen fast wie das eines lebenden Menschenbildes, und ihre fehlenden Augen schienen sich auch über uns zu verwundern. Sie war reich mit Gewandung versehen, so daß ich sah, daß sie keine Venus war.

„Sie ist eine Juno,“ sagte der Leiter der Ausgrabung mit Entschiedenheit, und sie schien in der That die Verkörperung himmlischer Herrschergewalt und Ruhe zu sein.

Ihr schöner Kopf, mit einem einzigen Bande umwunden, konnte sich nur gebeugt haben, um einen Befehl zuzunicken. Ihre Augen blickten gerade vor sich hin, ihr Mund war unerbittlich ernst, die eine Hand, die ausgestreckt war, schien eine Art Herrscherstab gehalten zu haben, der Arm, von welchem die andere abgebrochen worden, hing mit der höchsten elastischen Majestät an ihrer Seite herab. Die Bildhauerarbeit war von der seltensten Vollendung, und obwohl in ihrem Ausdruck vielleicht eine Art unbestimmter moderner Versuch zu charakterisiren lag, war sie im Großen und Ganzen in dem edlen und einfachen Styl der großen griechischen Periode ausgeführt, sie war ein Meisterstück der Kunst und wunderbar gut erhalten.

„Weiß es der Graf?" fragte ich bald; denn ich hatte das Bewußtsein, als ob wir uns einer Verletzung seiner Rechte schuldig machten, als ob unsre Blicke ihr etwas nähmen."

„Der Signor Conte hält seine Siesta," sagte der Leiter der Nachgrabungen mit seinem spöttischen Grinsen. „Wir stören ihn nicht gern."

„Hier kommt er," schrie einer der Arbeiter, und wir machten ihm Platz. Seine Siesta war offenbar plötzlich unterbrochen worden; denn sein Gesicht war geröthet und sein Haar in Unordnung.

„Ah, mein Traum — mein Traum hatte also Recht!" rief er, dann trat er hin vor die Bildsäule und blickte sie verwundert an.

„Was war Ihr Traum?" fragte ich, da sein Gesicht mehr Verdruß als Entzücken zu verrathen schien.

„Daß sie eine Juno fänden, und daß sie aufstände und auf mich zu käme und ihre Marmorhand in die meine legte. Ah!" sagte der Graf aufgeregt.

Eine Art tief aus der Kehle kommendes „Ah" des

höchsten Staunens ließ sich aus der Reihe der zuhörenden Arbeiter hören.

„Dies ist die Hand," sagte der kleine Forscher, indem er sein unversehrtes Fragment emporhielt. „Ich habe sie in der letzten halben Stunde gehabt, und so kann sie Sie nicht berührt haben."

„Aber Sie haben augenscheinlich Recht, daß sie eine Juno ist," sagte ich. „Bewundern Sie sie mit Muße." Und ich wendete mich ab; denn wenn der Graf abergläubisch war, so wünschte ich ihm Freiheit zu lassen, seinem Herzen Luft zu machen. Ich begab mich nach dem Hause, um die Kunde meiner Pathe zu überbringen, die ich — wie es schien traumlos — über einem großen archäologischen Octavbande schlummernd antraf. „Sie haben Grund gefunden," sagte ich. „Sie haben zum allermindesten eine Juno von Praxiteles entdeckt." Sie ließ ihren Octavband fallen und klingelte nach einem Sonnenschirm. Ich beschrieb ihr die Statue, aber vermuthlich nicht recht deutlich; denn Martha machte eine etwas spöttische Miene.

„Ein langes gefaltetes Peplum?" sagte sie. „Wie wunderlich! Ich glaube nicht, daß sie schön ist." „Sie ist schön genug, figlioccia mia," antwortete ich, „um Dich eifersüchtig zu machen."

Wir trafen den Grafen, wie er mit übereinandergeschlagenen Armen in starrer Betrachtung vor der wiederauferstehenden Göttin stand. Er schien sich von der Aufregung seines Traumes erholt zu haben, aber mir war, als ob sein Gesicht eine noch tiefere Empfindung verriethe. Er war bleich und gab keine Antwort, als seine Frau liebkosend seinen Arm umschlang. Ich bin indeß nicht sicher, ob nicht die Haltung seiner Frau eine lebhaftere Anerkennung der Vollkommenheit des Bildwerkes war. Sie hatte über meine Lobpreisung, als wir vom Hause weggingen, gelacht,

und ich hatte mich einer Behauptung, die ich irgendwo gesehen, erinnert, nach welcher Frauen der Empfindung der reinsten Schönheit ermangelten. Martha jedoch schien langsam die unendliche Schönheit unsrer Juno zu ermessen. Sie blickte sie, an ihren Gatten gelehnt, lange Zeit schweigend an und stieg dann halb schüchtern hinab auf die Steine, welche für die Figur eine rohe Unterlage bildeten. Sie legte ihre beiden rosigen unbehandschuhten Hände auf die steinernen Finger der Göttin, und blieb einige Augenblicke in dieser Stellung, indem sie dieselben mit ihrem warmen Drucke preßte und ihre lebenden Augen auf die kalte gleichgültige Stirn heftete. Als sie sich umdrehte, blinkte in ihrem Auge eine Thräne der Bewunderung — eine Thräne, die ihr zu tief in die Betrachtung der Statue versunkener Gatte nicht bemerkte. Er hatte, wie es schien, die Weisung gegeben, die Arbeiter zu Ehren ihrer Entdeckung mit einem Fasse Wein zu tractiren. Dasselbe wurde jetzt gebracht und auf der Stelle geöffnet, und der kleine Forscher trat, nachdem er das erste Glas gezapft, mit dem Hute in der Hand vor, um es ehrerbietig der Gräfin darzubieten. Sie befeuchtete nur ihre Lippen damit und reichte es dann ihrem Gemahle. Dieser erhob es mechanisch an die seinigen, dann hielt er plötzlich inne, erhob es wieder und goß es hierauf langsam und feierlich vor den Füßen Juno's aus.

„Ei der Tausend, das ist ja eine Libation!" rief ich.

Er gab keine Antwort und ging langsam hinweg.

Diesen Tag wurde nicht mehr gearbeitet. Die Tagelöhner lagen auf dem Grase, blickten auf ihren Fund mit dem den Römern angebornen Wohlgefallen an einem schönen Bildhauerwerke, verschwendeten aber keinen Wein mehr mit heidnischen Ceremonien. Am Abend stattete der Graf der Juno eine zweite Visite ab und gab Befehl, sie am folgenden Tage nach dem Casino zu schaffen. Das Casino

war ein verlassenes Gartenhaus, das nicht ohne Anmuth einen jonischen Tempel nachbildete, und in welchem Camillo's Vorfahren sich oft versammelt haben mußten, um kühle süße Getränke aus venezianischen Gläsern zu trinken und gelehrten Madrigalen zuzuhören. Es enthielt verschiedene bestäubte Bruchstücke antiker Sculpturwerke, und es war geräumig genug, um die reichere Sammlung zu fassen, von der ich die Juno froher Hoffnung voll nur als Anfang zu betrachten begann. Hier wurde diese schöne Schöpfung nach kurzem Aufenthalt in heiterer Anmuth aufgestellt, indem ein umgekehrter Grabstein aus alter Zeit ein hinreichend solides Fußgestell lieferte. Der kleine Forscher, der in allen Erfordernissen des Restaurirens erfahren zu sein schien, rieb sie und schabte sie mit geheimnißvoller Kunst, schaffte die Erdflecke von ihr weg und verdoppelte den Glanz ihrer Schönheit. Ihr sanftes Wesen schien von einer Art wiederauflebender Reinheit und Blüthe zu erglühen, und wäre ihr die Hand nicht abgebrochen gewesen, so hätte man glauben können, sie hätte eben erst den letzten Stoß des Meißels empfangen. Ihr Ruf blieb kein Geheimniß. Im Laufe der nächsten zwei oder drei Tage kam ein halbes Dutzend neugieriger „cognoscenti“ angerückt, um sie in Augenschein zu nehmen. Ich war zufällig zugegen, als der erste von diesen Herren, ein Deutscher mit blauer Brille und einem Taschenbuche unter dem Arme, sich in der Villa präsentirte. Der Graf, der seine Stimme an der Thür hörte, kam herbei und betrachtete ihn kalt vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Ihre neue Juno, Signor Conte,“ begann der Deutsche, „ist nach meiner Meinung viel wahrscheinlicher eine gewisse Proserpina —“

„Ich habe weder eine Juno noch eine Proserpina mit

Ihnen zu erörtern," sagte der Graf kurz angebunden. „Sie sind falsch berichtet."

„Sie haben also keine Statue ausgegraben?" rief der Deutsche. „Was für ein schändlicher Schwindel!"

„Keine, die Ihrer gelehrten Aufmerksamkeit würdig wäre. Ich bedauere, daß Sie die Mühe gehabt haben, Ihr kleines Notizbuch so weit tragen zu müssen." Der Graf war plötzlich witzig geworden.

„Aber Sie haben doch sicher etwas. Das Gerede davon geht durch Rom.

„Zum Teufel mit dem Gerede!" schrie der Graf wüthend. „Ich habe nichts — verstehen Sie mich? Seien Sie so gut, das Ihren Freunden zu sagen."

Die Antwort war deutlich, und der arme Archäolog zog ab, indem er seine flächserne Mähne schüttelte. Aber ich hatte Mitleid mit ihm und wagte dem Grafen Vorstellungen zu machen. „Sie könnte ebenso gut noch in der Erde liegen, wenn Niemand Sie sehen soll," sagte ich.

„Ich werde Sie sehen, das ist genug!" antwortete er mit derselben unnatürlichen Barschheit. Dann sagte er, indem er mich darüber betraf, daß ich ihn mit betrübtem Erstaunen von der Seite ansah: „Mir war sein großes Taschenbuch zuwider. Er wollte irgend eine abscheuliche Zeichnung von ihr machen."

„Ah, das geht auch mich an," sagte ich. „Auch ich hatte den Plan, eine kleine Skizze zu machen."

Er verhielt sich einige Augenblicke still, worauf er sich umwendete und mit weniger Aufregung, aber außerordentlichem Ernste meinen Arm ergriff. „Gehen Sie gegen die Abenddämmerung hinein," sagte er, „und setzen Sie sich eine Stunde hin und sehen Sie sie an. Ich denke, Sie werden Ihre Skizze aufgeben. Wo nicht, mein guter alter Freund, so soll's mir auch recht sein."

Ich folgte seinem Rathe und gab als Freund meine Skizze auf. Aber ein Künstler bleibt ein Künstler, und so sehnte ich mich insgeheim doch darnach, eine zu versuchen. Es wurden der Dienerschaft Befehle genau im Einklang mit der Antwort gegeben, die der Graf unserm deutschen Freunde ertheilt hatte, und die Leute versicherten mit leicht zufriedengestelltem italienischen Gewissen und anmuthiger italienischer Ueberredungsgabe auf alle späteren Nachfragen, daß man sie bedauerlich falsch berichtet habe. Ich hege in der That keinen Zweifel, daß sie aus Mangel an einer besseren Gelegenheit das Bedauern einträglich machten. Weitere Nachgrabungen wurden für jetzt eingestellt, da sie eine Beleidigung der unvergleichlichen Juno einschlossen. Die Arbeiter zogen ab, aber der kleine Forscher besuchte noch immer den Ort und sondirte den Boden zu seiner eigenen Unterhaltung. Eines Tages kam er mit seiner gewöhnlichen zweideutigen Grimasse zu mir. „Die schöne Hand der Juno," murmelte er, „was ist aus ihr geworden?"

„Ich habe sie nicht gesehen, seit Sie mich abriefen, um sie mir anzusehen. Ich erinnere mich, daß sie, als ich wegging, auf dem Grase neben der Grube lag."

„Wo ich sie selbst hingelegt hatte! Hernach verschwand sie. Ecco!"

„Haben Sie einen von Ihren Arbeitern in Verdacht? Ein solches Fragment würde mehr Scudi einbringen, als die meisten von ihnen jemals zu sehen bekommen haben."

„Einige sind vielleicht größere Diebe als die Andern. Aber wenn ich den schlimmsten von ihnen herbeirufen und anklagen wollte, so würde der Graf dazwischen treten."

„Er muß aber diese schöne Hand doch zu schätzen wissen."

Der kleine Fachmann in Ausgrabungssachen sah sich

um und blinzelte mit dem einen Auge. „Er weiß sie so gut zu schätzen, daß er sie selber bei Seite gebracht hat. Das ist mein Glaube, und ich denke, je weniger wir davon reden, desto besser.“

„Bei Seite gebracht, mein lieber Herr? Am Ende ist sie doch sein Eigenthum.“

„Doch nicht in dem Maße, wie er es treibt. Eine so schöne Schöpfung ist mehr oder minder das Eigenthum von jedermann, wir haben Alle ein Recht, sie uns anzusehen. Aber der Graf behandelt sie, als ob sie ein hochheiliges Bild der Madonna wäre. Er hält sie unter Schloß und Riegel und stattet ihr einsame Besuche ab. Was thut er dann aber da am Ende? Wenn ein schönes Weib von Stein ist, so kann er doch weiter nichts mit ihr machen, als sie ansehen. Und was thut er mit jener herrlichen Hand? Er verwahrt sie in einem silbernen Kästchen, er hat eine Reliquie daraus gemacht!“ Und dieser cynische Mensch begann seltsam zu kichern und ging von dannen.

Er ließ mich in unbehaglichen Gedanken zurück, indem ich mich verwundert fragte, was zum Teufel er meinte. Gewiß beliebte es dem Grafen, aus der Juno ein Geheimniß zu machen, aber das schien eine natürliche Folge der ersten Begeisterung über ihren Besitz. Ich war bereit, auf freien Zutritt zu ihr zu warten, und freute mich mittlerweile, zu finden, daß seine gewöhnliche Theilnahmlosigkeit ihre Grenze habe. Aber als die Tage so hingingen, wurde ich mir bewußt, daß sein Wohlgefallen nicht mittheilsam, sondern sonderbar kalt und scheu und düster war. Wenn er eine marmorne Göttin bewunderte, so war das kein Grund, die Menschheit zu verachten, und doch schien er wirklich geringschätzige Vergleichungen zwischen ihr und uns anzustellen. Von dieser unzarten Proscrip-

tion war seine reizende Frau nicht ausgeschlossen. In Augenblicken, wo ich versuchte, mich zu überreden, daß er weder ein schlechterer noch ein besserer Gesellschafter als gewöhnlich war, verurtheilte ihr Gesicht meinen Optimismus. Sie sagte nichts, aber sie zeigte stets eine Miene, welche schwere Betroffenheit ausdrückte. Zu Zeiten saß sie da und hielt die Augen mit einer Art flehender Neugier auf ihn geheftet, wie wenn mitleidsvolle Ueberraschung ihren Verdruß noch eine Weile am Ausbrechen verhinderte. Was unter vier Augen zwischen ihnen vorging, darnach hatte ich natürlich kein Recht, zu fragen. Nichts, dachte ich — und das war eben das Elend. Es war ferner ein Elend, daß er für diese stummen Blicke undurchdringlich war und über ihren Kopf mit einer Miene stolzer Zerstreutheit hinweg sah. Gelegentlich bemerkte er, daß ich ihm einen Blick dringender Bitte um Aufklärung zuwarf, und dann pflegte sein müdes Auge für einen Augenblick zu funkeln, wie es schien, halb in herausfordernder Ironie und halb mit seltsam ersticktem Antriebe, sich zu rechtfertigen. Aber von seiner Frau hielt er sein Gesicht unerbittlich abgewendet, und wenn sie sich ihm mit einer einschmeichelnden Liebkosung näherte, nahm er sie mit schlecht verhehltem Schauder hin.

Ich protestirte und wüthete in meinem Innern. Es kam mit mir dahin, daß ich den Grafen und Alles, was zu ihm gehörte, haßte. „Tausendmal hatte ich Recht," rief ich, „ein italienischer Graf mag etwas ungeheuer Schönes sein, aber dauerhaft ist er nicht! Man gebe uns einen tüchtigen Jungen von unserm eignen Blute, der uns keine solchen finstern Possen aus der alten Welt spielen wird. Obwohl ich ein Maler bin, werde ich nie einen malerischen Ehemann empfehlen."

Ich verlor meine Freude an der Villa, an den pur-

purnen Schatten und glühenden Lichtern, den moosigen Marmorbildern und dem langgestreckten Profile der Albanerberge. Meine Malerei stand still, Alles sah häßlich aus. Ich saß da und tändelte mit meiner Palette, und es war mir, als ob ich Schmutz in meine Farben mischte. Mein Kopf war gestopft voll trüber Gedanken, eine unerträgliche Last schien mir auf dem Herzen zu liegen. Der Graf wurde in meiner Einbildung zu einem dunklen Auswuchs der bösen Keime, welche die Geschichte seinem Geschlechte eingepflanzt hatte. Kein Wunder, daß er bestimmt war, grausam zu sein. War nicht Grausamkeit eine Ueberlieferung in seiner Race und Verbrechen ein Exempel? Die gottlosen Leidenschaften seiner Vorfahren regten sich blind in seiner unerzogenen Natur und begehrten dumpf, ausbrechen zu können. Was für eine wuchtige Erbschaft schien es mir, wenn ich mir in meinen schwermüthigen Betrachtungen die endlose Ahnenreihe des Grafen zusammen rechnete. Zurück zu der Ruchlosigkeit, die mit dem Wiederaufleben von Kunst und Literatur verbunden war — zurück zu dem blutigen Wirrsal mittelalterlicher Kriege — zurück durch die lange krampfhaft von plötzlichen Lichtblitzen aufzuckende Dunkelheit der früheren Zeitalter bis zu ihrem Ursprung in dem festgegründeten Römerstaate — zurück durch alle Finsterniß der Geschichte schien sie sich zu erstrecken und bei ihrem Gange auch den leisesten Anspruch auf meine Theilnahme zu verlieren. Eine solche Chronik war an sich schon ein Fluch, und mein armes Mädchen hatte erwartet, sie werde auf ihrem Bewußtsein so leicht und so wohlthuend sitzen wie ihre Feder auf ihrem Hute!

Ich habe kaum eine Vorstellung, wie lange dieses peinliche Verhältniß dauerte. Es erschien mir um so länger, als meine Pathe fortwährend ihre Zurückhaltung bewahrte,

und ich nicht im Stande war, ihr ein Wort des Trostes darzubieten. Eine feinfühlige Frau, die sich mit einer Heirath getäuscht sieht, erschöpft, bevor sie Rath sucht, erst ihren eignen Scharfsinn. Was es auch war, was den Grafen ergriffen hatte, es machte ihn von Tage zu Tage unruhiger, er kam und ging wie auf's Gerathewohl, mit nervöser Plötzlichkeit. Er machte langdauernde einsame Ritte und beobachtete, wie ich vermuthete, nur selten die Form, sich bei seiner Frau zu entschuldigen, und noch immer kam er, als die Zeit verging, der Erklärung seines Geheimnisses nicht näher.

Indeß mischten und milderten sich, wie ich gestehe, im Verlaufe der Zeit meine Befürchtungen durch Mitleid. Wenn ich erwartet hatte, ihn seine drängenden Ahnen durch ein Verbrechen versöhnen zu sehen, empfand ich jetzt, wo der ihm angeborne rechtliche Sinn entschlossen schien, ihnen diese Genugthuung zu verweigern, eine Art mürrische Dankbarkeit. Ein Mensch konnte doch, ohne unglücklich zu sein, nicht so grundlos düster hinleben. Er hatte mich immer mit jener altmodischen Hochachtung vor einem grau werdenden Barte behandelt, für welche ältere Leute die Blüthe ihrer allgemeinen zärtlichen Neigung zu dahinschwindenden Moden bewahren, und ich hielt es für möglich, daß er mir gestatten werde, seiner Noth eine heilende Hand aufzulegen. Eines Abends, als ich von meiner Pathe Abschied genommen und ihr meinen nutzlosen Segen mit einem schweigsamen Kusse gegeben hatte, ging ich hinaus und fand den Grafen im milden Sternenlichte im Garten sitzend und auf einen verwitterten Hermes hinstarrend, der sich in einen Oleanderbusch schmiegte. Ich setzte mich neben ihn hin und benachrichtigte ihn kurz und bündig, daß sein Betragen einer Erklärung bedürfe. Er drehte den Kopf halb herum, und seine dunkle Pupille blitzte einen Augenblick.

„Ich verstehe," sagte er, „Sie halten mich für verrückt." Und er schlug sich vor die Stirn.

„Nein, nicht für verrückt, wohl aber für unglücklich. Und wenn unglückliche Stimmung ihren Lauf zu frei nimmt, so wird natürlich unser armer Verstand stark geprüft."

Er schwieg eine Weile, dann rief er plötzlich aus: „Ich bin nicht unglücklich. Ich bin über alle Maßen glücklich. Sie glauben gar nicht, welche Befriedigung ich empfinde, indem ich hier sitze und jenen alten verwetterten Hermes anstarre. Früher fürchtete ich mich vor ihm, seine finstre Miene pflegte mich an einen kleinen alten Priester mit buschigen Augenbrauen zu erinnern, der mir die lateinische Sprache lehrte und mich fürchterlich über sein Buch weg anblickte, wenn ich in meinem Virgil einen Bock schoß. Aber jetzt scheint er mir das freundlichste, lustigste Ding von der Welt zu sein und läßt mir die entzückendsten Bilder aufsteigen. Er stand mit seinen großen Hängelippen vor zweitausend Jahren im Garten eines alten Römers. Er sah, wie die sandalenbekleideten Füße die Alleen betraten und die rosenbekränzten Köpfe sich über den Wein neigten. Er kannte die alten Feste und den alten Tempeldienst, die alten Römer und die alten Götter. Wenn ich hier sitze, spricht er zu mir in der ihm eignen stummen Weise und schildert mir es Alles. Nein, nein, mein Freund, ich bin der glücklichste der Menschen."

Ich hatte in Abrede gestellt, daß ich ihn für verrückt hielte, aber plötzlich begann ich es doch zu vermuthen; denn ich fand in dieser eigenthümlichen schwungvollen Aeußerung nichts Beruhigendes. Der Hermes hatte wunderbarerweise seine Nase behalten, und als ich bedachte, daß meine liebe Gräfin um dieses fühllosen heidnischen Klotzes willen vernächlässigt werde, nahm ich mir insgeheim vor, den nächsten Tag mit einem Hammer zu kommen und ihm einen so

kräftigen Schlag zu versetzen, daß er für ein empfindsames Tête-à-Tête zu lächerlich würde. Inzwischen war jedoch die Verblendung des Grafen keine Sache zum Lachen, und ich drückte ihm meine aufrichtigste Ueberzeugung aus, als ich ihm nach einer Pause sagte, ich möchte ihm empfehlen, entweder einem Priester oder einem Arzte seinen Besuch zu machen.

Er brach in schallendes Gelächter aus. „Ein Priester! Was sollte ich mit einem Priester oder er mit mir anfangen? Ich liebte sie nie, und ich fühle mich jetzt weniger wie je aufgelegt, damit zu beginnen. Ein Priester, mein theurer Freund," wiederholte er, indem er mir seine Hand auf den Arm legte, „lassen Sie keinen Priester gegen mich los, wenn Sie auf *seinen* gesunden Verstand Werth legen. Meine Beichte würde den armen Mann um sein bischen Witz bringen. Was aber einen Doctor betrifft, so hab' ich mich in meinem ganzen Leben nicht besser befunden, und wenn Sie mich," fügte er, aufstehend und mich von der Seite anblickend, rasch hinzu, „nicht etwa aus christlicher Barmherzigkeit vergiften wollen, so rathe ich Ihnen, mich ungeschoren zu lassen."

Der Graf war entschieden ungesunden Geistes, und ich hatte mehrere Tage keine Neigung, nach der Villa zurückzugehen. Wie sollte ich ihn behandeln, welche Stellung sollte ich nehmen, welches Verfahren forderten das Glück und die Würde Martha's? Ich wanderte in Rom herum, ließ mir diese Fragen durch den Kopf gehen und befand mich darüber eines Tages im Pantheon. Ein leichter Frühlingsregen hatte zu fallen begonnen und ich nahm eiligst meine Zuflucht in den großen Tempel, den seine christlichen Altäre nur halb in eine Kirche umgestaltet haben. Kein römisches Gebäude bewahrt einen tieferen Eindruck vom Leben des Alterthums oder verwirklicht deutlicher jene

wunderbaren Glaubensmeinungen, die wir geneigt sind, für unbestimmte Fabelei zu halten. Die ungeheure düstre Kuppelwölbung scheint dem geistigen Ohre einen leisen Widerhall heidnischer Gottesverehrung zu enthalten, wie eine geschlossene Muschelschaale das Brausen der See enthält. Drei oder vier Personen befanden sich zerstreut bei den verschiedenen Altären, eine andere stand in der Nähe des Mittelpunktes unter der Oeffnung in der Kuppel. Als ich näher trat, bemerkte ich, daß dies der Graf war. Er hatte sich dort hingepflanzt, die Hände auf den Rücken gelegt, und blickte zuerst zu den schweren Regenwolken hinauf, wie sie über das große runde Fenster hinflogen, dann vor sich auf den von ihnen bespritzten Kreis auf dem gepflasterten Fußboden. In diesen Tagen war der Fußboden zersprungen und holperig und prachtvoll alterthümlich, und dieser weite Raum war, in freier Verbindung mit dem Wetter, so schimmelig und moosig und grün geworden wie ein Streifen Gartenboden. Ein zartes Gras und Kraut war aus den Rissen in den Steinplatten aufgesproßt, und die kleinen mikroskopischen Hälmchen funkelten im Regen. Dieser große Luftzug durch das unüberdachte Gewölbe tödtet sehr wirksam die sonst herkömmlichen Düfte von Weihrauch und Talg und versetzt uns in einen Glauben, der mit der Natur auf freundschaftlichem Fuße steht. Er schien auch dem Grafen diesen Dienst geleistet zu haben. Sein Gesicht trug einen unbeschreiblichen Ausdruck der Verzückung, und er war so in Beschaulichkeit versunken, daß es einige Zeit bedurfte, bevor er mich gewahr wurde. Die Sonne kämpfte sich draußen durch die Wolken, und doch fiel noch immer ein dünner Regen und trieb in einer Art durchleuchteten Nieselns in unsern düstern eingeschlossnen Raum. Der Graf beobachtete ihn mit dem bezauberten Starren, mit dem ein Kind eine Springquelle betrachtet, und wendete

sich dann hinweg, indem er seine Hand an seine Stirn preßte, und ging nach einem der geschmückten Altäre hin. Hier stand er wieder einen Augenblick vor sich hinstierend, dann drehte er sich rasch um und kehrte an seinen früheren Platz zurück. Eben jetzt erkannte er mich und bemerkte zugleich, wie ich vermuthe, den erstaunten Blick, den ich auf ihn gerichtet haben muß. Er begrüßte mich freundlich mit der Hand und kam zuletzt auf mich zu. Mir war, als ob er eine Art nervösen Zitterns empfände und ruhig zu erscheinen versuchte.

„Dies ist der beste Ort in Rom," murmelte er. „Er ist fünfzig Peterskirchen werth. Aber wissen Sie wohl, daß ich nicht eher hierher gekommen bin als vor ein paar Tagen? Ich überließ es den forestieri. Sie gehen herum mit ihren rothen Büchern und lesen über das und jenes nach und denken, sie kennen es nun. Ah! man muß es fühlen — die Schönheit und das Zweckentsprechende jenes offnen Raumes, durch welchen von droben das Himmelslicht hereinfällt. Jetzt kommen nur Wind und Regen, Sonne und Kälte von da herunter, aber in der alten Zeit — wissen Sie in der alten Zeit —" und er berührte meinen Arm und lächelte mich seltsam an — „kamen die heidnischen Götter und Göttinnen, um durch dasselbe herabzuschweben und ihre Plätze an ihren Altären einzunehmen. Was für eine Prozession, wo die Augen des Glaubens es sehen konnten! Das sind die Dinge, die sie uns dafür gegeben haben!" Und er zuckte verächtlich die Achseln. „Ich möchte gleich ihre Bilder herunterreißen, ihre Leuchter umwerfen und ihr Weihwasser vergiften."

„Mein lieber Graf," sagte ich sanft, „Sie sollten duldsam sein gegen andrer Leute ehrlichen Glauben. Möchten Sie die Inquisition wieder aufleben lassen und im Interesse von Jupiter und Mercur?"

„Man würde meinen Glauben auch nicht dulden, wenn man ihn erriethe!“ rief er. „Man hat ein großes Geschrei gemacht über die heidnischen Verfolgungen; aber die Christen verfolgten ebenso, und die alten Götter wurden in Höhlen und Wäldern verehrt gerade so wie die neuen. Und es stand deshalb nicht schlimmer mit ihnen. Denn sie lebten ja in Höhlen und Wäldern und Bächen, in Erde, Luft und Wasser. Und da — und hier kann sie trotz Eurer christlichen Weihen und Reinigungen — ein Sohn Alt-Italiens noch heute finden.“

Er hatte mehr gesagt, als er beabsichtigt, und seine Maske war gefallen. Ich blickte ihn scharf an und fühlte, wie sich plötzlich das Mitleid über ihn ergoß, welches wir stets mit einem bis zur Unverantwortlichkeit aufgeregten Wesen empfinden. Ich schien die Quelle seines unseligen Zustandes zu berühren, und es wurde mir sehr leicht um's Herz; denn mir wurde bei meiner Entdeckung, als ob ich mit Lachen herausplatzen sollte. Aber ich begnügte mich damit, wohlwollend zu lächeln. Er sah mich von der Seite an, als ob er Verdacht hegte und sich ein Urtheil bilden wollte, wie weit er sich verrathen hätte, und in seinem Blicke las ich bis zu einem gewissen Maße, daß in seiner Seele etwas lag, woran wir anknüpfen konnten. In meiner Dankbarkeit dafür war ich bereit, allen Göttern zu danken, die ihm beliebten.

„Nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht,“ sagte ich, „Sie sagen da Dinge, die, wenn der Sacristan sie hören und berichten sollte —“ Und ich steckte meine Hand durch seinen Arm und führte ihn weg.

Ich war erschrocken und entsetzt, aber ich war zugleich ergötzt und getröstet. Der Graf war für mich plötzlich ein entzückend wundersames Phänomen geworden, und ich verbrachte den Tag mit Nachdenken über die Unvertilgbarkeit

der Raceneigenthümlichkeiten. Ich hatte Camillo einen strammen jungen Lateiner genannt; er war strammer in der That, als ich mir ihn geträumt hatte. Discretion war jetzt am unrechten Orte, und am nächsten Tage sprach ich mit meiner Pathe. Sie hatte, wie ich denke, in den letzten Tagen die Hoffnung gehegt, ich werde ihr helfen, ihr Herz zu entlasten; denn sie ließ sofort ihren Thränen freien Lauf und gestand, daß sie sich unglücklich fühle.

„Zuerst," sagte sie, „dacht' ich, es wäre Alles Einbildung, und nicht seine Zärtlichkeit nähme ab, sondern meine Anforderungen würden größer. Aber plötzlich überkam mich's wie ein Todesschauer — die Ueberzeugung, daß er aufgehört habe, sich um mich zu kümmern, daß etwas zwischen uns getreten wäre. Und was mir dabei besonders räthselhaft ist, ist das, daß es an jeder denkbaren Ursache in meinem Betragen und an jedem Zeichen fehlt, daß in der Sache ein anderes weibliches Wesen mitspielt. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, zu entdecken, was ich gesagt oder gethan oder gedacht habe, um sein Mißfallen zu erregen. Und doch geht er umher wie ein Mann, der zu tief verletzt ist, um zu klagen. Er hat nie ein barsches Wort geäußert oder mir einen vorwurfsvollen Blick zugeworfen. Er hat einfach auf mich verzichtet. Ich bin aus seinem Leben herausgefallen."

Sie sprach mit einem solchen flehentlichen Zittern in ihrer Stimme, daß ich auf dem Punkte stand, ihr zu sagen, daß ich die Lösung des Räthsels gefunden habe, und daß dies die Schlacht schon halb gewonnen haben hieße. Aber ich fürchtete ihren Unglauben. Meine Lösung war so phantastisch, so weithergeholt, wie es schien, so abgeschmackt, daß ich mich entschloß, auf überzeugende Beweise zu warten. Um mir diese zu verschaffen, fuhr ich fort, den Grafen zu beobachten, verdeckt und vorsichtig, aber mit einer Wach-

samkeit, welche uninteressirte Neugier jetzt ungemein schärfte. Ich kehrte zu meiner Malerarbeit zurück und ließ keinen Vorwand unbenutzt, um mich im Garten und in der Nachbarschaft des Casinos aufhalten zu können. Der Graf vermuthete, wie ich glaube, meine Pläne oder wenigstens meinen Verdacht und würde froh gewesen sein, wenn er sich dessen erinnert hätte, was er sich im Pantheon gegen mich hatte entschlüpfen lassen. Aber es vertiefte mein Interesse an seinem außergewöhnlichen Zustande, daß er, so viel ich in seinem tiefbrütenden Gesichte lesen konnte, mir zögernd vergeben zu haben schien. Er warf mir gelegentlich, wenn er an mir vorüberging, einen Blick zu, in welchem ein dumpfer Wunsch, ich möge ihm zu Hülfe kommen, mit dem Instincte des Mißtrauens zu ringen schien. Ich war bereit genug, ihm zu helfen, aber die Sache war ungemein delicat, und ich wünschte, erst die Symptome völlig kennen zu lernen und zu verstehen. Inzwischen arbeitete ich, wartete und fragte mich. Ach, der Leser mag das sicher glauben, ich fragte mich mit unendlicher Frage, und mochte ich's drehen und wenden, wie ich wollte, ich konnte mich an meine Idee nicht gewöhnen. Bisweilen trat sie mir mit einem bösartigen Zauberblick vor die Augen, der mir jeden Wunsch verleidete, mich einzumischen. Der Graf nahm die Gestalt einer werthvollen psychologischen Studie an, und ein gebildetes Gefühl schien eine zarte Achtung vor seiner Phantasietäuschung zu gebieten. Ich beneidete ihn um die Kraft seines Einbildungsvermögens, und ich pflegte bisweilen meine Augen mit dem unbestimmten Wunsche zu schließen, daß ich, wenn ich sie wieder öffnete, unter dem Baume mir gegenüber Apollo träg seine Flöte küssen oder Diana mit langen Schritten die Steineichen-Allee hinabeilen sehen möchte. Meist aber schien mir mein Wirth einfach ein unglücklicher junger Mann mit einem

ungesunden Sparren im Kopfe zu sein, der sobald als möglich weggeschafft werden müßte. Indeß mußte das Heilmittel, wenn es der Krankheit gewachsen sein sollte, eine genial erdachte Mischung sein.

Eines Abends, nachdem ich meiner Pathe Gutenacht gesagt, begab ich mich wie gewöhnlich auf den Weg nach meiner Wohnung in Rom. Fünf Minuten, nachdem ich das Thor der Villa verlassen hatte, entdeckte ich, daß ich mein Augenglas zurückgelassen, das ich stets im Gebrauch hatte. Ich entsann mich sofort, daß ich beim Malen die Schnur zerrissen, mit der es um meinen Hals befestigt gewesen war, und daß ich es vorläufig an den Zweig eines blühenden Mandelbaums gehakt hatte, der sich auf Armslänge von mir befand. Bald nachher hatte ich meine Sachen zusammengesucht und mich entfernt, ohne an das Glas zu denken, und jetzt, wo ich es nothwendig hatte, um im Caffé Greco die Abendzeitung zu lesen, hatte ich keine andere Wahl, als meine Schritte zurückzulenken und es von dem Zweige loszumachen. Ich fand es leicht und verweilte einige Zeit, um den eigenthümlichen Anblick zu genießen, den der am Tage von mir studirte Ort bei Nacht gewährte. Die Nacht war prachtvoll und voll von dem Athem des römischen Frühlings. Der Mond erhob sich schnell und warf seine gaukelnden Silberfleckchen in die schweren Schattenmassen. Indem ich sein Spiel beobachtete, schlenderte ich weiter und kam plötzlich an eine Stelle, wo ich das Casino vor mir sah.

Gerade in diesem Augenblicke berührte der Mond, der einen Augenblick verhüllt gewesen war, mit einem weißen Strahle eine kleine Marmorfigur, welche den Thürgiebel dieses ziemlich gekünstelten kleinen Bauwerkes schmückte. Ihre plötzliche Beleuchtung brachte mich auf den Gedanken, daß ein herrlicheres Schauspiel in der Nähe sein und daß

derselbe Einfluß der eingesperrten Juno ganz außerordentlich zu Gute kommen müsse. Die Thür des Casinos war wie gewöhnlich geschlossen, aber das Mondlicht fluthete durch die hochangebrachten Fenster so reichlich hinein, daß meine Neugier hartnäckig und — erfindungsreich wurde. Ich schleppte einen alten Gartensitz von dem Porticus herzu, stellte ihn auf die Seite und kletterte glücklich hinauf, sodaß ich mit der Brust bis an eins von den Fenstern reichte. Der Fensterflügel gab meinem Drucke nach, drehte sich auf seinen Haspen und ließ mich sehen, was ich zu sehen wünschte — Juno besucht von Diana. Das schöne Steinbild stand vor mir drunten, gebadet von der Strahlenfluth und glänzend von einer Reinheit, die ihm ein überwältigend göttliches Aussehen verlieh. Wenn ihre matte Farbe bei Tage an verblichnes Gold gemahnte, so konnte man jetzt glauben, sie bestehe aus polirtem Silber. Die Wirkung war beinahe Furcht erweckend, eine so beredte Schönheit konnte kaum unbeseelt sein.

Dies war der erste Eindruck, den ich empfing. Ich überlasse es dem Leser, sich vorzustellen, ob mein nächster weniger interessant war. In einiger Entfernung von den Füßen der Statue, gerade da, wo das Licht aufhörte, bemerkte ich eine Gestalt, die flach auf dem Steinpflaster lag und sich, wie es schien, in frommer Anbetung dort hingeworfen hatte. Ich kann kaum Worte finden, um auszudrücken, wie sehr dies das Eindrucksvolle der Scene vervollständigte. Es bezeichnete das glänzende Bild so recht eigentlich als Gottheit und schien in ihr steinernes Gesicht eine Art bewußten Stolzes zu legen. Natürlich erkannte ich in dem hingestreckten Beter sofort den Grafen, und während ich noch dastand, um mir die volle Bedeutung seiner Haltung zu vergegenwärtigen, rückte der Mondschein weiter und bedeckte seine Brust und sein Gesicht. Jetzt

sah ich, daß seine Augen geschlossen waren, und daß er entweder schlief oder in Ohnmacht lag. Als ich ihn aufmerksam beobachtete, entdeckte ich, daß er regelmäßig Athem holte, und schloß daraus, daß kein Grund vorhanden sei, sich zu beunruhigen. Das Mondlicht bleichte sein Gesicht, welches bereits blaß vor Ermüdung zu sein schien. Er war zu der Juno gekommen, indem er jener fabelhaften Leidenschaft gehorcht hatte, deren Symptome uns so schmerzliche Verlegenheit bereitet hatten, und war, indem er ihr entweder nachgegeben oder Widerstand geleistet, zu ihren Füßen in dumpfen Schlaf gesunken. Der helle Mondschein erweckte ihn jedoch bald. Er murmelte etwas und richtete sich auf, um verwirrt vor sich hinzustarren. Dann erkannte er seine Lage, erhob sich ganz und stand einige Zeit da, um das glühende Bild festen Blickes mit einem Ausdruck zu betrachten, der, wie mir vorkam, nicht derjenige ganz ungemischter Hingebung war. Er stieß eine Reihenfolge abgebrochener Worte aus, deren Bedeutung ich nicht zu fassen im Stande war, und dann wendete er sich nach einer zweiten Pause und einem langen melancholischen Stöhnen langsam der Thür zu. So rasch und geräuschlos als möglich stieg ich von meinem Beobachtungsposten herab und ging hinter das Casino, und einen Moment später hörte ich, wie die Thür geschlossen wurde und wie seine Fußtritte sich entfernten.

Als ich am nächsten Tage dem kleinen Alterthumsforscher im Garten begegnete, drohte ich ihm mit dem Finger mit einer Geberde, in der er wuchtigen Ernst erblicken sollte. Aber er grinste nur wie der boshafte Erdgnome, mit dem ich ihn stets verglichen hatte, und drehte seinen Schnurrbart, als ob meine Drohung ein Hauptspaß wäre.

„Wenn Sie mir hier noch Erdlöcher graben," sagte ich,

„so sollen Sie in das tiefste derselben geschoben und mit Erde zugeschüttet werden. Wir haben genug Entdeckungen gemacht und wollen keine Statuen mehr haben. Ihre Juno hat uns fast zu Grunde gerichtet."

Er brach in ein Gelächter aus. „Das erwartete ich," rief er. „Ich hatte meine Ahnungen."

„Was erwarteten Sie?"

„Daß der Signor Conte zu ihr beten würde."

„Guter Himmel! Ist der Fall so gewöhnlich? Warum erwarteten Sie es?"

„Im Gegentheil, der Fall ist selten. Aber ich habe so lange in der unheimlichen Erbschaft des Alterthums herumgewühlt, daß ich eine Menge von Geheimnissen erfahren, daß ich gelernt habe, daß alterthümliche Reliquien moderne Wunder zu Wege bringen können. In uns Allen ist ein heidnisches Element — ich spreche nicht von Ihnen, illustrissimi forestieri — und die alten Götter haben noch heute ihre Verehrer. Der alte Geist pulsirt noch hier und da, und der Signor Conte hat sein Theil daran. Er ist ein guter Junge, aber, unter uns gesagt, er hat gar keine Anlage zu einem Christen." Und damit überließ sich diese eigenthümliche Persönlichkeit wieder ihrer impertinenten Heiterkeit.

„Wenn Ihre Voraussicht so deutlich war," sagte ich, „so hätten Sie mir in Betreff derselben einen Wink geben sollen. Ich würde dann Ihre Arbeiter fortgeschickt haben."

„Ah, aber die Juno ist so schön!"

„Hol' der Teufel ihre Schönheit. Können Sie mir sagen, was aus der unsrer Gräfin geworden ist? Um es der Juno gleichzuthun, wird sie selbst zu einem Marmorbilde."

Er zuckte mit den Achseln. „Ah, aber die Juno ist fünfzigtausend Scudi werth!"

„Ich würde hunderttausend geben," sagte ich, „wenn ich sie vernichtet sehen könnte. Vielleicht werde ich Sie am Ende bitten, wieder ein Loch zu graben."

„Stehe zu Diensten," antwortete er mit einer Verbeugung, und wir trennten uns.

Ein paar Tage später speiste ich, wie ich oft that, mit meinem Wirth und meiner Wirthin und trat dem Grafen zum ersten Male seit seiner Niederwerfung vor der Göttin im Casino Gesicht zu Gesicht entgegen. Er trug die Spuren davon an sich und saß in düstre Zerstreuung versunken vor uns. Ich dachte, der Pfad des alten Glaubens ist eben nicht mit Rosen bestreut, und die Juno wird täglich mehr eine Herrin, der sich schwer dienen läßt. Das Essen war kaum vorbei, als er vom Tische aufstand und seinen Hut nahm. Als er dies that und dabei in der Nähe seiner Frau vorbeiging, zögerte er einen Augenblick, stand still und warf ihr — wie ich glaube, zum ersten Male — jenen unbestimmt flehentlichen Blick zu, über dem ich ihn oft betroffen hatte. Sie bewegte ihre Lippen in sprachloser Theilnahme und streckte ihm die Hände hin. Er zog sie an sich, küßte sie mit einer Art zorniger Inbrunst und ging mit großen Schritten davon. Die Gelegenheit war günstig und weiterer Aufschub unnöthig.

„Was ich Dir zu sagen habe, ist sehr seltsam," sagte ich zu der Gräfin, „sehr phantastisch, sehr unglaublich. Aber vielleicht wirst Du es nicht so schlimm finden, als Du befürchtet hast. Es ist in der That ein weibliches Wesen im Spiele. Deine Feindin ist die Juno. Der Graf — wie soll ich sagen? — nimmt sie au sérieux."

Sie schwieg, aber nach einem Weilchen berührte sie meinen Arm mit ihrer Hand, und ich wußte, daß sie meinte, ich habe ihren eignen Glauben ausgesprochen.

„Du bewundertest seine antike Einfalt," fuhr ich fort.

„Du siehst jetzt, wie weit sie geht. Er hat sich dem Glauben seiner Väter wieder zugewendet. Er hat Jahre lang in ihm geschlummert, diese gebieterische Statue hat ihn schweigend erwachen lassen. Er glaubt an die Stammbäume, die Du in Deiner Schulmythologie mit Eselsohren versahst, als Du sie auswendig zu lernen versuchtest. Mit einem Worte, liebes Kind, Camillo ist ein Heide."

„Vermuthlich wirst Du fürchterlich erschrecken," antwortete sie, „wenn ich sage, mag er glauben, was er will, wenn er seinen Glauben nur mit mir theilt. Ich will an Jupiter glauben, wenn er's verlangt. Das ist's nicht, was mir Kummer macht, mag mein Mann sein, was er ist. Was mir Kummer macht, ist der Abgrund des Schweigens und der Gleichgültigkeit, der sich zwischen uns aufgethan hat. Seine Juno ist die Wirklichkeit, ich bin die Fiction."

„Ich habe mich in den letzten Tagen mit diesem Abgrunde des Schweigens und Deinem Hinschwinden zu einer Fiction versöhnt. Nach der Fabel die Moral. Der arme Bursch ist nur halb unterlegen, die andere Hälfte protestirt. Der moderne Mensch an ihm ist ausgeschlossen in die Dunkelheit mit seiner unvergleichlichen Frau. Wie könnte er unfähig gewesen sein, zu fühlen — unbestimmt und grobsinnlich vielleicht, aber doch mit jedem Schlage seines Herzens — daß Du ein vollkommner gelungner Versuch der Natur, eine reifere Frucht der Zeit bist, als jene Frauen der Urzeit, denen Juno ein Schrecken und Venus ein Muster war? Er macht Dir das Compliment, zu glauben, daß Du ein unbekehrbares Weib der modernen Zeit bist. Er ist über den Acheron gegangen, hat aber Dich zurückgelassen als ein Pfand für die Gegenwart. Wir wollen ihn zurückholen, damit er es einlöse. Die alten Ahnengeister müssen befriedigt sein, wenn ein so hübsches Frauchen wie Du ihnen den Duft seines Lebens geopfert

hat. Er hat sich als einer der Valerier bewiesen, wir wollen zusehen, daß er der letzte ist, und daß sein Hinscheiden doch den Conte Camillo bei vortrefflicher Gesundheit belassen wird."

Ich sprach mit der Zuversicht, die ich zum Theil empfand; denn es schien mir, daß, wenn der Graf gerührt werden sollte, es durch das Gefühl geschehen mußte, daß seine wunderliche geistige Ausschweifung seine Frau nicht mit Abscheu vor ihm erfüllt habe. Wir sprachen lange und kamen damit zu einem Ende, das hoffen ließ; denn bevor ich wegging, drückte meine Pathe den Wunsch aus, hinauszugehen und sich die Juno zu besehen.

„Ich fürchtete mich beinahe schon vom ersten Augenblicke an vor ihr," sagte sie, „und habe sie kaum gesehen, seit sie im Casino aufgestellt worden ist. Vielleicht kann ich eine Lection von ihr lernen — vielleicht kann ich errathen, wie sie ihn bezaubert."

Einen Augenblick zögerte ich, indem ich fürchtete, wir möchten uns in die Andachtsübungen des Grafen eindrängen. Dann aber, als mir ein Etwas im Gesichte des armen Mädchens sagte, daß auch sie daran gedacht und einen plötzlichen Antrieb empfunden, mitten aus der Gefahr heraus sich den Sieg zu holen, bot ich ihr ihr getrost meinen Arm.

Die Nacht war wolkig, und so mußte sich bei dieser Gelegenheit die triumphirende Göttin auf ihren eignen Glanz verlassen. Als wir uns aber dem Casino näherten, sah ich, daß die Thür weit offen stand und daß Lampenlicht darin war. Die Lampe hing vor der Bildsäule und zeigte uns, daß der Raum leer war. Aber der Graf war kurz vorher hier gewesen. Vor der Statue stand ein kunstlos aus dem Stegreif erbauter Altar, der aus dem namenlosen Bruchstück eines antiken Marmorwerkes bestand, auf

welchem eine unleserliche griechische Inschrift eingehauen war. Wir schienen wirklich in einem heidnischen Tempel zu stehen, und wir blickten auf die heitere Gottheit mit einem Antriebe zur Ehrfurcht. Dieses Gefühl hätte vermuthlich einen tiefergehenden Grad erreicht, wenn es nicht plötzlich ungestüm dadurch zurückgedrängt worden wäre, daß wir auf der Oberfläche des niedrigen Altars ein eigenthümliches Glitzern bemerkten. Ein zweiter Blick zeigte uns, daß es Blut war.

Meine Begleiterin sah mich mit bleichem Entsetzen an und wendete sich mit einem Aufschrei hinweg. Ein Schwarm gräßlicher Vermuthungen drängte sich mir in's Gemüth, und einen Augenblick überwältigte mich der Ekel. Aber zuletzt erinnerte ich mich, daß es verschiedene Arten Blut gab und die Römer nach den menschenfressenden Völkern gelebt hatten.

„Sei versichert, daß es etwas sehr Unschuldiges ist," sagte ich, „ein Lamm, ein Böckchen oder ein saugendes Kalb!" Aber es war genug für ihre Nerven und ihr Gewissen, daß es ein paar dunkelrothe Tropfen waren, und in trauriger Aufregung kehrte sie nach dem Hause zurück. Der Rest der Nacht wurde nicht in einer Weise verbracht, die geeignet gewesen wäre, ihr ihre Ruhe wieder zu geben. Der Graf war nicht hereingekommen, und sie blieb Stunde nach Stunde auf, um auf ihn zu warten. Ich blieb bei ihr und rauchte meine Cigarre so gelassen als möglich, aber innewendig fragte ich mich verwundert, was im Namen aller Schrecken aus ihm geworden sei. Allmählig, als die Stunden vergingen, bildete ich mir eine unbestimmte Deutung dieser düstern Vorgänge — eine Deutung, die deshalb mir nicht weniger feststand und weniger innig gewünscht war, weil sie ziemlich angenehmer Natur war. Die Blutstropfen auf dem Altare waren, dachte ich so vor

mich hin, die letzten Abzahlungen seiner Schuld und das Ende seiner Verblendung. Eine glückliche Nothwendigkeit hatte sie erheischt; denn er war doch am Ende eine zu zarte Natur, um sich nicht deshalb Vorwürfe zu machen, daß er sie vergossen, und nicht Abscheu zu empfinden vor einem so grausam auf sein Recht bestehenden Götzenbilde. Er war fortgewandert, um in der Einsamkeit sich selbst wieder zu finden, und er würde, so hoffte ich, mit einem bereuenden Herzen und fragenden Gemüthe zurückkommen. Ich würde indeß dies Alles leichter geglaubt haben, wenn ich seinen Fußtritt im Vorsaale gehört hätte. Gegen die Morgendämmerung drohte der Zweifel sich mit dem grauen Tageslicht hereinzuschleichen, und unruhig begab ich mich nach der Vorhalle. Hier sah ich ihn nach einigen Augenblicken schweren Trittes, mit Koth bespritzt und offenbar über die Maßen ermüdet über das Gras kommen. Er mußte die ganze Nacht gegangen sein, und sein Gesicht zeigte, daß sein Geist so ruhelos gewesen war wie sein Körper. Er hielt in meiner Nähe an, und bevor er in das Haus trat, blieb er stehen, sah mich einen Augenblick an und hielt mir dann die Hand hin. Ich ergriff sie warm, und sie schien mir von alledem zu pulsiren, was er nicht aussprechen konnte.

„Wollen Sie Ihre Frau sehen?“ fragte ich.

Er strich sich mit der Hand über die Augen und schüttelte den Kopf. „Jetzt nicht — noch nicht — ein ander Mal,“ antwortete er.

Ich sah mich enttäuscht, überzeugte sie aber, wie ich denke, daß er den Teufel ausgetrieben habe. Das arme Mädchen fühlte den verzeihlichen Wunsch, das Ereigniß zu feiern. Ich kehrte in meine Wohnung zurück, verbrachte den Tag in Rom und kam gegen Abend in die Villa zurück. Man sagte mir, daß die Gräfin draußen im

Garten sei. Ich sah mich zuerst vorsichtig nach ihr um; denn ich hielt es für möglich, daß ich die natürlichen Folgen einer Versöhnung unterbrach; da es mir aber nicht gelang, sie zu treffen, so wendete ich mich dem Casino zu und fand mich Gesicht zu Gesicht dem kleinen Forscher gegenüber.

„Haben Ew. Excellenz etwa zufällig zwanzig Ellen Strick von tüchtiger Beschaffenheit bei sich?" fragte er ernst.

„Wollen Sie sich etwa hängen wegen der Noth, bei der Sie Gevatter gestanden haben?" antwortete ich.

„Ich versichere Ihnen, 's ist wirklich eine Sache zum Hängen. Die Gräfin hat Befehl ertheilt. Sie werden sie im Casino finden. Eine so sanfte Stimme sie auch hat, weiß sie doch ihre Befehle verständlich zu machen."

An der Thür des Casinos stand ein halbes Dutzend Tagelöhner bereit. Sie hatten etwas Feierliches in ihrer Miene wie draußenstehende Diener bei einer vornehmen Leichenfeier. Die Gräfin befand sich drinnen. Sie nahm eine Stellung ein, welche dem Räthsel des Aufsehers bei den Ausgrabungen entsprach. Sie hielt ihre Augen auf die Juno geheftet, die von ihrem Fußgestell entfernt worden war und ihrer ganzen prächtigen Länge nach auf einer rohen Bahre ausgestreckt lag.

„Verstehen Sie, was hier vorgeht?" sagte sie. „Sie ist schön, sie ist herrlich, sie ist werthvoll, aber sie muß wieder in die Erde." Und mit einer leidenschaftlichen Geberde schien sie auf ein offnes Grab hinzudeuten.

Ich war ganz ungeheuer vergnügt, hielt es aber für schicklich, mein Kinn zu streicheln und eine nüchterne Miene zu machen. „Sie hat aber einen Werth von fünfzigtausend Scudi," sagte ich.

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Wenn wir sie an den Papst verkaufen und das Geld den Armen geben

wollten, so würde es uns keinen Vortheil bringen. Sie muß zurück, — sie muß zurück in die Erde. Wir müssen ihre Schönheit in der furchtbaren Erde ersticken. Es ist mir fast zu Muthe, als ob sie lebendig wäre, aber es überkam mich gestrige Nacht, als mein Mann herein trat und sich weigerte, mich zu sehen, mit überwältigender Gewalt, daß er, so lange sie noch über der Erde ist, nicht sich selbst wiederfinden wird. Um den Knoten zu zerhauen, müssen wir sie begraben. Wenn ich nur eher daran gedacht hätte."

„Nicht eher!" sagte ich, indem ich auch meinerseits den Kopf schüttelte. „Der Himmel belohne jetzt unser Opfer!"

Der kleine Aufseher über die Nachgrabungen schien, als er wieder erschien, kaum wie ein Vermittler der himmlischen Einflüsse, sondern zeigte eine verstohlene Rührigkeit, was der Sache besser entsprach. Aller Augenblicke stieß er eine halb hörbare Klage als Protest gegen die grausame Härte der Gräfin aus. Aber ich sah ihn insgeheim die hingelagerte Bildsäule mit einem Auge überblicken, welches eine boshafte Freude vorauszusehen schien, wenn er an einer unbemerkten Stelle auf dem Rasen stehen und grinsen würde, bis die Leute ihn anstarrten. Er hatte Stricke in Fülle zurückgebracht, und nachdem er seinen Gehülfen einen Befehl gegeben, die darauf mit kräftiger Hand die Bahre hoben, schritt er voraus auf dem Wege nach der früheren Ausgrabung, die man, weil man an weitere Nachforschungen dachte, unzugeschüttet gelassen hatte. Als wir den Rand der Grube erreichten, war es inzwischen Abend geworden, und die Schönheit unseres marmornen Opfers hüllte sich in ein dunkles Leichentuch. Niemand sprach, wenn man nicht gerade aus Scham schwieg, so doch vor Bedauern. Was wir auch für unser Thun anführen mochten, dasselbe sah wenigstens ungeheuerlich profan aus.

Die Stricke wurden angelegt, und die Juno wurde langsam in ihr Bett in der Erde hinabgelassen. Die Gräfin nahm eine Handvoll Erde und ließ sie feierlich auf ihre Brust fallen. „Möge ihr die Erde leicht sein, sie aber auf ewig einschließen!“ sagte sie.

„Amen!“ rief der kleine Forscher, indem er das Wort seltsam spöttisch betonte, und dann machte er uns eine Verbeugung, welche das angenehme Gefühl verrieth, zu wissen, wo fünfzigtausend Scudi begraben lägen. Seine Untergebenen bekamen ein zweites Faß Wein, dessen Folge für sie eine Suspension alles Bewußtseins und eine sich daran anschließende unverbesserliche Verwirrung des Gedächtnisses in Betreff der Stelle war, wo sie mit ihren Spaten gearbeitet hatten.

Die Gräfin hatte ihren Gatten noch nicht gesehen, der sich wahrscheinlich wegbegeben hatte, um mit dem großen Gotte Pan zu verkehren. Ich war natürlich nicht gewillt, sie den Folgen ihrer bedeutungsvollen That allein gegenüber treten zu lassen. Sie wanderte nach dem Salon und that, als ob sie sich mit einer Stickerei beschäftigen wollte, in der Wirklichkeit aber rüstete sie sich tapfer für eine „Erklärung.“ Ich nahm ein Buch zur Hand, aber es vermochte meine Aufmerksamkeit nicht stärker zu fesseln. Als der Abend weiter vorrückte, hörte ich eine Bewegung auf der Schwelle und sah, wie der Graf den Tapetenvorhang, der die Thür verhüllte, auseinanderschob und schweigend seine Frau anblickte. Seine Augen glänzten, verriethen aber keinen Zorn. Er hatte die Juno vermißt und — einen tiefen Athemzug gethan. Die Gräfin hielt ihre Augen auf ihre Arbeit geheftet und machte ihre seidnen Stiche so ruhig wie ein Bild eheweiblicher Zufriedenheit. Dieses Bild schien mit Zaubergewalt auf ihn zu wirken: er kam langsam herein, fast

auf den Zehen, ging nach dem Kamine hin und blieb dort in einer Art entzückter Beschaulichkeit stehen. Was in seinem Gemüthe vorgegangen war, was jetzt darin vorging, überlasse ich den Lesern zu errathen. Die Hand meiner Pathe zitterte, als sie beim Sticken auf und nieder ging, und die Farbe stieg ihr in die Wangen. Endlich erhob sie ihre Augen und hielt seinen Blick aus, indem sich alle seine zurückkehrende Treue zu concentriren schien. Er zögerte einen Augenblick, als ob gerade ihre verzeihende Liebe die Kluft zwischen ihnen offen hielte, und dann schritt er vor, fiel auf seine beiden Knie und begrub seinen Kopf in ihrem Schooße. Ich ging hinweg, wie der Graf hereingekommen war, auf den Fußspitzen.

Er wurde, wenn man will, niemals vollständig ein Mensch der neuen Zeit, aber eines Tages, Jahre nachher, als ein Besucher, dem er sein Kabinet zeigte, sich nach einer Marmorhand erkundigte, die in einem der innern Winkel desselben aufgehangen war, machte er ein ernstes Gesicht und schloß die Thür davor ab.

„Es ist die Hand eines schönen Wesens," sagte er, „das ich einst sehr bewunderte."

„Ah — eine Römerin?" fragte der Herr mit verbindlichem Lächeln.

„Einer Griechin," sagte der Graf mit gerunzelter Stirn.

Eugen Pickering.

I.

Es war in Homburg, vor mehreren Jahren, bevor das Hazardspiel unterdrückt worden war. Der Abend war sehr warm, und alle Welt hatte sich auf der Terrasse des Kursaales und der Esplanade unter ihr versammelt, um dem vortrefflichen Orchester zuzuhören, oder vielmehr die halbe Welt; denn das Gedränge in den Zimmern, wo gespielt wurde, war um die Tische herum ebenso dicht. Ueberall war großes Gedränge. Die Nacht war herrlich, die Saison auf ihrem Höhenpunkte, die offnen Fenster des Kursaals sandten lange Streifen gespenstischen Lichtes in die düstern Gehölze hinaus, und dann und wann konnte man in den Pausen, welche die Musik machte, beinahe das Geklingel der Napoleons und den metallischen Ruf der Croupiers sich über die beobachtende Stille der Salons erheben hören.

Ich war mit einer Freundin herumgeschlendert, und wir machten uns zuletzt bereit, uns zu setzen. Indeß waren Stühle eine Seltenheit. Ich hatte einen erwischt, aber es schien keine leichte Sache, noch einen zu finden. Ich stand auf dem Punkte, es in Verzweiflung aufzugeben und

den Vorschlag zu machen, uns auf die damastüberzogenen Divans des Kursaals zurückzuziehen, als ich einen jungen Mann bemerkte, der sich auf einem der Gegenstände meiner Jagd zurückgerätselt hatte, während seine Füße auf dem Querholz am Rücken eines zweiten ruhten. Das war mehr als der Antheil an Luxus, der ihm gebührte, und ich näherte mich ihm ohne Verzug. Er gehörte offenbar der Race an, die in dem Rufe steht, zu Hause und in der Fremde am Besten zu wissen, wie man sich's bequem macht; aber ein Etwas in seiner Erscheinung verrieth, daß seine jetzige Attitude mehr das Ergebniß von Unachtsamkeit als von Selbstsucht war. Er starrte den Dirigenten des Orchesters an und hörte aufmerksam der Musik zu. Die Hände hatte er um seine langen Beine geschlungen, und sein Mund stand halb offen, was ihm ein ziemlich albernes Aussehen gab.

„Es giebt hier so wenig Stühle," sagte ich, „daß ich Sie bitten muß, diesen zweiten da herzugeben." Er fuhr zusammen, erröthete, schob den Stuhl mit ungeschickter Beflissenheit zurück und murmelte etwas von Nichtgewußthaben, daß er ihn hätte.

„Was für ein komisch aussehender junger Mensch!" sagte meine Begleiterin, die mich beobachtet hatte, als ich mich neben sie setzte.

„Ja, er sieht wunderlich aus, aber was noch wunderlicher ist, ist das, daß ich ihn schon gesehen habe, daß sein Gesicht mir bekannt ist, und daß ich doch nicht weiß, wo ich ihn unterbringen soll."

Das Orchester spielte das Gebet aus dem „Freischütz", aber Webers liebliche Musik schien nur die Wolke über meinem Gedächtniß zu verdunkeln. Wer zum Teufel war er? Wo, wann, wie hatte ich ihn kennen gelernt? Es schien außerordentlich, daß einem ein Gesicht so bekannt

und zugleich so fremd vorkommen konnte. Wir hatten ihm den Rücken zugedreht, so daß ich nicht wieder nach ihm hinblicken konnte. Als die Musik aufhörte, verließen wir unsere Plätze, und ich ging, um meine Freundin an ihre Mama auf der Terrasse abzuliefern. Indem ich an der Stelle, wo mein junger Mann gesessen, vorbeipassirte, sah ich, daß er weggegangen war. Ich schloß damit, daß ich meinte, er werde wohl nur auffällig jemand gleichen, den ich kenne. Aber wer in aller Welt war es, dem er glich?

Die Damen gingen nach ihren Wohnungen, die nahe dabei waren, und ich wandte mich in den Spielsalon hinein und schwebte um den Kreis an der Roulette herum. Allmählig sickerte ich bis zu dem innern Rande des Kreises nahe bei dem Tische durch, und indem ich mich hier umsah, bemerkte ich meinen räthselhaften Freund, der mir gegenüber Stellung genommen hatte. Er beobachtete das Spiel, die Hände in den Hosentaschen, aber, eigenthümlich genug, jetzt wo ich ihn mit Muße betrachtete, verschwand allmählig das Aussehen, nach dem ich ihm schon begegnet sein mußte, gänzlich von seinem Gesichte. Was uns bewogen hatte, seine Erscheinung wunderlich zu nennen, waren seine große Länge und die Magerkeit seiner Gliedmaßen, sein langer weißer Hals, seine blauen hervorquellenden Augen und seine ehrliche, unbewußte Versenktheit in die Scene vor ihm. Er war gewiß nicht hübsch, aber er sah eigenthümlich liebenswerth aus, und wenn sein unverhehltes Staunen ein klein wenig nach ländlicher Art und Sitte schmeckte, so stach es doch angenehm von den harten und ausdruckslosen Zügen der Masken um ihn herum ab. Er war, so sagte ich mir, der grünende Sproß eines alten strammen Stammes, er war in dem ruhigsten aller Heimwesen auferzogen worden und guckte zum ersten Male in's Leben hinein. Ich war neugierig, ob er etwas

am Tische setzen würde, aber er schien von chronischer Verblüfftheit gelähmt zu sein. Er stand da, blickte auf das prasselnde Kreuzfeuer von Verlusten und Gewinnen, schüttelte sein lose in der Tasche liegendes Gold und strich sich aller Augenblicke nervös mit der Hand über die Augen.

Die meisten der Zuschauer waren zu aufmerksam auf das Spiel, um viel Gedanken für einander übrig zu haben, aber ehe viel Zeit verging, bemerkte ich eine Dame, die augenscheinlich für ihre Nachbarn so gut ein Auge hatte, als für den Tisch. Sie saß ungefähr auf dem halben Wege zwischen mir und meinem Freunde, und ich bemerkte bald, daß sie den Versuch machte, seinem Blicke zu begegnen. Obwohl eins, wie die Rede ging, in Homburg „niemals sicher sein konnte", so zweifelte ich doch, ob diese Dame eine von denen sei, deren besonderer Beruf ist, den Blicken der Herrenwelt zu begegnen. Sie war eher jung als ältlich, und eher hübsch als häßlich, ja als ich sie ein paar Minuten später lächeln sah, hielt ich sie für wunderbar hübsch. Sie hatte ein bezaubernd schönes graues Auge und eine Fülle blonden Haares, das in malerischer Unordnung vertheilt war, und obwohl ihre Gesichtszüge mager und ihre Farben verblichen waren, machte sie den Eindruck empfindsamer künstlicher Anmuth. Sie war in ein weißes Musselinkleid mit vielen Puffen und Faltenbesätzen gekleidet, das aber ein klein wenig abgetragen war. Dasselbe war hier und da mit blaßblauem Bande besetzt. Ich pflegte mir zu schmeicheln, nach den Gesichtern der Leute auf ihre Nationalität schließen zu können, und in der Regel rieth ich richtig. Diese verblichne, zusammengebackne, dunstige Schönheit war, wie ich annahm, eine Deutsche — etwa eine solche Deutsche, wie ich sie in der Literatur geschildert gesehen hatte. War sie nicht eine Freundin von Dichtern, eine Dame, die mit

Philosophen correspondirte, eine Muse, eine Priesterin der Aesthetik — so etwas ungefähr wie Bettina, wie Rahel? Meine Vermuthungen versanken jedoch rasch in Staunen darüber, was mein schüchterner Freund aus ihr machte. Sie begegnete zuletzt seinem Blicke, und indem sie darauf eine Hand ohne Handschuh, die aber über und über in Ringen mit blauen Steinen, Türkisen, Sapphiren und Lapislazuli steckte, erhob, winkte sie ihn zu sich hin. Die Bewegung wurde mit einer durch Praxis erworbenen Kaltblütigkeit ausgeführt und war von einem bittenden Lächeln begleitet. Er starrte sie einen Augenblick ziemlich gedankenlos und nichtssagend an, unfähig zu vermuthen, daß die Einladung an ihn gerichtet sei, dann, als dieselbe unmittelbar nachher mit einem guten Theil Intensität wiederholt wurde, erröthete er bis an seine Haarwurzeln, schwankte unschlüssig, ob er's wagen sollte, und ging endlich an den Stuhl der Dame hin. Ehe er ihn erreichte, war er über und über dunkelroth geworden und hatte sich die Stirn mit dem Taschentuch gewischt. Sie lehnte sich, den Stuhl kippend, zurück, blickte mit demselben Lächeln zu ihm empor, legte ihm zwei Finger auf den Aermel und sagte etwas mit fragendem Ausdruck, worauf er durch Kopfschütteln antwortete.

Sie fragte ihn augenscheinlich, ob er jemals gespielt habe, und er sagte, nein. Alte Spieler haben den Aberglauben, daß, wenn ihnen das Glück den Rücken gekehrt hat, sie es sich wieder günstig stimmen können, indem sie ihre Einsätze von einem vollkommnen Neuling machen lassen. Die Physiognomie unsres jungen Mannes hatte seiner neuen Bekanntschaft die vollständigste Unerfahrenheit auszudrücken geschienen, und als praktische Frau hatte sie beschlossen, ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen. Ungleich ihren meisten Nachbarn hatte sie kein Häufchen Gold vor sich, sondern

sie zog aus ihrer Tasche einen doppelten Napoleonsd'or, steckte ihm denselben in die Hand und sagte ihm, er möge ihn auf die erste beste Nummer seiner eignen Wahl setzen. Er war augenscheinlich von einer Art entzückter Unruhe erfüllt, ihm gefiel das Abenteuer, aber er schreckte vor dem Wagniß zurück. Ich würde das Geldstück auf die Gefahr hin gesetzt haben, daß es das letzte seiner Gefährtin sei; denn obwohl sie immer noch ein berechnetes Lächeln zeigte, als sie sein Zögern bemerkte, so lag doch in ihrem blassen hübschen Gesichte eher alles Andere als Gleichgültigkeit. Plötzlich reichte er in seiner Verzweifelung hinüber und legte das Geldstück auf den Tisch. Meine Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblicke dadurch abgelenkt, daß ich einer Dame mit einer großen Menge Falbeln vor mir Platz machen mußte, welche ihren Stuhl einer daherrauschenden Freundin überlassen wollte, der sie ihn versprochen hatte. Als ich wieder zu der Dame im weißen Musselinkleide hinüberblickte, zog sie mit ihrer kleinen in blauen Edelsteinen steckenden Klaue ein recht stattliches Häufchen Gold ein.

Gutes und schlechtes Glück machten an den Spieltischen Homburgs gleichwenig Wesens von sich, und diese holde Abenteurerin belohnte ihren jungen Freund für das Opfer seiner Unschuld nur mit einem flüchtigen lächelnden Aufblick. Es war ihm jedoch noch Unschuld genug übrig geblieben, um sich mit einem vergnügten selbstbewußten Lächeln an dem Tische umzusehen, in dessen Verlauf seine Augen den meinigen begegneten. Da flackerte plötzlich die mir bekannte Miene, die von seinem Gesichte verschwunden war, unverkennbar wieder auf, es war das kindliche Lachen eines Freundes aus der Kinderzeit. Welch ein einfältiger Bursch ich doch war: ich hatte Eugen Pickering vor mir gesehen!

Obschon ich noch einige Zeit verweilte, erkannte er mich

doch nicht wieder. Die Wiedererkennung hatte, wie ich denke, in meinem eignen Gesichte ein Lächeln geweckt, aber ich war, wie ich vermuthe, weniger glücklich als er: mein Lächeln hatte aufgehört, kindlich zu sein. Jetzt, wo das Glück sich ihr wieder zugekehrt, spielte seine Gefährtin wieder für sich selbst — sie spielte und gewann einmal über das andere. Zuletzt schien sie geneigt, auf ihrem Gewinn auszuruhen, und verschritt dazu, ihn in die Falten ihres Musselinkleides zu begraben. Pickering hatte für sich selbst nichts gesetzt, aber als er sah, wie sie sich zum Aufbruch bereit machte, reichte er ihr einen doppelten Napoleon hin und bat sie, ihn für ihn zu setzen. Sie schüttelte mit großer Entschiedenheit den Kopf und schien ihm zu sagen, er solle ihn wieder einstecken, aber er drang, immer noch stark erröthend, mit ungeschlachter Hitze in sie, und zuletzt nahm sie ihn ihm aus der Hand, blickte ihm einen Moment fest in's Gesicht und legte ihn auf eine Nummer. Einen Augenblick später zog ihn der Croupier mit seiner Harke ein. Sie nickte dem jungen Manne leicht zu, wie wenn sie sagen wollte: „Hab' ich Dir's nicht gesagt?" Er blickte wieder nach dem Tische hin und lachte. Sie verließ ihren Stuhl, und er bahnte ihr einen Weg durch die Menge. Bevor ich nach Hause ging, machte ich einen Gang über die Terrasse und blickte auf die Esplanade hinab. Die Lampen waren ausgelöscht, aber das warme Sternenlicht beleuchtete mit unbestimmtem Schimmer ein Dutzend in Gruppen zerstreute Gestalten. Eine von diesen Gestalten war, dachte ich, eine Dame in einem weißen Kleide.

Ich hatte nicht die Absicht, Pickering gehen zu lassen, ohne ihn an unsre alte Bekanntschaft zu erinnern. Er war ein sehr drolliger Knabe gewesen, und ich war neugierig, zu sehen, was aus seinem drolligen Wesen sich entwickelt hatte. Ich schaute am folgenden Morgen in zwei oder drei

von den Hotels nach ihm aus und entdeckte zuletzt, wo er sich aufhielt. Aber er war ausgegangen, sagte der Kellner, er hatte eine Stunde zuvor einen Spaziergang angetreten. Ich ging meiner Wege, überzeugt, daß ich ihm am Abend begegnen werde. Es war Regel bei der Homburger Welt, ihre Abende im Kursaale zu verbringen, und Pickering hatte bereits einen guten Grund entdeckt, davon keine Ausnahme zu machen.

Einer der Reize Homburgs ist der Umstand, daß man an einem heißen Tage einen ganzen Nachmittag ununterbrochen im Schatten gehen kann. Die schattenreichen Gärten des Kursaals verschmelzen sich mit dem reizenden Hardtwald, der seinerseits wieder in die bewaldeten Abhänge des Taunusgebirges übergeht. Nach dem Hardtwald also richtete ich meine Schritte und schlenderte eine Stunde lang durch moosige Lichtungen und die stillen, senkrechten, düstern Stämme der Föhrenwälder. Plötzlich kam ich am grasigen Rande eines Nebenpfades zu einem jungen Manne, der seiner ganzen Länge nach in dem von Sonnenblicken durchgaukelten Schatten lag und seine Ferse nach einem Fleckchen blauen Himmels emporreckte. Mein Tritt auf dem Rasen war so geräuschlos, daß ich, bevor er mich sah, Zeit hatte, mich zu vergewissern, daß ich wieder Pickering vor mir hatte. Er sah aus, als ob er sich dort schon eine Weile herumgetrieben hätte, sein Haar war umhergeworfen, als ob er geschlafen hätte, auf dem Grase daneben lag nicht weit von seinem Hut und Stock ein gesiegelter Brief. Als er meiner ansichtig wurde, schnellte er empor, und ich trat vor ihn hin und sah ihn an, ohne mein Stillstehen zu erklären, indem ich die Absicht hatte, ihm Gelegenheit zu geben, mich wieder zu erkennen. Er setzte seine Brille auf, indem er unbequem kurzsichtig war, und starrte nach mir herauf mit einer Miene, nach welcher er

mir zwar im Allgemeinen vertraute, aber mich nicht erkannte. So stellte ich mich ihm denn zuletzt vor. Dann sprang er auf und ergriff mich bei den Händen und starrte mich an, erröthete, lachte und begann ein Dutzend Fragen auf's Gerathewohl, die mit der Bitte endigten, doch zu sagen, wie in aller Welt ich ihn erkannt habe.

„Je nun, Sie haben sich ja nicht so ganz und gar verändert," sagte ich, „und am Ende ist's doch erst fünfzehn Jahre her, seit Sie mir meine lateinischen Arbeiten zu machen pflegten."

„Nicht verändert, he?" antwortete er, indem er noch immer lächelte und doch mit einer Art offenherziger Befangenheit sprach.

Dann erinnerte ich mich, daß der arme Pickering in jenen lateinischen Tagen ein Opfer jugendlicher Ironie gewesen war. Er pflegte eine Flasche mit Medicin in die Schule mitzubringen und vor dem Frühstück eine Dosis davon in einem Glase Wasser einzunehmen, und jeden Tag um zwei Uhr, eine halbe Stunde vor der Entlassung der übrigen Schüler, kam eine alte Amme mit buschigen Augenbrauen und holte ihn in einer Kutsche ab. Seine außerordentlich weiße Gesichtsfarbe, seine Amme und seine Medicinflasche, die an die Giftphiole in der Tragödie denken ließ, bewirkten, daß wir ihm den Namen Julie beilegten. Sicher hatte Romeo's Geliebte nicht mehr auszustehen als er, sie war wenigstens kein stehender Witz in Verona. Indem ich mich dieser Dinge erinnerte, beeilte ich mich, Pickering zu sagen, daß er hoffentlich noch derselbe gute Junge sei, der die lateinischen Aufgaben für mich gemacht habe. Wir waren, wie Sie wissen," fuhr ich fort, „damals und später recht gute Freunde."

„Ja wohl, wir waren sehr gute Freunde," sagte er, „und darum ist es um so wunderlicher, daß ich Sie gar

nicht erkannte. Denn wissen Sie, als Knabe hatte ich niemals viele Freunde, und als Mann auch nicht. Sehen Sie," setzte er hinzu, indem er sich mit der Hand über die Augen fuhr, „ich bin ganz verblüfft und verstört, daß ich mich zum ersten Male — allein finde." Und er warf nervös die Schultern zurück und richtete den Kopf empor, als ob er sich in eine ungewohnte Positur setzen wollte. Ich fragte mich, ob ihm die alte Amme bis in die neueste Zeit beigegeben gewesen sei, und bald entdeckte ich, daß dies wenigstens der Wirkung nach der Fall gewesen.

Wir hatten den ganzen Sommertag vor uns, und wir setzten uns mit einander in das Gras und holten unsre alten Erinnerungen heraus. Es war, wie wenn wir auf einen alten Schrank in irgend einem düstern Winkel gestoßen wären und einen ganzen Haufen alter Kinderspielsachen ausgeräumt hätten — Bleisoldaten, zerrissene Geschichtenbücher, Taschenmesser und chinesische Wunderdinger. Das Folgende ist ein Ueberblick über das, wessen wir uns erinnerten.

Er hatte die Schule nur kurze Zeit besucht — nicht, weil er gequält wurde; denn es gefiel ihm so wohl in der Schule, daß er zu Hause über die Leiden, die ihm die Medicinflasche auf den Hals gezogen, den Mund hielt — sondern weil sein Vater meinte, er lerne da schlechte Manieren. Dies theilte er mir damals im Vertrauen mit, und ich entsinne mich, wie es die bedrückende Ehrfurcht erhöhte, die ich vor Herrn Pickering empfand, der mir bisweilen in besonders hellen Augenblicken als eine Art Hoherpriester der Schicklichkeit erschienen war. Herr Pickering war ein Wittwer — ein Umstand, der in ihm eine Art übernatürlicher Ansammlung von Elternwürde erzeugt hatte. Er war ein majestätischer Mann mit einer Habichtnase, stechenden schwarzen Augen, einem sehr großen Backenbarte

und eignen Ansichten im Betreff dessen, wie ein Knabe — oder jedenfalls sein Knabe — erzogen werden müsse. Erstens und vor allen Dingen sollte er „ein Gentleman" werden, was hauptsächlich zu heißen schien, daß er ein dickes Halstuch und Handschuhe tragen und nach einem Abendessen von Brot und Milch um acht Uhr zu Bett geschickt werden müsse. Das Schulleben schien, nachdem ein Versuch damit angestellt worden, diesen Regeln feindlich zu sein, und Eugen wurde in's Haus zurückgenommen, um unter den Augen seines Erzeugers zur Urbanität geformt zu werden. Es wurde für ihn ein Hauslehrer besorgt und ein einziger ausgesuchter Gefährte vorgeschrieben. Die Wahl fiel wunderbarerweise auf mich, der ich unter einem ganz andern Sterne geboren war. Man wendete sich an meine Eltern, und diese willigten ein, daß ich einige Monate meine Lehrstunden mit Eugen theilte. Der Hauslehrer muß meines Erachtens ein ziemlich einfältiger Gesell gewesen sein; denn Eugen wurde wie ein Prinz behandelt, während ich alle Fragen und die Klapse mit dem Lineal bekam. Und doch erinnere ich mich, daß ich niemals neidisch auf meinen glücklicheren Kameraden war und für die Zeit eine ungeheure knabenhafte Freundschaft mit ihm schloß. Er hatte eine Uhr und ein Pferdchen und einen großen Vorrath von Bilderbüchern; aber mein Neid in Betreff dieser Luxusgegenstände wurde durch ein unbestimmtes Mitleid mit ihm gemildert, das mir großmüthig zu sein gestattete. Ich konnte ausgehen und allein spielen, ich konnte mir meine Jacke selbst zuknöpfen und des Abends aufbleiben, bis ich schläfrig wurde. Der arme Pickering konnte nie einen Schritt thun, ohne vorher darum petitionirt zu haben, oder eine halbe Stunde im Garten zubringen, ohne förmlichen Bericht darüber abstatten zu müssen, wenn er wieder hineinkam. Meine Eltern, die nicht den Wunsch hegten, zu sehen,

wie mir unbequeme Tugenden einoculirt wurden, schickten mich nach Verlauf von sechs Monaten wieder in die Schule. Darauf sah ich Eugen nie wieder. Sein Vater zog auf's Land, um die Moral des jungen Menschen vor üblen Einflüssen zu sichern, und Eugen schwand in der Erinnerung zu einem bleichen Schattenbilde der niederschlagenden Wirkungen der Erziehung zusammen. Ich glaube, ich vermuthete halb und halb, er werde in dünne Luft zerschmelzen, und begann in der That allmählig an seiner Existenz zu zweifeln und ihn als eine der Thorheiten zu betrachten, an die man zu glauben aufhört, wenn man älter wird. Es schien ganz natürlich, daß ich von ihm keine Kunde mehr erhielt. Unser jetziges Zusammentreffen gab mir zum ersten Male Gewißheit, daß er all' jenes Einpacken und Einhülsen wirklich überlebt hatte.

Ich betrachtete ihn jetzt mit vielem Interesse; denn er war ein seltnes Phänomen — die Frucht eines mit Ausdauer und ohne Unterbrechung angewendeten Systems. Er setzte mich in gewisser Weise wie gewisse junge Mönche in Erstaunen, die ich in Italien gesehen hatte, er hatte dasselbe aufrichtige, noch nichts von den Sophismen der Gesellschaft verrathende Klostergesicht. Seine Erziehung war wirklich eine beinahe mönchische gewesen. Sie hatte in ihm offenbar ein sehr gefügiges, nachgiebiges Object gefunden, seine sanfte, liebreiche Seele war keine von denen, die der Zähmung bedürfen. Sie hatte ihm jetzt, wo er auf der Schwelle der großen Welt stand, eine außerordentliche Frische der Empfindung und eine große Lebhaftigkeit des Begehrens gelassen, und ich gestehe, daß ich, wenn ich ihn ansah und seinen durchscheinenden blauen Augen begegnete, für die ungewarnte Unschuld einer solchen Seele zitterte.

Allmählig wurde ich gewahr, daß die Welt bei ihm schon bis zu einem gewissen Grade an der Arbeit gewesen

war und ihn zu einem unruhigen, unbehaglichem Bewußtsein seiner selbst erweckt hatte. Alles um ihn herum zeigte auf eine Erfahrung hin, von welcher er abgesperrt gewesen war, sein ganzer Organismus zitterte von einem aufdämmernden Gefühl unerwarteter Möglichkeiten des Empfindens. Dieses flehentliche Erbeben war sogar äußerlich sichtbar. Fortwährend wendete er sich im Grase bald auf diese, bald auf jene Seite, fuhr sich mit den Händen durch die Haare, wischte sich leichte Schweißtropfen von der Stirn und begann plötzlich etwas zu sagen, um ebenso plötzlich abzubrechen und sich auf etwas Anderes zu werfen. Unser unverhofftes Zusammentreffen hatte ihn sehr aufgeregt, und ich sah, daß ich davon durch ein gewisses Ueberströmen empfindsamer Durchsäuerung wahrscheinlich Vortheil haben würde. Ich konnte das mit gutem Gewissen; denn dieses ganze Erzittern erfüllte mich mit einer sehr freundschaftlichen Stimmung.

„Es ist jetzt, wie Sie sagen, nahezu fünfzehn Jahre her," begann er, „seit Ihr mich Butterfinger nanntet, weil ich immer den Ball verfehlte. Das ist eine lange Zeit, wenn man über sie berichten soll, und doch sind diese Jahre für mich so ereignißlos, so eintönig verlaufen, daß ich ihre Geschichte beinahe in zehn Worte zusammenfassen könnte. Sie haben vermuthlich allerhand Abenteuer erlebt und die halbe Welt durchreist. Ich erinnere mich, daß Sie Neigung zu waghalsigen Thaten hatten, mir kamen Sie immer wie ein kleiner Kapitän Cook in einer Jacke ohne Schöße vor, wenn Sie über den Gartenzaun kletterten, um den Ball zu holen, den ich hatte hinüberfliegen lassen. Ich stieg weder damals noch später über Zäune. Sie erinnern sich vermuthlich an meinen Vater und die große Sorge, die er sich mit mir machte? Ich verlor ihn vor etwa fünf Monaten. Von jenen Knabenjahren an bis zu seinem Tode sind wir

immer zusammen gewesen. Wir lebten Sommer und Winter auf dem Lande und sahen nur drei oder vier Leute bei uns. Ich hatte eine Reihe von Hauslehrern nach einander und eine Bibliothek, von der ich mich nähren konnte, ich versichere Ihnen, ich bin ein fürchterlich gelehrtes Haus. Es war ein trübseliges Leben für einen aufwachsenden Knaben und ein noch trübseligeres Leben für einen erwachsenen jungen Mann, aber ich wußte nie etwas davon. Ich war vollkommen glücklich."

Er sprach mit einiger Ausführlichkeit von seinem Vater und zugleich mit einer Achtung, der ich mich im Stillen anzuschließen weigerte. Herr Pickering war meinem Gefühle nach ein kalter Egoist gewesen, unfähig, eine weitere Bestimmung seines Sohnes zu begreifen, als die, eine mechanische Abspiegelung seiner selbst zu sein.

„Ich weiß, daß meine Erziehung eine seltsame gewesen ist," sagte mein Freund, „und daß das Ergebniß wunderliche Seiten zeigt; aber meine Ausbildung Stück für Stück in allen Einzelnheiten wurde gleichsam eine von den persönlichen Lebensgewohnheiten meines Vaters. Er setzte sich's zuerst infolge seiner innigen Liebe zu meiner Mutter in den Kopf und infolge der Verehrung, die er ihrem Andenken zollte. Sie starb, als sie mich gebar, und es scheint, daß ich, als ich größer wurde, eine außerordentliche Aehnlichkeit mit ihr zeigte. Außerdem hatte mein Vater eine große Menge Theorien. Er that sich etwas auf seine conservativen Meinungen zu Gute, er glaubte, das gewöhnliche amerikanische Gehenlassen in Sachen der Erziehung sei eine ordinäre Praxis, und Kinder sollten nicht aufwachsen wie die staubigen Dornsträucher am Straßengraben. So sehen Sie denn," fuhr Pickering lächelnd und erröthend und doch mit etwas von der Ironie vergeblichen Bedauerns fort, „ich bin eine regelrechte Gartenpflanze. Ich bin bewacht, be-

gossen und zugestutzt worden, und wenn sorgfältige Pflege überhaupt eine Wirkung hat, so müßte ich bei einer Blumenausstellung den Preis davontragen. Vor etwa drei Jahren verlor mein Vater seine Gesundheit, und so mußte er viel zu Hause bleiben. So lebte ich, obwohl ich zum Manne erwachsen war, ganz und gar daheim. Wenn ich eine Viertelstunde ihm aus den Augen gekommen war, schickte er nach mir. Er hatte schwere Anfälle von Neuralgie, und er pflegte an seinem Fenster zu sitzen und sich von der Sonne durchwärmen zu lassen. Er hatte ein Opernglas neben sich zur Hand, und wenn ich draußen im Garten war, pflegte er mich damit zu beobachten. Wenige Tage vor seinem Tode war ich siebenundzwanzig Jahre alt und vermuthlich der unschuldigste junge Mann auf dem ganzen amerikanischen Festlande. Nachdem er gestorben, vermißte ich ihn sehr," fuhr Pickerling fort, augenscheinlich ohne die Absicht, ein Epigramm zu machen. „Ich blieb zu Hause, in einer Art dumpfen Hinbrütens. Es schien, als ob sich das Leben mir zum ersten Male darböte und doch, als ob ich nicht wüßte, wie ich nach ihm greifen sollte."

Er äußerte das Alles mit einer offenherzigen Hast, die sich während des Sprechens steigerte, und es war ein eigenthümlicher Contrast zwischen den magern Erlebnissen, die er schilderte, und einem gewissen leuchtenden Geistesleben, welches ich in seinem Blick und Ton zu bemerken glaubte. Er war offenbar ein gescheidter Bursch, und seine natürlichen Fähigkeiten waren vortrefflich. Ich nahm an, daß er sehr viel gelesen und bis zu einem gewissen Grade durch rastlose geistige Arbeit sich die Freiheit gewonnen habe, die er in der Praxis nicht zu kennen verurtheilt war. Die Gelegenheit bot ihm jetzt einen Inhalt und eine Bedeutung für die leeren Formen, mit denen seine Einbildungskraft angefüllt war, aber es erschien ihm nur unbestimmt, im

Halblicht, das durch den Schleier seiner Schüchternheit fiel.

„Ich habe nicht, wie Sie vermuthen, die Welt umsegelt," sagte ich, „sondern ich gestehe, ich beneide Sie um die vielen neuen Dinge, die Sie zu sehen im Begriffe sind. Indem Sie nach Homburg kamen, sind Sie in medias res hineingefallen."

„Er warf mir einen Blick zu, um zu sehen, ob meine Bemerkung eine Anspielung enthielte, und zögerte einen Augenblick. Dann sagte er: „Ja, ich weiß es. Ich kam auf dem Dampfer mit einem freundlichen Deutschen nach Bremen, der es unternahm, mich in die Herrlichkeiten und Geheimnisse seines großen Vaterlands einzuweihen. In dieser Jahreszeit, sagte er, müsse ich mit Homburg beginnen. Ich stieg erst vor vierzehn Tagen an's Land, und hier bin ich jetzt."

Wieder zögerte er, als ob er im Begriffe wäre, etwas über die Scene im Kursaale hinzuzufügen, aber plötzlich nahm er wie in einem Nervenzucken den Brief, der neben ihm lag, zur Hand, blickte mit besorgtem Zusammenziehen der Augenbrauen auf das Siegel und warf ihn dann mit einem Seufzer wieder in's Gras.

„Wie lange gedenken Sie in Europa zu verweilen?" fragte ich.

„Sechs Monate dachte ich, als ich ankam. Aber nicht so lange — jetzt." Und er ließ seine Augen wieder nach dem Briefe hinwandern.

„Und wo wollen Sie hingehen — was wollen Sie thun?"

„Ueberall, alles Mögliche, würde ich gestern gesagt haben. Aber jetzt ist's anders."

Ich blickte fragend auf den Brief, und er hob ihn mit ernster Miene auf und steckte ihn in die Tasche. Wir plauderten noch eine Weile, aber ich sah, daß er plötzlich von einem Gedanken in Anspruch genommen worden, daß

er augenscheinlich den Antrieb bei sich erwog, die letzte Schranke der Zurückhaltung niederzubrechen. Endlich legte er plötzlich seine Hand auf meinen Arm, sah mich einen Augenblick flehentlich an und rief: „Auf mein Wort, ich möchte Ihnen Alles erzählen.“

„Ei so erzählen Sie mir doch um des Himmels willen Alles!“ antwortete ich lächelnd. „Ich wünsche mir gar nichts Besseres, als hier im Schatten zu liegen und Alles zu hören.“

„Ah! aber die Frage ist, werden Sie es verstehen? Na, einerlei, Sie halten mich bereits für einen närrischen Kauz. Es ist aber nicht leicht, Ihnen zu sagen, was ich empfinde — nicht leicht für einen närrischen Kauz, wie ich bin, zu sagen, in wie vielen Beziehungen er närrisch ist.“ Er stand auf und ging auf einen Augenblick weg, strich sich mit der Hand über die Augen, kam dann mit raschen Schritten zurück und warf sich wieder in's Gras.

„Ich sagte soeben,“ fuhr er fort, „daß ich immer glücklich zu sein gemeint habe; das ist wahr, aber jetzt, wo mir die Augen geöffnet sind, sehe ich, daß es nur Dummheit war, wenn ich so dachte. Ich war wie ein Pudel, der an einem blauen Bande herumgeführt und gewaschen und gekämmt und mit Küchenabfällen gefüttert wird. Es war kein Leben. Leben heißt, sich selbst erkennen lernen, und in diesem Sinne habe ich in den letzten sechs Wochen mehr gelebt als in all den Jahren, die ihnen vorausgingen. Ich bin erfüllt von diesem fieberhaften Gefühl des Befreitseins, dasselbe steigt mir fortwährend zu Kopfe wie die Dünste starken Weines. Ich finde, daß ich ein handelndes, fühlendes, denkendes Wesen mit Wünschen, mit Leidenschaften, möglicherweise mit Ueberzeugungen, ja sogar möglicherweise mit einem eignen Willen bin, von dem ich mir nie etwas träumen ließ.

Ich finde, daß es eine Welt, die ich kennen lernen, ein Leben, das ich führen, und daß es Männer und Weiber giebt, zwischen denen und mir ich tausend Beziehungen anknüpfen kann. Das Alles liegt vor mir da wie ein großes brandendes Meer, in das ich mich hineinstürzen und untertauchen und den Wind fühlen und den Wellen die Brust entgegen werfen muß. Fröstelnd stehe ich hier am Gestade, starre hinein, sehne mich, frage mich, bin entzückt von dem Geruch der Salzfluth und doch voll Scheu vor dem Wasser. Die Welt winkt und lächelt und ruft, aber ein namenloser Einfluß von der Vergangenheit her, dem ich weder ganz zu gehorchen noch ganz zu widerstehen vermag, scheint mich zurückzuhalten. Ich bin voll Antriebe, aber ich weiß nicht, wie, ich bin nicht voll Kraft. Das Leben scheint in gewissen Augenblicken Muth einzuflößen, aber es scheint auch furchtbar und unsicher, und ich frage mich, warum ich aus bloßem Uebermuth mich mit unbarmherzigen Kräften messen soll, wo ich doch so gut gelernt habe, bei Seite zu treten und sie vorübergehen zu lassen. Warum sollte ich nicht Allem den Rücken wenden und nach Hause gehen zu — was erwartet mich da? — zu jenem Landleben, wo man nichts zu sehen und zu hören bekommt, und zu langen Tagen, die unter alten Büchern verlebt werden? Aber wenn jemand schwach ist, so will er deshalb noch nicht von vornherein seiner Schwäche nachgeben, so will er alle Süßigkeit kosten, die darin liegen mag, daß er für sein Wissen von der Welt bezahlt. So geschieht es, daß dieser unwiderstehliche Antrieb, meinen Sprung zu thun, mich schaukeln zu lassen, dahin zu gehen, wohin die Freiheit mich führt, immer und immer wiederkommt."

Er schwieg einen Augenblick, in dem er mich mit seinen aufgeregten Augen fixirte und vielleicht in den meinigen ein nicht

zurückzuhaltendes Lächeln über seinen Eifer bemerkte. Dann fuhr er fort: „So schaukele Dich doch in Gottes Namen vorwärts, wollen Sie sagen, und laß Dir's wohlbekommen! Ich weiß nicht, ob Sie über mein zitterndes Zögern lachen, oder über das, was Ihnen möglicherweise als meine Schlechtigkeit auffällt. „Ich bezweifle," setzte er ernst hinzu, „daß ich Neigung habe, Unrechtes zu thun; wenn ich etwas der Art habe, so bin ich überzeugt, daß ich's damit nicht weit bringen werde. Ich bin des ehrlichen Glaubens, daß ich mir getrost die Erlaubniß nehmen darf, mich vergnügt zu machen. Aber ich denke daran ebenso wenig, als ich davon träume, mit dem Schmerze spielen zu wollen. Freude und Schmerz sind für mich leere Worte. Wornach ich mich sehne, ist Wissen — ein anderes Wissen als das ist, welches uns in formellen, farblosen, unpersönlichen Lehren zugeführt wird. [illegible] würden das Alles viel besser verstehen, wenn Sie nur [illegible] Stunde die muffige Stubenluft athmen könnten, in [illegible] ich immer gelebt habe. Um ein Fenster einzuschlagen [illegible] Licht und Luft herein zu lassen, muß ich — das [illegible] ich deutlich — endlich einmal handeln."

[illegible] Nun denn, so handeln Sie in Gottes Namen jetzt [illegible] immer, sobald sich Ihnen eine Gelegenheit bietet. [illegible] nehmen Sie niemals die Dinge zu ernst. Ihre lange [illegible] issenheit bewirkt, daß Sie die Welt des Kennen[illegible] ir würdiger halten, als Sie sie wahrscheinlich [illegible] rden. Ein Mensch mit einem so guten Kopf [illegible] wie Sie hat eine sehr reiche und weite Welt [illegible] und ich glaube nicht an die Kunst um der [illegible] der an das, was man Leben um des Lebens [illegible] Aber trotzdem stürzen Sie sich hinein in [illegible] nmen Sie dann und sagen Sie mir, ob [illegible] Weisheit gefunden haben."

Er sah ein wenig finster drein, wie wenn ihm meine Theilnahme ein bischen mager vorkäme.

Ich schüttelte ihm die Hand und lachte. „Die Perle der Weisheit," rief ich, „ist die Liebe, aufrichtige Liebe in einem Erlebniß concentrirt. Ich rathe Ihnen, sich zu verlieben."

Er antwortete mir mit keinem Lächeln, sondern zog aus seiner Tasche den Brief, von dem ich gesprochen habe, hielt ihn empor und schüttelte ihn feierlich.

„Was enthält er?" fragte ich.

„Meine Verurtheilung!"

„Hoffentlich nicht zum Tode."

„Zur Verheirathung."

„Mit wem?"

„Mit einer Person, die ich nicht liebe."

Das klang ernsthaft. Ich hörte auf, zu lächeln, und bat ihn, sich zu erklären.

„Es ist der eigenthümlichste Theil meiner Geschichte," sagte er zuletzt. „Es wird Sie an einen altmodischen Roman erinnern. So, wie ich hier sitze, in dieser tollen Weise rede und dem Schicksale Einladungen zuwerfe, ist doch mein Schicksal bereits entschieden und besiegelt. Ich bin verlobt — ich bin zu einer bestimmten Heirath verpflichtet. Es ist eine Hinterlassenschaft der Vergangenheit — einer Vergangenheit, zu der ich nie Nein gesagt habe. Die Heirath wurde von meinem Vater vor Jahren schon, als ich noch ein Knabe war, arrangirt. Der Vater des jungen Mädchens war sein liebster Freund, er war auch ein Wittwer und erzog seinerseits seine Tochter in derselben strengen Abgeschlossenheit, in der ich meine Tage verbrachte. Bis auf den heutigen Tag bin ich ohne Kenntniß von dem Ursprunge des zwischen unsern beiderseitigen Erzeugern abgeschlossnen Vermählungsvertrags. Herr Ver-

nor hatte große geschäftliche Verpflichtungen übernommen, und ich glaube, daß er sich eines Tages in finanzieller Bedrängniß befand, und daß ihm dadurch herausgeholfen wurde, daß mein Vater ihm mit einem starken Darlehn unter die Arme griff, für das er in seiner Lage keine andere Sicherheit als sein Wort bieten konnte. Zu etwas Derartigem war mein Vater ganz der Mann. Er war ein Mann von feststehenden Grundsätzen, und er hatte sicher ein Recept, das auf das Betragen eines Gentlemans gegenüber einem Freunde in pecuniärer Verlegenheit paßte. Und was mehr ist, er war sich bestimmt bewußt, daß er sich daran zu halten habe. Herr Vernor kam, glaube ich, wieder auf die Füße zu stehen, bezahlte seine Schuld und war meinem Vater dankbar für alle Ewigkeit. Seine kleine Tochter war sein Augapfel, und er verpflichtete sich, sie zur Gattin des Sohnes seines Wohlthäters aufzuziehen. So wurde unser Schicksal durch unsre Väter festgestellt, und wir wurden für einander erzogen. Ich habe meine Verlobte nicht gesehen von der Zeit an, wo sie noch ein sehr gewöhnlich aussehendes kleines Mädchen mit einem klebrigen Vorsteckkätzchen war, das eine einarmige Puppe — männlichen Geschlechts — herzte, die so groß wie sie selber war. Herr Vernor macht in dem, was man den morgenländischen Handel nennt, und hat seit vielen Jahren in Smyrna gelebt. Dort ist Isabel in einem Garten mit weißen Mauern, in einem Orangenhain zwischen ihrem Vater und ihrer Erzieherin aufgewachsen. Sie ist erheblich jünger als ich. Vor sechs Monaten war sie siebzehn Jahr alt, wenn sie achtzehn zählt, sollen wir uns heirathen."

Er erzählte alles das ziemlich ruhig, ohne klagende Betonung, eher trocken und mürrisch, wie wenn er es müde wäre, daran zu denken. „'s ist in der That ein Roman," sagte ich, „in dieser langweiligen Zeit, und ich wünsche

Ihnen Glück dazu. Nicht jeder junge Mann findet, wenn er das heirathsfähige Alter erreicht, eine Frau, die in Watte für ihn aufbewahrt und bereit gehalten wird. Ich wette Tausend gegen Eins, Fräulein Vernor ist reizend, und ich wundre mich, daß Sie nicht sofort Postpferde nehmen und nach Smyrna abreisen."

„Sie scherzen," antwortete er mit der Miene des Verletzten, „und ich meine es furchtbar ernst. Lassen Sie mich Ihnen das Uebrige erzählen. Ich entdeckte diese zärtliche Verschwörung erst vor etwas weniger als einem Jahre. Mein Vater, der den Wunsch hegte, Vorsorge in Betreff seines Todes zu treffen, setzte mich feierlich davon in Kenntniß. Ich fühlte mich weder gehoben noch niedergeschlagen, ich nahm, so weit ich mich entsinne, die Sache mit einer Art Rührung hin, die sich nur gradweise von der unterschied, mit der ich die Mittheilung begrüßt haben würde, daß er für mich ein Dutzend neue Hemden bestellt habe. Ich nahm an, daß alle jungen Leute vermittelst einer solchen Punkt für Punkt festgestellten überirdischen Bestimmung verheirathet würden. Romane und Gedichte freilich sagten, es wäre anders, aber Romane und Gedichte waren ein Ding und das Leben war ein andres Ding. Kurze Zeit nachher stellte er mich einer Photographie der mir Bestimmten vor, die ein hübsches, aber über die Maßen seelenloses Gesicht hat. Hierauf ging es mit seiner Gesundheit rasch bergab. Eines Nachts saß ich, wie ich gewöhnlich stundenlang saß, in seiner matterleuchteten Stube in der Nähe seines Bettes, an das er nun schon seit einer Woche gefesselt war. Er hatte einige Zeit nicht gesprochen, und ich dachte, er schliefe, aber als ich ihn zufällig ansah, bemerkte ich, daß seine Augen weit offen standen und mit einem sonderbaren Blicke auf mich geheftet waren. Er lächelte wohlwollend, innig, und nach einem Veilchen

winkte er mich zu sich heran. Dann, als ich zu ihm hinging, sagte er: „Ich fühle, daß es mit mir nicht lange mehr dauern wird, aber ich will gern sterben, wenn ich bedenke, wie behaglich ich Dir Deine Zukunft eingerichtet habe. — Er sprach vom Sterben, und jedes andere Gefühl als Kummer war in diesem Momente ohne Zweifel gottlos und ungeheuerlich, aber zum ersten Male pulsirte jetzt durch mein Herz die Empfindung, zuviel regiert worden zu sein. Ich sagte nichts, und er hielt mein Schweigen nur für Betrübniß. Ich werde es nicht erleben, fuhr er fort, Dich verheirathet zu sehen, aber seit der Grund dazu gelegt ist, will das wenig bedeuten; es würde eine selbstsüchtige Freude sein, und ich habe nie an etwas Anderes gedacht als an Deinen eignen persönlichen Vortheil. Es wird mir genug sein, Deine Zukunft in ihren Hauptumrissen vorauszusehen, mit Bestimmtheit zu wissen, daß Du hier behaglich ein Hauswesen gründen wirst mit einer Gattin, die mein Urtheil gutheißt, und daß Du die moralische Frucht ausbilden wirst, zu der ich den Samen gesät habe. Aber, mein Sohn, ich wünsche diesen heitern Blick in die Zukunft von dem Schatten des Zweifels zu befreien. Ich glaube an Deine Gelehrigkeit, ich glaube, Vertrauen haben zu können auf die heilsame Kraft Deiner Achtung vor meinem Andenken. Aber ich muß mich erinnern, daß, wenn ich von hinnen genommen bin, Du hier allein stehen wirst, Angesicht zu Angesicht vor einer Myriade von Versuchungen zur Verkehrtheit. Die Dünste eines ungerechten Stolzes können Dir zu Kopfe steigen und Dich im Interesse einer eitlen Täuschung, die er Deine Unabhängigkeit nennen wird, versuchen, das Gebäude zu zertrümmern, das ich so mühsam aufgerichtet habe. So muß ich Dich um ein Versprechen bitten — um das feierliche Versprechen, das Du meiner Lage schuldig bist. Und er ergriff meine Hand.

Du wirst, fuhr er fort, dem Pfade folgen, den ich Dir vorgezeichnet habe, Du wirst dem jungen Mädchen treu bleiben, die ein Einfluß ebenso liebreich als der, welcher Dein junges Leben regierte, zu aller und jeder Liebenswürdigkeit herangebildet hat — Du wirst Isabel Vernor heirathen." — Es lag etwas Wuchtiges in dieser strengen Aufforderung. Ich war erschreckt. Ich entzog ihm meine Hand und bat ihn, mir ohne ein so schreckliches Gelübde zu vertrauen. Meine Weigerung rief bei meinem Vater den Verdacht wach, daß die eitle Täuschung der Unabhängigkeit mir in die Ohren geflüstert habe. Er setzte sich in seinem Bette auf und sah mich mit Augen an, die ein ganzes Leben voll gehässiger Undankbarkeit zu ahnen schienen. Ich fühlte den Vorwurf, ich fühle ihn noch jetzt. Ich gab das verlangte Versprechen! Und noch jetzt bereue ich mein Versprechen nicht und klage ich nicht über die Zähigkeit meines Vaters. Mir ist, ich weiß nicht wie, als ob der Samen zu endlicher Ruhe in jenen arglos verlebten Jahren gesät worden wäre — als ob ich nach vielen Tagen die reife Frucht einheimsen sollte. Aber nach vielen Tagen erst! Ich werde mein Versprechen halten, ich werde gehorchen; aber erst will ich *leben*!"

„Mein lieber Junge, Sie sind schon mitten im Leben. Dieses ganze leidenschaftliche Bewußtsein von Ihrer Lage ist ja ein recht glühendes Leben. Ich wollte, ich könnte dasselbe von meinem eignen sagen."

„Ich wünsche meine Lage zu vergessen. Ich wünsche drei Monate zu verleben, ohne an die Vergangenheit oder die Zukunft zu denken, sondern nach Allem zu greifen, was die Gegenwart mir darbietet. Gestern dachte ich, ich wäre auf dem besten Wege, mit der Fluth zu segeln. Aber diesen Morgen kommt dieses Memento!" Und er hielt seinen Brief wieder empor.

„Was ist es?"

„Ein Brief aus Smyrna."

„Ich sehe, Sie haben das Siegel noch nicht erbrochen."

„Nein, auch gedenke ich das für jetzt nicht zu thun. Er enthält schlimme Nachrichten."

„Was nennen Sie schlimme Nachrichten?"

„Die Nachricht, daß man mich in drei Wochen zu Smyrna erwartet. Die Nachricht, daß Herr Vernor mein Herumschweifen in der Welt mißbilligt. Die Nachricht, daß seine Tochter erwartungsvoll am Altar steht."

„Ist das nicht reine Vermuthung?"

„Vermuthung, möglicherweise, aber sichere Vermuthung. Sobald ich auf den Brief einen Blick that, traf mich ein Etwas bis in's Herz hinein. Sehen Sie 'mal das Motto auf dem Siegel an, wahrhaftig, Sie werden finden, daß es lautet: Halt' Dich nicht auf!" Und er warf den Brief in's Gras.

„Auf mein Wort, Sie thäten besser, ihn zu öffnen," sagte ich.

„Wenn ich ihn öffnete und meine Citation läse — wissen Sie, was ich thun würde? Ich würde spornstreichs nach Hause gehen, den Oberkellner fragen, wie man nach Smyrna gelangt, meinen Koffer packen, mein Billet nehmen und nicht eher rasten, bis ich ankäme. Ich weiß, daß ich das thun würde, es würde die Zaubergewalt der Gewohnheit sein. Der einzige Weg daher, auf dem ich so weit wandern kann, bis die Leine, die mich hält, zu Ende ist, ist der, daß ich den Brief uneröffnet lasse."

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre," sagte ich, „so würde die Neugier mich veranlassen, ihn zu öffnen.

Er schüttelte den Kopf. „Ich fühle keine Neugier," sagte er. „Seit vielen Wochen schon hat die Idee, heirathen

zu müssen, für mich aufgehört, etwas Neues zu sein, und ich habe sie im Geiste in jedem möglichen Lichte betrachtet. Ich fürchte von dieser Seite her nichts, aber ich fürchte in der That etwas von bestimmtem Wissen in der Angelegenheit. Ich will mir die Hände gebunden sehen. Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen? Heben Sie den Brief auf, stecken Sie ihn in Ihre Tasche und bewahren Sie ihn auf, bis ich ihn Ihnen abverlange. Wenn ich das thue, so mögen Sie erkennen, daß ich am Ende meiner Leine angelangt bin."

Ich nahm den Brief lächelnd. „Und wie lang soll Ihre Leine sein?" fragte ich. „Die homburger Saison dauert nicht ewig."

„Dauert sie einen Monat? So soll das meine Saison sein. Nach Verlauf eines Monats werden Sie mir ihn wieder geben."

„Morgen schon, wenn Sie mir das sagen. Inzwischen möge er in Frieden ruhen." Und ich barg ihn in dem geheiligtsten Winkel meines Taschenbuches. Wenn ich sagen wollte, daß ich mich über den armen Jungen lustig gemacht hätte, so hieße das, ich hätte sein Verlangen für phantastisch gehalten. Es war seine Lage, die er durch nichts, was phantastisch gewesen wäre, verschuldet hatte, und er versuchte nur, natürlich zu sein. Er sah mir zu, wie ich den Brief bei Seite steckte, und stieß, als er verschwand, einen leisen Seufzer der Erleichterung aus. Der Seufzer war natürlich, und doch gab er mir zu denken. Sein allgemeines Zurückweichen vor einer unmittelbaren Verantwortlichkeit, die ihm von Andern auferlegt war, konnte heilsam genug sein, aber wenn auf der einen Seite eine alte Beschwerde stand, war nicht möglicherweise eine neuerdings entstandene Täuschung auf der andern? Es würde unfreundlich gewesen sein, wenn ich mit einer Betrachtung

hinter'm Berge gehalten hätte, die zur Warnung dienen konnte. So erzählte ich ihm beiläufig, daß ich am Abend vorher unbemerkt Zuschauer von seinen Thaten an der Roulette gewesen sei.

Er erröthete tief, begegnete aber meinen Augen mit derselben strahlenden Offenheit wie vorher.

„Ah!" rief er, „dann sahen Sie wohl auch jene wunderbare Dame?"

„Wunderbar war sie in der That. Ich sah sie auch später auf der Terrasse im Sternenlichte sitzen. Ich glaube, sie war nicht allein."

„Nein, wahrhaftig, ich war bei ihr — fast eine Stunde lang. Dann ging ich mit ihr nach Hause."

„Wirklich! Und gingen Sie mit hinein?"

„Nein, Sie sagte, es wäre zu spät, mich zu bitten, obwohl sie im Allgemeinen erklären müsse, daß sie nicht auf Ceremonien bestünde."

„Da that sie sich selber Unrecht. Als Sie darüber her waren, Ihr Geld für sich zu verlieren, machte sie, daß Sie darauf bestanden."

„Ah! auch das haben Sie bemerkt?" rief Pickering, noch immer ganz ohne verwirrt zu sein. „Mir war's, als ob der ganze Tisch nach mir hinstarrte, aber ihre Manieren waren so anmuthig und beruhigend, daß ich schloß, sie thue nichts Ungewöhnliches. Sie gestand indeß später, daß sie sehr excentrisch ist. Die Welt habe sie, sagte sie, schon so genannt, ehe sie davon geträumt, und als sie zuletzt gefunden, daß sie ohne ihr Zuthun in diesem Rufe gestanden, hätte sie sich entschlossen, sich der Vorrechte zu erfreuen, die sich daran knüpfen. Jetzt thut sie, was ihr beliebt."

„Mit andern Worten, sie ist eine Dame, die keinen Ruf mehr zu verlieren hat."

Pickering schien verblüfft und lächelte ein wenig. „Ist das nicht das, was man von schlechten Frauenzimmern sagt?“ fragte er.

„Von einigen — von denen, welche erkannt werden.“

„Nun,“ sagte er, noch immer lächelnd, „ich habe Madame Blumenthal noch nicht erkannt.“

„Wenn das ihr Name ist, so ist sie vermuthlich eine Deutsche.“

„Ja, aber sie spricht das Englische so gut, daß man es fast bezweifeln könnte. Sie ist sehr gescheidt. Ihr Mann ist todt.“

Ich lachte unwillkürlich über die Verbindung dieser Thatsachen, und Pickerings klarer Blick schien nach der Ursache meiner Heiterkeit zu fragen. „Sie sind so geradezu und offen gegen mich gewesen,“ sagte ich, „daß ich auch offen gegen Sie sein muß. Sagen Sie mir, wenn Sie können, ob diese gescheidte Madame Blumenthal, deren Mann todt ist, Ihren Wunsch nach Aufschub des Verkehrs mit Smyrna verschärft hat.“

Er schien ohne zurückzuschrecken über meine Frage nachzusinnen. „Ich glaube nicht,“ sagte er endlich. „Ich habe den Wunsch schon drei Monate gehabt, ich habe Madame Blumenthal vor noch nicht vierundzwanzig Stunden kennen gelernt.“

„Sehr wahr. Aber als Sie diesen Ihren Brief da beim Frühstück auf Ihrem Teller fanden, war es Ihnen da nicht, als ob Sie Madame Blumenthal sich gegenübersitzen sähen?“

„Gegenüber?“ wiederholte er mit gelindem Stirnrunzeln.

„Gegenüber, mein lieber Junge, oder sonstwo in der Nähe. Mit einem Worte, interessiren Sie sich für sie?“

„Sehr!“ rief er, indem seine Stirn sich erheiterte.

„Amen!“ antwortete ich, indem ich mit einem Lachen

aufsprang. „Und jetzt ist, wenn wir die Welt in einem Monat sehen wollen, keine Zeit zu verlieren. Lassen Sie uns mit dem Hardtwalde beginnen."

Pickering erhob sich, und wir schlenderten hinaus in den Wald hinein, indem wir von weniger bedeutenden Dingen sprachen. Endlich erreichten wir den Saum des Holzes, setzten uns auf einen umgefallnen Baumstamm und blickten über eine dazwischen sich hinziehende Wiesenstrecke hinweg nach den langen bewaldeten Wellen des Taunus. Woran mein Freund dachte, kann ich nicht sagen, ich überdachte mir seine wundersame Geschichte und ließ meine Verwunderung bis nach Smyrna wandern. Plötzlich fiel mir ein, daß er ein Portrait des jungen Mädchens besaß, das dort in einem weißummauerten Garten seiner wartete. Ich fragte ihn, ob er es bei sich hätte. Er sagte nichts, sondern nahm nur mit ernster Miene sein Taschenbuch heraus und zog eine kleine Photographie heraus. Sie stellte, wie die Poeten sich ausdrücken, ein einfach Mägdlein in der Jugend Blüthe dar — ein einfaches junges Mädchen mit einer gewissen kindlichen Rundung der Umrisse. Es lag kein Behagen in ihrer Stellung. Sie stand steif und schüchtern da, um ein Bild von sich machen zu lassen. Sie trug ein weißes Kleid mit kurzer Taille, die Arme hingen ihr an der Seite herunter und ihre Hände waren vorn gefaltet, ihr Kopf war ein wenig nach unten hin geneigt, und ihre dunkeln Augen auf etwas vor ihr geheftet. Aber ihre steife Unbeholfenheit war so hübsch wie die eines eckigen Seraphs an einer mittelalterlichen Bildhauerarbeit, und in ihrem inhaltlosen Blicke schien tief im Hintergrunde der fragende Glanz der Kindheit zu liegen. „Wozu ist das nur?" schienen ihre reizenden Augen zu fragen. „Warum bin ich zu dieser Ceremonie

mit einem weißen Röckchen und Bernsteinperlen herausgeputzt worden?"

„Himmlische Mächte!" sagte ich zu mir, „was für ein bezauberndes Ding ist doch die Unschuld!"

„Das Portrait ist vor anderthalb Jahren abgenommen worden," sagte Pickering, als ob er sich bemühte, vollkommen gerecht zu sein. „Inzwischen ist sie vermuthlich dahin gelangt, ein wenig klüger auszusehen."

„Ich hoffe, daß sie nicht viel klüger aussieht," sagte ich, indem ich das Bild zurückgab. „Sie ist niedlich."

„Ja, das arme Mädchen ist wirklich niedlich — kein Zweifel." Und er steckte die Photographie weg, ohne noch einen Blick darauf zu thun.

Wir schwiegen ein paar Augenblicke. Endlich sagte ich plötzlich: „Mein lieber Junge, es würde mir einigermaßen zur Befriedigung gereichen, wenn ich Sie Homburg ohne Verzug verlassen sähe."

„Ohne Verzug?"

„Heute — sobald Sie fertig werden können."

„Er sah mich überrascht an, und nach und nach erröthete er. „Es ist etwas, wovon ich Ihnen noch nichts erzählt habe," sagte er, „etwas, was ich Ihnen halb und halb deswegen zu erzählen Bedenken trug, weil Sie sagten, Madame Blumenthal hätte keinen Ruf zu verlieren."

„Ich denke, ich kann es errathen. Madame Blumenthal hat Sie gebeten, zu kommen und wieder an der Roulette Nummern für sie zu besetzen."

„Durchaus nicht!" rief Pickering mit triumphirendem Lächeln. „Sie sagt, sie spiele für jetzt nicht mehr. Sie hat mich für diesen Abend zu sich zum Thee eingeladen."

„Ah, dann freilich," sagte ich sehr ernst, „können Sie Homburg nicht verlassen."

Er antwortete nichts, sondern sah mich von der Seite

an, als ob er erwartete, ich werde lachen. „Dringen Sie ernsthaft in mich," sagte er nach einem Augenblick. „Sagen Sie, es wäre meine Pflicht — befehlen Sie mir, abzureisen."

Ich verstand ihn nicht ganz, aber indem ich den Pfeil mit einer harmlosen Ausfüllungspartikel befiederte, sagte ich ihm, wenn er meinem Rathe nicht folge, würde ich nie wieder mit ihm sprechen.

Er stand auf, trat vor mich hin und stieß mit dem Stock auf den Boden. „Gut!" rief er. „Ich wünschte mir eine Gelegenheit, über den Strang zu schlagen — ein Hinderniß zu überspringen. Hier ist sie. Ich bleibe."

Ich machte ihm eine spöttische Verbeugung für seine Energie. „Das ist sehr schön," sagte ich, „aber jetzt wollen wir, um Sie in die passende Stimmung für den Thee der Madame Blumenthal zu versetzen, hingehen und zuhören, wie die Musik unter den Linden Schubert'sche Melodien spielt." Und wir gingen zurück durch die Gehölze.

Am nächsten Tage ging ich, um Pickering in seinem Gasthause zu besuchen, und als ich, nachdem man mir seine Thür gewiesen, bei ihm anklopfte, war ich überrascht, drinnen den Ton einer lauten Stimme zu hören. Mein Klopfen blieb unbemerkt, und so trat ich bald darauf unaufgefordert ein. Ich fand keine Gesellschaft, sondern gewahrte meinen Freund, wie er im Zimmer auf und ab ging und augenscheinlich sich selbst aus einem in weißes Leder gebundenen Bändchen etwas vordeclamirte. Er grüßte mich herzlich, warf sein Buch auf den Tisch und sagte, er nehme eine Lection im Deutschen.

„Und wer ist Ihr Lehrer?" fragte ich mit einem Blick auf das Buch.

Er wich meinem Blicke aus, als er nach kurzem Zögern antwortete: „Madame Blumenthal."

„In der That. Hat sie eine Grammatik geschrieben," erkundigte ich mich.

„Es ist keine Grammatik, es ist ein Trauerspiel!" sagte er, indem er mir das Buch einhändigte.

Ich öffnete es und sah, sehr elegant mit sehr breitem Rande gedruckt, ein Trauerspiel in fünf Acten mit dem Titel „Kleopatra" vor mir. Es waren darin eine große Menge Randcorrecturen und Anmerkungen, augenscheinlich von der Hand der Verfasserin. Die Reden waren sehr lang, und die Heldin hielt eine ungewöhnliche Anzahl von Selbstgesprächen mit sich ab. Eins davon, gegen das Ende des Stückes hin, begann, wie ich mich erinnere, in folgender Weise: „Was ist denn am Ende das Leben anders als Aufsehen machen und was ist Aufsehen machen anders als Täuschung? — Wirklichkeit, die vor dem Lichte unserer Träume verblaßt, wie Octavia's matte Schönheit neben der meinen hinschwindet? Aber lasse man mich an eine tiefer empfundene Wonne glauben und sie in den Armen des Todes suchen!"

„Das sieht ja ganz entschieden leidenschaftlich aus," sagte ich. „Ist die Tragödie wohl einmal zur Aufführung gelangt?"

„Niemals öffentlich. Aber Madame Blumenthal erzählt mir, daß sie dieselbe in ihrem eignen Hause zu Berlin hat aufführen lassen, und daß sie selbst die Rolle der Heldin dabei übernommen hat."

Pickerings von der Welt abgesperrtes Leben war nicht von der Art gewesen, daß es in ihm den Sinn für das Lächerliche geschärft hätte, aber daß er mir diese Mittheilung ganz trocken machte, schien mir ein unverkennbares Zeichen zu sein, daß er von ihrem Zauber bestrickt war. Er war von etwas eingenommen und ging nicht auf die Bemerkungen über gewöhnliche Dinge — das heißt das Wetter, den Gasthof,

die Ankunft von Adelina Patti, ein, die ich machte, um ihn zu versuchen. Zuletzt äußerte er, was ihm im Kopfe herumging, und verkündete mir, daß Madame Blumenthal sich als eine außerordentlich interessante Frau erwiesen habe. Er schien unser langes Gespräch im Hardtwalde ganz vergessen zu haben und verrieth kein Bewußtsein davon, daß dies ein Geständniß war, daß er seinen Sprung ins Leben gethan und mit der Strömung schwamm. Er entsann sich nur, daß ich geringschätzig von der Dame gesprochen, und deutete an, daß es sich für mich schicke, meine Meinung zu verbessern. Ich hatte den vorhergehenden Tag einen so starken Eindruck davon empfangen, daß im Wesen meines Freundes eine Art geistiger Vornehmheit lag, daß ich, als ich jetzt gleichsam eine neue Stunde in seinem Bewußtsein schlagen hörte und bemerkte, wie die Echos der Vergangenheit augenblicklich vor ihrer Musik verklangen, zu mir sagte, daß ich mit der Regulirung dieser feinen Maschinerie wahrlich eine delicate Aufgabe übernommen habe. Kein Zweifel, Madame Blumenthal war eine gescheidte Frau. Es ist eine gute deutsche Sitte in Homburg, die letzte Stunde vor dem Mittagsessen damit hinzubringen, daß man dem Orchester im Kursaale zuhört. Mozart und Beethoven sind für Organismen, in welchen die Mischung von Seele und Sinnlichkeit ganz besonders geheimnißvoll ist, ein sehr kräftiges Stimulans für den Appetit. Pickering und ich bequemten uns, wie wir am Tage zuvor gethan, dem Herkommen an, und als wir unter den Bäumen Platz genommen hatten, begann er sich über die Vorzüge seiner Freundin zu verbreiten.

„Ich weiß nicht, ob sie excentrisch ist oder nicht," sagte er, „mir scheint jedermann excentrisch zu sein, und es gebührt sich für mich eine Weile noch nicht, die Leute an den geringen Erfahrungen zu messen, die ich gemacht habe.

Niemals zuvor in meinem Leben habe ich einen Spieltisch gesehen, und so stellte ich mir vor, daß ein Spieler nothwendig ein düstrer Schurke mit einem bösartigen Blicke sein müsse. In Deutschland, sagt Madame Blumenthal, spielen die Leute Roulette wie sie Billard spielen, und ihre eigne ehrwürdige Mutter lehrte ihr ursprünglich die Regeln des Spieles. Es ist eine anerkannte Erwerbsquelle für anständige Leute mit geringen Mitteln. Aber ich gestehe, Madame Blumenthal könnte schlimmere Dinge thun, als Roulette spielen, und sie doch harmonisch und schön machen. Ich habe es nie an der Gewohnheit gehabt, körperliche Schönheit für das Vortrefflichste an einem Weibe zu halten. Ich habe mir immer gesagt, daß wenn jemals etwas mein Herz erobern könnte, es nur eine Art allgemeine Anmuth, ein holdes Wesen in Bewegung und Ton sein würde, von dem man sanft stimmende Eindrücke erwarten könnte, wie von einem vollkommen gut gestimmten musikalischen Instrumente. Madame Blumenthal hat es — besitzt diese sanftstimmende und wohlthuende Anmuth, und dieselbe erscheint um so vollendeter, als sie in einem von Natur leidenschaftlichen, feurigen und lebhaften Charakter Ordnung und Einklang bewahrt. Mit ihren vielfachen Antrieben und Fähigkeiten würde nichts leichter sein, als daß sie unruhig, übereifrig und ungestüm zudringlich erschiene. Sie werden sie kennen lernen, und ich überlasse es Ihrem Urtheile, ob dies der Fall ist. Sie hat alle möglichen Geistesgaben, und die Pflege derselben hat für jede einzelne alles Mögliche gethan. Was in ihrer Seele vorgeht, kann ich natürlich nicht sagen; was den Beobachter erreicht — den Bewunderer — ist einfach ein durchdringender Duft von Geist, gemischt mit einem durchdringenden Dufte von Gefühl."

„Madame Blumenthal," sagte ich lächelnd, „könnte das

liebenswürdigste Frauenzimmer der Welt sein und Sie der Gegenstand ihrer ausgesuchtesten Gunstbezeugungen, und doch würde das, um was ich Sie am meisten beneiden würde, nicht Ihre unvergleichliche Freundin, sondern Ihre schöne Einbildungskraft sein."

„Das ist eine höfliche Weise, mich einen Thoren zu nennen," sagte Pickering. „Sie sind ein Skeptiker, ein Cyniker, ein Satiriker. Ich hoffe, daß es lange Zeit dauern wird, ehe es mit mir dahin kommt."

„Sie werden die Reise dahin rasch machen, wenn Sie mit Courierzügen fahren. Aber bitte, haben Sie gewagt, Madame Blumenthal anzudeuten, daß Sie eine so hohe Meinung von ihr haben?"

„Ich weiß nicht, was ich gesagt haben mag. Sie hört sogar noch besser zu, als sie spricht, und ich halte es für möglich, daß ich sie einer guten Menge von dummem Zeuge habe zuhören lassen. Denn nach den ersten paar Worten, die ich mit ihr austauschte, merkte ich eine ganz außerordentliche Verdunstung aller meiner frühern Schüchternheit. Ich glaube wahrhaftig," fügte er nach einem Weilchen hinzu, „daß ich infolge der ungewöhnlichen Verhältnisse, in denen ich gelebt habe, einen großen gehäuften Fond unausgesprochener Dinge aus mir los werden muß. Gestern Abend, als ich da vor dieser reizenden Frau saß, kamen sie in Schwärmen auf meine Lippen. Sehr wahrscheinlich, daß ich sie alle ergoß. Mir ist, als hätte ich mich in einen wahren Nebel von Geplauder gehüllt, und als hätte ich gesehen, wie ihre herrlichen Augen mir gegenüber durch ihn hindurch leuchteten wie Sterne über einem dunstigen Froschteiche."

Hier brach Pickering, wenn ich mich recht entsinne, in eine glühende Parenthese aus und erklärte, daß die Augen der Madame Blumenthal ein Etwas in sich hätten, was er

nie vorher gesehen habe. „Es war ein Wirrwarr von Platt-heiten und leeren Redensarten," fuhr er fort, „der ihr fürchterlich abgeschmackt vorgekommen sein muß; aber ich fühle mich, ich weiß nicht, wie, klüger und stärker seit ich sie vor ihr ausgeschüttet habe, und ich glaube, ich hätte weit gehen können, ohne ein zweites weibliches Wesen zu finden, bei der ein solcher Erguß so wenig von bloßem kalten Ergötzen hervorgerufen hätte."

„Madame Blumenthal," vermuthete ich, „ging im Gegen-theil mit Wärme auf Ihre Lage ein."

„Ganz richtig — mit der größten Wärme. Sie ist klug, sie weiß, sie hat gefühlt, sie hat gelitten, und jetzt versteht sie."

„Sie sagte Ihnen, denk' ich, daß sie Sie bis auf's Tezett verstünde, und sie erbot sich, Ihre Führerin, Philosophin und Freundin zu sein."

„Sie sprach zu mir," antwortete Pickering nach einer Pause, „wie niemals zuvor jemand zu mir gesprochen hatte, und sie bot mir in der That in aller Form alle Dienste der Freundschaft eines Weibes an."

„Die Sie ebenso in aller Form annahmen."

„Ihnen klingt der Auftritt vermuthlich abgeschmackt, aber erlauben Sie mir zu sagen, daß mir das einerlei ist," rief Pickering mit einer Miene heiterer Leidenschaftlichkeit, die das unschuldigste und am wenigsten beleidigende Ding von der Welt war. „Ich war sehr gerührt, ich war in der That sehr aufgeregt. Ich versuchte etwas zu sagen, brachte es aber nicht heraus; ich hatte vorher die Hülle die Fülle zu sagen, jetzt aber stotterte und stümperte ich und nahm zuletzt zu einem plötzlichen Rückzuge meine Zuflucht."

„Mittlerweile hatte sie ihre Tragödie Ihnen in die Tasche fallen lassen?"

„Durchaus nicht. Ich hatte sie auf dem Tische liegen

sehen, bevor sie hereinkam. Später machte sie mir das freundliche Anerbieten, zwei oder drei Mal wöchentlich Deutsch laut mit mir zu lesen, des Accents wegen. Womit wollen wir beginnen? fragte sie. Hiermit! sagte ich und hielt das Buch empor. Und sie ließ mich's mitnehmen, um es zu überlesen."

Ich war weder ein Cyniker noch ein Satiriker, aber wenn ich auch einer gewesen wäre, so würden mir die Krallen verschnitten worden sein, indem Pickering mir, bevor wir schieden, versicherte, daß Madame Blumenthal mich kennen zu lernen wünsche und erwarte, er werde mich ihr vorstellen. Unter den thörichten Dingen, die er nach seinem eignen Berichte geäußert hatte, waren auch einige freundliche Worte zu meinem Lobe gewesen, auf die sie artig geantwortet hatte. Ich gestehe, ich war neugierig, sie kennen zu lernen, aber ich bat ihn, die Vorstellung nicht sofort vorzunehmen. Einerseits wünschte ich, daß Pickering, ohne daß ich meinerseits mich versucht sah, die Vorsehung zu spielen, sein Geschick erfülle, und andrerseits hatte ich zu Homburg einen Freundeskreis, mit dem ich noch eine Woche meine Mußestunden zu verbringen versprochen hatte.

Einige Tage bekam ich wenig von Pickering zu sehen, obwohl wir uns im Kursaal trafen und gelegentlich im Parke herumstrichen. Ich sah mich trotz meines Wunsches, ihn sich selbst zu überlassen, nach den Zeichen und Wundern um, die die Welt an ihm gewirkt haben möchte — namentlich die Welt, welche Madame Blumenthal in ihre vielumfassende Seele aufgenommen hatte. Er schien sehr glücklich zu sein und machte auf mich in der verschiedensten Weise den Eindruck, an Selbstvertrauen und Reife gewachsen zu sein. Sein Gemüth war bewundernswürdig regsam, und stets fragte ich mich, nachdem ich eine halbe Stunde mit ihm geplaudert, wie viel doch zur Erhellung und Ver-

feinerung desselben die Erfahrung thun konnte, was die Abgeschlossenheit nicht gethan hatte. Aller Augenblicke fiel mir auf, wie tief er irgend ein neues Schauspiel empfand, das oft unbedeutend genug war, irgend etwas Fremdartiges, Locales, Malerisches, etwas von der Landessitte, eine Nebensache in der Landschaft, und wie wohl ihm die unbegrenzte Freiheit that, mit der er gehen und kommen und umherschweifen und verweilen und das Alles betrachten konnte. Es war ein Schwellen der Seele, ein Erwachen, ein zur Mannesreife Gelangen in ernsterem Sinne, wie man nach allerlei Aufenthalt bei einer stillen Stunde anlangen mag, welche das Gefühl der Täuschung in Dankbarkeit für die ungewöhnliche Lebendigkeit der ersten Eindrücke verwandelt. Jedes Mal, wo ich ihm begegnete, sprach er etwas weniger von Madame Blumenthal, ließ mich aber im Allgemeinen wissen, daß er sie oft sah und fortfuhr, sie zu bewundern, sie ganz furchtbar zu bewundern! Ich sah mich genöthigt, vor mir selbst trotz meiner Voreingenommenheit zuzugeben, daß sie, wofern sie wirklich der Stern war, der dieses heitere Aufblühen seiner Seele regierte, ein ganz herrliches Weib sein mußte. Pickering hatte das Aussehen eines offenherzigen jungen Philosophen, der zu den Füßen einer strengen Muse saß, und nicht das eines empfindsamen Verschwenders, der sich an die höchste Fleischwerdung der Leichtfertigkeit gehangen.

II.

Madame Blumenthal schien für jetzt den Kursaal verschworen zu haben, und ich bekam sie nie auch nur mit

einem Blicke zu sehen. Ihr junger Freund war offenbar eine interessante Studie, die sie ohne Ablenkung durch etwas Anderes zu verfolgen wünschte.

Sie erschien indeß endlich eines Abends in der Oper wieder, wo ich sie von meinem Sitz aus in einer Loge bemerkte. Sie sah außerordentlich hübsch aus. Adelina Patti sang, und nach dem Aufgehen des Vorhanges war ich von der Bühne in Anspruch genommen, aber als ich mich, nachdem er für den Zwischenact gefallen war, umsah, bemerkte ich, daß sich der Verfasserin der „Kleopatra" ihr junger Bewunderer beigesellt hatte. Er saß ein wenig hinter ihr, beugte sich vor, sah ihr über die Schulter und hörte ihr zu, während sie, indem sie ihren Fächer langsam hin und her gehen und ihr Auge über das Haus hinschweifen ließ, augenscheinlich von der oder jener Persönlichkeit sprach. Ohne Zweifel gab sie scharfe Urtheile ab, aber Pickering lachte nicht, seine Augen folgten ihren verdeckten Hindeutungen, sein Mund stand halb offen, wie immer, wenn er Interesse empfand, er machte eine sehr ernste Miene. Ich war froh, daß sie, da sie ihm den Rücken zukehrte, nicht gewahr werden konnte, wie er aussah. Es schien der passende Moment für mich, mich ihr vorzustellen und ihr mein Compliment zu machen, aber gerade, als ich im Begriffe stand, meinen Platz zu verlassen, kam ein Herr, in welchem ich sogleich einen alten Bekannten erkannte, um den nächsten Sitz neben mir einzunehmen. Es folgte eine Erkennungsscene mit gegenseitiger Begrüßung, und ich war gezwungen, meinen Besuch bei Madame Blumenthal aufzuschieben. Es that mir nicht leid; denn es fiel mir bald ein, daß Niedermeyer ganz der Mann dazu war, mir eine gute Version in Prosa von Pickerings lyrischen Huldigungsergüssen in Betreff seiner Freundin zu liefern. Er war von Geburt ein Oestereicher

und war früher auf einer Reihe kleiner diplomatischer Posten in ganz Europa herumgewesen. Vorzüglich hatte er England oft besucht, und er sprach dessen Sprache fast ohne fremdartigen Accent. Ich hatte einmal drei regnerische Tage im Hause eines englischen Freundes auf dem Lande verlebt. Er war ein scharfer Beobachter und ziemlich in Klatschgeschichten bewandert, er wußte von jedermann etwas und von manchen Leuten Alles zu erzählen. Seine Kunde von gesellschaftlichen Dingen im Allgemeinen hatte die Art alles deutschen Wissens, sie war reichhaltig, bis in's Kleinste gehend und erschöpfend.

„Ei sagen Sie mir doch einmal," fragte ich, als wir so dastanden und uns das Haus in der Runde überblickten, „wer und was die Dame im weißen Kleide ist, hinter der dort der junge Mann sitzt."

„Wer?" erwiderte er, indem er sein Opernglas senkte. „Madame Blumenthal! Was? Nun, das würde eine lange Geschichte geben. Lassen Sie sich ihr vorstellen, es ist leicht gethan, Sie werden sie reizend finden. Dann, nach einer Woche, sollen Sie mir sagen, was sie ist."

„Vielleicht würde ich das nicht können. Mein Freund dort kennt sie seit einer Woche, und ich glaube nicht, daß er im Stande ist, einen genauen Bericht über sie abzustatten."

Er erhob sein Glas wieder, und nachdem er eine Weile hingesehen, sagte er: „Ich fürchte, Ihr Freund ist ein wenig, wie nennen Sie's gleich? — nun, sagen wir, ein wenig weich. Armer Bursch! er ist nicht der Erste. Ich habe diese Dame nie gesehen, wo sie nicht irgend einen der Auswahl werthen jungen Menschen in einer Attitude wie die da um sich schweben gehabt hätte, der den Erweichungsproceß durchmachte. Sie sieht von hier wunderbar gut aus. Es ist außerodentlich, wie dauerhaft solche Weiber sind."

„Ich nehme an, daß Sie, wenn sie von solchen Weibern sprechen, nicht sagen wollen, daß Madame Blumenthal nicht, um zu dauern, in eine gewisse Auflösung von Respectabilität einbalsamirt ist.“

„Ja und Nein. Die Sorte von Atmosphäre, die sie umgiebt, ist ganz von ihrer eigenen Mache. Es liegt in ihren Antecedentien kein Grund, daß man seine Stimme dämpft, wenn man von ihr spricht. Aber manche Weiber befinden sich nicht eher behaglich, als bis sie ihre Stellung vor der Welt auf die oder jene sonderbare Weise verschoben haben. Die Attitude aufrechtstehender Tugend steht ihnen nicht, schickt sich für sie so wenig, wie wenn jemand in einem Fauteuil zu gerade sitzt. Indeß fragen Sie mich nicht nach Ansichten, seien Sie zufrieden mit ein paar Thatsachen und einer Anekdote. Madame Blumenthal ist aus Preußen und von sehr vornehmer Herkunft. Ich erinnere mich ihrer Mutter, einer alten westphälischen Gräfin, mit Grundsätzen, die so stramm und groß aufmarschirten wie die Grenadiere Friedrichs des Großen. Sie war jedoch arm, und ihre Grundsätze waren eine ungenügende Mitgift für Anastasia, die sehr jung an einen schäbigen Juden verheirathet wurde, welcher zweimal so alt wie sie war. Man nahm an, daß er Geld hätte, aber ich fürchte, das er weniger hatte als im Heirathscontracte genannt war, oder auch, daß seine hübsche junge Frau es sehr rasch verthat. Sie ist seit sechs oder acht Jahren verwittwet und lebt, wie ich glaube, so ziemlich von der Hand in den Mund. Ich vermuthe, daß sie vier- bis fünfunddreißig Jahre alt ist. Im Winter macht sie zu Berlin von sich hören, indem sie dem dortigen Künstler und Literatengesindel kleine Soupers giebt, im Sommer sieht man sie oft hier am grünen Tisch zu Ems und Wiesbaden. Sie ist sehr geistreich, und ihr geistreiches Wesen hat sie verdorben. Ein Jahr nach ihrer Verhei-

rathung veröffentlichte sie einen Roman mit ihren Ansichten über die Ehe, der in der Manier von George Sand gehalten war, aber katholischer als der Papst sein wollte. Ohne Zweifel fühlte sie sich sehr unglücklich, Blumenthal war ein altes Vieh. Seitdem hat sie einen ganzen Haufen Quark herausgegeben — Novellen und Gedichte und Flugschriften über jedes erdenkliche Thema von der Bekehrung der Lola Montez bis hinauf zur Hegelschen Philosophie. Sie spricht viel besser als sie schreibt. Ihre radicalen Theorien über die Ehe bewirkten, daß die Leute sie zu einer Zeit, wo ihre Auflehnung dagegen wahrscheinlich nur theoretischer Natur war, für leichtfertig hielten. Sie fand Geschmack daran, schöne Phrasen auszuspinnen, sie ließ ihr Weberschiffchen hinschießen, und als sie mit ihrem Garn zu Ende war, fand sie, daß die Gesellschaft ihr den Rücken gewendet hatte. Sie warf den Kopf zurück, erklärte, daß sie wenigstens die Luft der Freiheit athmen könne, und verkündete in aller Form, daß sie sich an das „intellectuelle" Leben zu halten gedächte. Das hieß unbeschränkte Kameraderie mit Schmierern und Sudlern, Hegelschen Philosophen und ungarischen Pianisten, die auf Engagement warteten. Aber sie ist auch von einer großen Menge wirklich gescheidter Leute bewundert worden; ja es gab eine Zeit, wo sie einem den Kopf verrückte, der ihm so fest auf den Schultern saß wie dieser hier." Und Niedermeyer schlug sich vor die Stirn.

„Sie besitzt eine große Anziehungskraft," fuhr er fort, „und buchstäblich, ich weiß nichts Unrechtes von ihr. Aber trotz alledem mag ich nicht mit ihr reden, will ich ihrer Loge nicht zu nahe kommen. Ich will sie sagen lassen, wenn sie mir die Ehre anthut, meine Unterlassungssünde zu bemerken, daß auch ich ins Lager der Philister übergegangen bin. Es ist nicht das. Es ist deshalb, weil etwas

Unheimliches um das Weib herum ist. Ich bin zu alt, um mich davon schrecken zu lassen, aber ich bin gutmüthig genug, um Schmerz darüber zu empfinden. Ihr Streit mit der Gesellschaft hat ihr kein Glück gebracht, und das bezaubernde Wesen, das sie zur Schau trägt, ist nur die Maske einer gefährlichen Unzufriedenheit. Ihre Einbildung sitzt da, wo ihr Herz sein sollte. So lange Sie die amusiren, schön und gut, dann strahlt sie. Aber in dem Augenblick, wo Sie nachlassen, ist sie im Stande, Sie ohne Gewissensbiß fallen zu lassen. Wenn Sie auf Ihre Füße zu stehen kommen, so sind Sie einfach um so viel klüger geworden; aber es sind ihrer Zwei oder Drei, glaube ich, die bei dem Fall beinahe ihren Hals gebrochen haben."

„Sie stellen Ihre Zusage auf den Kopf," sagte ich, „und geben mir eine Ansicht, aber keine Anekdote."

„Dies ist meine Anekdote. Vor einem Jahre machte ein Freund von mir in Berlin ihre Bekanntschaft, und obwohl er kein junger Mann mehr und niemals einer von denen gewesen war, die, wie man zu sagen pflegt, leicht Feuer fangen, fand er großes Wohlgefallen an Madame Blumenthal. Er ist Major in der preußischen Artillerie, ein wenig ergrauend, ernst, etwas barsch, ein Mann, der in jeder Weise fest im Glauben seiner Väter ist. Es ist ein Beweis für den Zauber, den Anastasia ausübt, wenn ein solcher Mann sich's angewöhnte, einen ganzen Monat lang jeden Tag bei ihr Besuch zu machen. Aber der Major war verliebt oder doch nahe daran; es zu sein. Jeden Tag, an dem er vorsprach, fand er sie, wie sie an einem mit Muschelgold bemalten Tischchen einen Haufen halbe Briefbogen vollkritzelte. Sie pflegte ihn dann eine Viertelstunde sich hinsetzen und den Mund halten zu heißen, bis sie ihr Kapitel fertig hätte, sie schriebe einen Roman, und derselbe wäre einem Buchhändler versprochen. Die beleidigte Heldin

hieß, wie sie ihm in Vertrauen mittheilte, Clorinda. Der Major hatte, wie ich glaube, in seinem ganzen Leben kein Werk der Fiction gelesen, aber er wußte vom Hörensagen, daß Madame Blumenthals literarische Leistungen, wenn sie in rothen Einbänden in die Welt gingen, verschiedene achtungswerthe Einrichtungen mit Unterwühlung bedrohten. Außerdem glaubte er nicht an Weiber, die überhaupt zu schreiben wußten, und es verdroß ihn, daß diese dintenklexende Göttin unter seiner Nase für die Presse drauflos kritzelte, es verdroß ihn um so mehr, als er, wie gesagt, in sie verliebt war und zu glauben wagte, sie nehme freundlich Rücksicht auf seine Jahre und seine ehrenvolle Stellung. Und doch war sie nicht eine Frau der Art, die er leicht bitten konnte, ihn zu heirathen. Die Folge von alledem war, daß er in die Gewohnheit verfiel, gegen ihre geistigen Bestrebungen zu eifern und zu sagen, er hätte Lust, seinen Degen durch ihre Schicht von Bogen zu rennen. Eine Frau wäre gescheidt genug, wenn sie die Wünsche ihres Mannes errathen könnte, und gelehrt genug, wenn sie ihr Gebetbuch abbuchstabiren könnte. Endlich warf Madame Blumenthal eines Tages ihre Feder hin und verkündete triumphirend, daß sie ihren Roman vollendet habe. Clorinda hatte ihren Tanz ausgetanzt. Der Major erklärte, indem er ihr gratulirte, daß ihr Roman Coketterie und Eitelkeit sei, und daß sie lasterhafte Paradoxen nur zu dem Zwecke verbreite, um Lärm in der Welt zu machen und malerisch und leidenschaftlich auszusehen. Er setzte indeß hinzu, daß er sie trotz ihrer Thorheiten liebe, und daß er, wenn sie dieselben in aller Form abschwöre, er ihr ebenso in aller Form seine Hand anbieten wolle. Man sagt, daß die Weiber in gewissen Fällen es gern haben, wenn man sie einschüchtert und anfährt. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie viel Vergnügen sich bei dieser Gelegenheit mit Anastasia's

Zorn mischte. Aber ihr Zorn war sehr ruhig, und der Major versicherte mir, er hätte sie fürchterlich hübsch aussehen lassen. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, rief sie, daß ich aus innerem Bedürfniß schreibe. Ich schreibe, um mein Herz zu entlasten, um mein Gewissen zu beruhigen. Sie nennen meine armen Versuche Coketterie, Eitelkeit, Wunsch, Sensation hervorzurufen. Ich kann Ihnen beweisen, daß es die stille Arbeit selbst ist, um die es mir zu thun ist, und nicht die mehr oder minder schmeichelhafte Aufmerksamkeit, die ihr die Welt zuwendet." Damit ergriff sie das Manuscript der Clorinda und warf es in den Ofen. Der Major steht und starrt, und das Erste, dessen er sich bewußt wird, ist, daß sie ihm mit fegendem Rock eine tiefe Verbeugung macht und ihm Lebewohl auf ewig sagt. Allein gelassen und wieder zu Verstande gekommen, fischt er Clorinda aus den Kohlen heraus und macht sich dann auf, um kräftig an die Thür der Dame zu pochen. Aber sie öffnete sich nie, und von dem Tage an bis vor drei Monaten, wo er mir die Geschichte erzählte, hat er sie nicht wiedergesehen."

„Beim Jupiter, das ist eine merkwürdige Geschichte!" sagte ich. „Aber die Frage ist, was beweist sie?"

„Verschiedene Dinge. Erstens (was ich meinem Freunde zu sagen mich hütete), daß Madame Blumenthal sich ein wenig mehr aus ihm machte, als er vermuthete; zweitens, daß er sich jetzt mehr als je aus ihr macht; drittens, daß dieser Auftritt ein Meisterstreich von ihr war, und daß es nur eine Frage der Zeit ist, ob sie ihm erlauben wird, ihr eine Zusammenkunft mit ihm aufzudringen."

„Und zuletzt?" fragte ich.

„Das ist eine zweite Anekdote. Neulich sah ich unter den Linden auf dem Ladentisch eines Buchhändlers einen kleinen Roman in rothem Einbande: „Sophronia von Ma-

dame Blumenthal.“ Indem ich ihn durchsah, bemerkte ich einen außergewöhnlichen Mißbrauch der Sternchen, mit denen man Lücken oder Pausen des Nachdenkens zu bezeichnen pflegt. Aller zwei oder drei Seiten war die Erzählung mit einer bedeutsamen leeren Stelle geziert, über die sich eine Reihe von Sternen hinzog.“

„Gut, aber die arme Clorinda?“ warf ich ein, als Niedermeyer inne hielt.

„Sophronia, mein lieber Junge, ist einfach Clorinda, die in der Feuertaufe einen andern Namen bekommen hat. Die holde Verfasserin kommt natürlich zurück und findet, wie Clorinda auf den Fußboden heruntergepurzelt ist, sie ist tüchtig angesengt, aber im Ganzen mehr erschreckt als verletzt. Sie liest sie auf, bürstet sie ab und schickt sie in die Druckerei. Ueberall, wo die Flammen ein Loch hineingebrannt haben, bringt sie ein Sternbild an. Aber wenn der Major bereit ist, eine reumüthige Zähre auf die Asche Clorinda's fallen zu lassen, so werde ich ihm nicht zuraunen, daß die Urne leer ist.“

Selbst Adelina Patti's Gesang war in der nächsten halben Stunde nur halb im Stande, mich von meiner lebendiger gewordenen Neugier, Madame Blumenthal von Gesicht zu Gesicht zu sehen, abzulenken. Sobald der Vorhang wieder gefallen war, begab ich mich in ihre Loge und wurde von Pickering mit eifriger Gastlichkeit eingeführt. Sein glühendes Lächeln schien zu sagen: „Ja ja, sieh nun 'mal selber her und bete an.“ Nichts konnte graziöser sein, als die Art, wie die Dame grüßte, und ich fand, einigermaßen zu meiner Ueberraschung, daß ihre Schönheit bei näherer Betrachtung nichts verlor. Ihre Augen waren in der That die schönsten, die ich je gesehen habe — die sanftesten, die tiefsten, die, welche am innigsten unserm Blicke antworteten. Trotz einer gewissen Verblichenheit und

Mattheit in ihrer Physiognomie hatten ihre Bewegungen, ihr Lächeln und der Ton ihrer Stimme, besonders wenn sie lachte, eine fast mädchenhafte Leichtigkeit und Natürlichkeit. Sie sah einen so fest mit ihren strahlenden grauen Augen an, und sie überließ sich beim Sprechen einer Ueberfülle unruhiger, hastiger Geberden, als wolle sie bewirken, daß man ihre Meinung in einem ganz besondern und hochfeinen Sinne nehme. Ich fragte mich, ob dies nicht nach einer Weile die Aufmerksamkeit ermüden lassen werde, dann aber begegnete ich ihren bezaubernden Augen und sagte: Nein, wenigstens Menschenalter hindurch nicht.

Sie war sehr geistreich und sprach, wie Pickering gesagt, das Englische ganz bewundernswürdig gut. Ich erzählte ihr, als ich meinen Sitz neben ihr nahm, von den schönen Dingen, die ich von meinem Freunde über sie gehört hatte, und sie hörte mir zu, indem sie, während ihre schönen Augen voll auf mich geheftet waren, mich eine Weile drauflos reden und ein wenig übertreiben ließ.

„Wirklich?" sagte sie plötzlich zu Pickering, indem sie sich rasch zu ihm, der hinter uns stand, umdrehte und ihn in derselben Weise ansah, „ist das die Art und Weise, in der Sie von mir sprechen?"

Er erröthete bis an die Augen, und ich bereute meine Uebertreibung. Sie begann plötzlich zu lachen, es war jetzt, wo ich bemerkte, wie hold ihre Stimme beim Lachen war. Wir plauderten darauf über verschiedene Gegenstände, und nach jener kleinen Weile machte ich ihr mein Compliment wegen ihres vortrefflichen Englisch und fragte sie, ob sie es in England gelernt hätte.

„Behüte der Himmel!" rief sie. „Ich bin nie dort gewesen und wünsche nie, dorthin zu gehen. Ich würde niemals mich vertragen mit — ich fragte mich, was sie sagen wollte, ob Nebel oder Rauch oder Whist, wo man

um sechs Pfennige spielt — „ich würde niemals mich mit der Aristokratie vertragen! Ich bin eine feurige Demokratin. Ich huldige Ansichten, vor denen sich meine Ahnen im Grabe umdrehen würden. Ich wurde im Schooße des Feudalismus geboren. Ich bin eine Tochter der Kreuzfahrer. Aber ich bin revolutionär gesinnt. Ich habe eine Leidenschaft für die Freiheit — für grenzenlose, unendliche, unaussprechliche Freiheit. Nach Ihrem großen Vaterlande möchte ich gehen. Ich möchte wohl einmal das Schauspiel eines großen Volkes sehen, das die Freiheit hat, Alles zu thun, und doch niemals etwas Unrechtes thut."

Ich erwiderte bescheiden, daß am Ende sowohl unsere Freiheit als unsere Tugend ihre Grenzen habe, und sie drehte sich rasch herum und schüttelte ihren Fächer mit einer dramatischen Geberde nach Pickering. „Einerlei, einerlei!" rief sie, „ich möchte das Land sehen, welches diesen wunderbaren jungen Mann hervorgebracht hat. Ich halte es für eine Art Arcadien — für ein Land, wo noch das goldne Zeitalter herrscht. Er ist so entzückend unschuldig! Wenn in diesem dummen alten Deutschland ein junger Mann unschuldig ist, so ist er ein Dummkopf, so hat er kein Gehirn, so ist er nicht ein bischen interessant. Aber Herr Pickering sagt die naivsten Dinge, und nachdem ich fünf Minuten über ihre Einfalt gelacht habe, fällt mir plötzlich ein, daß sie sehr klug sind, und ich überlege sie mir eine ganze Woche lang. 's ist wahr!" fuhr sie fort, indem sie ihm zunickte. „Ich nenne sie inspirirte Solöcismen, und ich bewahre sie als Schätze auf. Daran erinnern Sie sich, wenn ich das nächste Mal über Sie lache."

Indem ich einen Blick auf Pickering that, überzeugte ich mich, daß er sich in einem Zustande seliger Aufregung befand, für welche das Lächeln und die ernsten Mienen der Madame Blumenthal gleichviel wogen. Sie gehörten

ja beide zu ihr, sie waren beide Glieder in der goldnen Kette. Er sah mich mit Augen an, welche zu sagen schienen: „Haben Sie je solchen Verstand gehört? Sahen Sie je eine solche Anmuth?“ Ich glaube, er war sich nur unbestimmt der Bedeutung ihrer Worte bewußt, ihre Geberden, ihre Stimme und ihr Blick bildeten eine unwiderstehliche Harmonie.

Es liegt etwas Peinliches in dem Anblicke absoluter Fesselung, selbst wenn sie an eine vortreffliche Sache fesselt. Ich antwortete auf Pickerings Herausforderung nicht, sondern spielte die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet hinüber, indem ich den Verdiensten Adelina Patti's als Sängerin meine Anerkennung widerfahren ließ. Madame Blumenthal mußte, wie sich das für eine „Revolutionärin“ schickte, gestehen, daß sie keinen Zauber darin finden könne, daß es mager, daß es trivial sei, daß es ihm an Seele fehle. Sie müssen nämlich wissen,“ sagte sie, „daß ich auch in der Musik selbständig denke.“ Und sie begann, indem sie ihren Fächer vielmals durch die Luft schwenkte, mir zu erklären, was sie in dieser Hinsicht dachte. Es waren ohne Zweifel merkwürdige Dinge, aber ich kann nicht für sie stehen, denn mitten in ihrer Auseinandersetzung ging der Vorhang wieder in die Höhe.

„Man kann keine große Künstlerin sein ohne eine große Leidenschaft!“ behauptete soeben Madame Blumenthal. Bevor ich noch Zeit hatte, ihr beizustimmen, erhob sich Madame Patti's Stimme wirbelnd wie eine Lerche und ließ dann ihre silbernen Töne herniederregnen. „Ah! geben Sie mir diese Kunst,“ flüsterte ich, „und ich will Ihnen gerne Ihre Leidenschaft überlassen.“ Und ich ging auf meinen eignen Platz im Orchester zurück.

Ich fragte mich später, ob diese Aeußerung nicht wie eine Grobheit aussähe und schloß, daß dies nicht der Fall

gewesen, daraus, daß ich auf dem Corridor, als das Theater sich leerte, ein freundliches Nicken von der Dame empfing.

Sie lehnte an Pickerings Arm, und er führte sie nach ihrem Wagen. Die Entfernungen sind in Wiesbaden kurze, aber die Nacht war regnerisch, und Madame Blumenthal zeigte einen sehr hübschen in Atlasschuhen steckenden Fuß als Grund, weshalb sie, wenn auch arm wie eine Kirchenmaus, nicht zu Fuß nach Hause gehen könne. Pickering ließ uns einen Augenblick mit einander allein, um den Wagen zu rufen, und meine Gefährtin ergriff, wie sie sagte, die Gelegenheit, mich zu bitten, doch die große Freundlichkeit zu haben, sie zu besuchen. Es wäre aus einer besondern Ursache. Ich antwortete natürlich, daß es Ursache genug für mich wäre, wenn ich nach dem bloßen Schatten einer Erlaubniß greifen könnte. Sie sah mich einen Moment mit jenem ihrem ungewöhnlichen Blicke an, der in seiner Aufrichtigkeit so absolut dreist aussah, und antwortete, daß ich mehr Complimente mache als unser junger Freund draußen, daß sie aber sicher wäre, ich wäre nicht halb so aufrichtig. „Aber es ist seinetwegen, daß ich mit Ihnen zu sprechen wünsche," sagte sie. „Ich möchte Sie vielerlei Dinge fragen, und möchte, daß Sie mir Alles von ihm erzählten. Er interessirt mich, aber Sie sehen, meine Theilnahme ist so innig, meine Einbildungskraft so lebhaft, daß ich meinen eignen Eindrücken nicht trauen darf. Sie haben mich mehr als einmal auf falsche Wege gebracht!" Und sie that, als ob sie ein wenig darüber schauderte.

Ich versprach zu kommen und meine Beobachtungen mit den ihrigen zu vergleichen, und wir verabschiedeten uns von ihr am Kutschenschlage. Pickering und ich blieben noch eine Weile zurück und wanderten in der langen Glas-

galerie des Kursaales auf und ab. Ich war noch nicht viele Schritte gegangen, als ich bereits gewahr wurde, daß ich einen Mann an meiner Seite hatte, der bis über die Ohren verliebt war. „Ist sie nicht wundervoll?“ sagte er mit einem unbedingten Vertrauen darauf, daß ich ebenso wie er fühle, dem zu entgehen ich einigen Scharfsinns bedurfte. Wenn er wirklich verliebt war, schön und gut! denn obwohl ich jetzt, wo ich sie gesehen hatte, zu dem Geständniß bereit war, daß Madame Blumenthal eine große Anziehungskraft ausüben könne, und daß sie möglicherweise sogar eine gewisse Aufrichtigkeit besitze, deren genaues Maß zu bestimmen ich mir vorbehielt, schien es mir doch weniger bedenklich, zu sehen, wie er seiner Einbildungskraft die Zügel schießen ließ, als es gewesen sein würde, wenn ich ihn hätte bei Seite treten und eine „Bewunderung“ cultiviren sehen, die sich darauf erstürzt hätte, vorsichtig zu sein. Ich rechnete auf die den Grund seines Wesens bildende Einfalt, wenn ich auf einen glücklichen Ausgang seines Experiments hoffte, und die erstere jener Alternativen schien mir am meisten zu dessen Gunsten zu sprechen. Ich beschloß, den Mund zu halten und ihn seine Bahn weiter verfolgen zu lassen. Er hatte viel von seinem Glücke zu sagen, wie ihm die Tage wie Stunden und die Stunden wie Minuten vergingen, und wie Madame Blumenthal ihm eine „Offenbarung“ sei. „Sie war heut Abend gar nichts!“ sagte er, „gar nichts im Vergleich mit dem, was sie bisweilen an glänzendem Geiste, an schnellen treffenden Antworten leistet. Wenn Sie sie nur einmal hören könnten, wenn sie von ihren Abenteuern erzählt!“

„Von ihren Abenteuern?“ fragte ich. „Hat sie Abenteuer erlebt?“

„Von der wunderbarsten Art,“ rief Pickering ganz

außer sich. „Sie hat nicht vegetirt wie ich. Sie hat im Tumult des Lebens gelebt. Wenn ich ihren Erinnerungen zuhöre, so ist's, als ob ich das Toben und Durcheinanderbrausen hörte, mit dem eine Beethovensche Symphonie beginnt, um dann immer sich in eine triumphirende Harmonie von Schönheit und Wahrheit zu verlieren."

Ich konnte ihm nur mit einer Verbeugung antworten, aber bevor wir uns trennten, wünschte ich zu wissen, was er mit jener seiner unbequemen Gewissenhaftigkeit gethan habe. „Vermuthlich wissen sie, mein lieber Junge, daß Sie einfach verliebt sind," sagte ich. „Das nämlich ist es, wie die Leute Ihren Gemüthszustand nennen."

Er erwiderte mir mit einem Aufleuchten seiner Augen, als ob er entzückt wäre, das zu hören. „Das sagte mir," rief er, „Madame Blumenthal erst diesen Morgen!" Und als er vermuthlich sah, daß mich dies ein wenig Wunder nahm, fuhr er fort: „Ich fuhr mit ihr aus. Wir fuhren nach Königstein, um uns die alte Burg anzusehen. Wir kletterten hinauf in das Herz der Ruine und saßen eine Stunde in einem der zerfallenden alten Höfe. Etwas in der feierlichen Stille des Ortes löste mir die Zunge, und während sie auf einem mit Epheu überwachsenen Steine am Rande des steil abfallenden Walles saß, stand ich vor ihr und hielt eine Rede. Sie hörte mir zu und sah mich an, indem sie Stückchen Stein losbrach und sie in das Thal hinunterkollern ließ. Zuletzt stand sie auf und nickte mir zwei oder drei Mal schweigend zu und lächelte, als ob sie mir bei einem Solo auf der Geige applaudirte. „Sie lieben," sagte sie. „Es ist ein Fall vollkommener Liebe." Und eine Zeit lang äußerte sie nichts weiter. Aber bevor wir den Ort verließen, sagte sie, daß sie mir eine Antwort auf meine Rede schuldig sei. Sie danke mir herzlich, aber sie fürchte, daß sie, wenn sie mich beim Worte

nähme, sich meine Unerfahrenheit zu Nutze machen würde. Ich hätte wenig Frauen kennen gelernt, ich wäre zu leicht befriedigt, ich hielte sie für besser, als sie in Wirklichkeit sei. Sie hätte große Fehler, ich müßte länger mit ihr bekannt sein und sie herausfinden; ich müßte sie mit andern Frauen vergleichen — Frauen, die jünger, einfacher, unschuldiger, unwissender wären, und wenn ich ihr dann noch die Ehre anthäte, gut von ihr zu denken, wolle sie mich wieder anhören. — Ich sagte ihr, daß ich nicht fürchte, ihr irgend ein Weib in der Welt vorzuziehen, und darauf wiederholte sie: Glücklicher Mann! Glücklicher Mann! Sie lieben, Sie lieben!"

Ein paar Tage später machte ich Madame Blumenthal meinen Besuch. Meine Gedanken waren in einiger Aufregung. Es ist erwiesen, daß es in der Welt hier und da Leute gegeben hat, die aufrichtig an die Attituden glaubten, die sie annahmen; gewisse Charaktere cultiviren gemachte Gemüthsbewegungen in vollkommen gutem Glauben. Selbst wenn dieser Dame die Verblendung des armen Pickering Vergnügen machte, war es denkbar, daß sie, Eitelkeit und Mitleid verbindend, mehr an sein Wohl, als an ihre Unterhaltung dachte, und ihr Anerbieten, sich bei dem Ergebniß eines dem Zufall überlassnen Vergleiches mit andern Frauen beruhigen zu wollen, war ein feinerer Streich, als man nach ihrem Rufe und in der That der Wahrscheinlichkeit nach ahnen durfte.

Sie empfing mich in einem ärmlichen kleinen Wohnzimmer, das mit unaufgeschnittnen Büchern und Zeitungen bedeckt war, die in Unordnung herumlagen, und von denen viele, wie ich auf den ersten Blick sah, französisch waren. Die eine Seite desselben nahm ein offnes Piano ein, auf dem eine Vase voll weiße Rosen stand. Sie füllten die Luft mit Duft, sie schienen mir das reine Aroma von

Pickerings inniger Liebe auszuhauchen. In einen Armstuhl begraben, war der Gegenstand dieser innigen Liebe dabei, die Revue des Deux Mondes zu lesen. Der Zweck meines Besuchs war nicht, Madame Blumenthal für eigne Rechnung zu bewundern, sondern mir klar zu werden, bis wie weit ich ihr ohne Schaden überlassen könne, ihren Willen mit meinem Freunde auszuführen. Sie hatte an dem Abend, wo wir in der Oper waren, meine Aufrichtigkeit bestritten, und ich hütete mich bei dieser Gelegenheit, ihr Complimente zu machen und ihr Ursache zu geben, sich vor meinem Eindringen in ihr Wesen in Acht zu nehmen. Es ist nicht nöthig, daß ich unsere Unterhaltung in ihren Einzelnheiten erzähle. In der That, um die vollkommne Wahrheit zu sagen, ich wurde für meinen Ehrgeiz, in ihr zu deutlich lesen zu wollen, durch eine vorübergehende Verdunkelung meines eignen Scharfsinns bestraft. Sie saß da vor mir so fragend, so verständnißvoll, so sanft, so großmüthig und zugleich so hübsch, daß ich nach Verlauf einer halben Stunde ganz bereit war, Pickering darauf die Hand zu schütteln, daß sie ein wundervolles Weib sei.

Nie verweilte ich in der Erinnerung gern bei dieser halben Stunde. Das Ergebniß derselben war der Beweis, daß es in der Zusammensetzung eines Weibes, welches, wie Niedermeyer gesagt, an die Stelle ihres Herzens ihre Einbildungskraft gesetzt hatte, mehr Dinge gab, als ich in meiner Philosophie geträumt hatte. Und doch war mir, als ich so dasaß, meinen Hut glatt strich und die Bilanz zwischen Natur und Kunst in meiner liebenswürdigen Wirthin zog, als ob ich ein sehr competenter Philosoph wäre. Sie hatte gesagt, sie wünsche, daß ich ihr Alles über unsern Freund erzähle, und sie befragte mich kategorisch über seine Familie, sein Vermögen, sein Vorleben und seinen Charakter. Alles dies war natürlich bei einer Frau, die soeben

eine leidenschaftliche Liebeserklärung entgegengenommen hatte, und wurde mit der Miene wohltönender Sorglichkeit, einer strahlenden Ueberzeugung, daß er ohne Zweifel ein herrlicher junger Mann sei, und daß ich, wenn es mir beliebe, recht mit der Sprache herauszugehen, ihre Ueberzeugung zu uninteressirter Verzückung vertiefen könnte, ausgedrückt, so daß es mich beinahe hätte veranlassen können, eine gute Meinung zu erfinden, wenn ich keine zur Hand gehabt hätte. Ich sagte ihr, daß sie wirklich Pickering besser kenne, als ich, und daß ich ihn bis zu unserm Zusammentreffen in Homburg seit seinen Knabenjahren nicht gesehen habe.

„Aber er spricht zu Ihnen ganz offen," antwortete sie, „ich weiß, Sie sind sein Vertrauter. Er hat mir allerdings eine große Menge Dinge erzählt, aber mir ist immer, als ob er noch etwas auf dem Herzen hätte, als ob er etwas hinter sich hielte und mir immer nur eine Hand auf einmal zeigte. Oft scheint ihm ein Geheimniß auf der Zunge zu liegen. Ich habe Dank dem Himmel verschiedene Freundschaften in meinem Leben gehabt, aber keine, die mir theurer gewesen wäre als diese. Und doch habe ich mitten in ihr das peinliche Gefühl, daß mein Freund sich halb vor mir fürchtet, daß er mich für schrecklich, wunderlich, vielleicht ein wenig übergeschnappt hält. Ich Arme! Wenn er nur wüßte, was für eine einfache Seele ich bin, und wie ich ihn nur kennen zu lernen und ihm eine Freundin zu sein wünsche!"

Diese Worte waren voll von klagender Großherzigkeit, welche jedes Mißtrauen als Grausamkeit erscheinen ließ. Wie viel besser konnte ich in Betreff der Experimente Pickerings mit dem Leben die Vorsehung spielen, wenn ich die feinen Instincte dieses bezaubernden Weibes gewinnen konnte, auf die Seite der Vorsehung zu treten! Pickerings Geheimniß war natürlich seine Verlobung mit Fräulein

Vernor; es war natürlich genug, daß er es nicht über sich vermocht hatte, zu Madame Blumenthal davon zu sprechen. Die einfache Holdseligkeit des Antlitzes dieses jungen Mädchens war meinem Gedächtniß nicht entschwunden. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß Pickering, wenn er weiter ging, viel schlimmer fahren würde. In den Bekenntnissen der Madame Blumenthal schien das Versprechen zu liegen, daß sie im Einverständniß mit mir handeln wolle, und nachdem ich einen Augenblick gezögert, sagte ich, daß mein Freund allerdings ein sehr wichtiges Geheimniß hätte, und daß es verständig und freundschaftlich sein würde, wenn ich sie in den Besitz desselben setzte. In so wenig Worten als möglich erzählte ich ihr, daß Pickering durch kindliche Pietät verpflichtet sei, eine junge Dame in Smyrna zu heirathen. Sie hörte meiner Geschichte aufmerksam zu. Als ich damit zu Ende gekommen war, sah ich auf ihren beiden Wangen ein schwaches Erröthen der Aufregung. Sie brach in ein Dutzend Ausrufe der Bewunderung und des Mitleids aus. Was für eine wunderbare Geschichte — was für eine romantische Situation! Kein Wunder, daß der arme Pickering unruhig und unbefriedigt wäre! Kein Wunder, daß er den Tag der Unterwerfung hinauszuschieben trachtete! Und das arme kleine Mädchen in Smyrna, das dort auf den jungen Prinzen aus dem Westen wartete, wie die Heroine eines morgenländischen Märchens! Sie würde eine Welt darum geben, wenn sie ihre Photographie sehen könnte. Ob ich wohl dächte, daß Herr Pickering sie ihr zeigen würde. Aber ich möge nichts besorgen, sie würde nichts Unschickliches verlangen. Ja, es wäre eine wunderbare Geschichte, und wenn sie selbst sie erfunden hätte, würden die Leute sagen, sie wäre abgeschmackt unwahrscheinlich.

Sie verließ ihren Sitz und machte wiederholt einen

Gang durch die Stube, wobei sie vor sich hinlächelte und kurze Ausrufe der Verwunderung in deutscher Sprache ausstieß. Plötzlich blieb sie vor dem Piano stehen und brach in leises Lachen aus. Im nächsten Augenblicke verbarg sie ihr Gesicht in dem großen Rosenstrauche.

Es war Zeit, daß ich ging, aber ich hatte keine Neigung, sie zu verlassen, ohne vorher eine bestimmte Versicherung von ihr erlangt zu haben, daß sie, soweit es auf das Mitleid ankam, das junge Mädchen in Smyrna mehr bemitleide, als den jungen Mann in Homburg. „Natürlich wissen Sie," sagte ich, aufstehend, „was ich hoffe, wenn ich Ihnen dies Alles erzähle."

Sie hatte eine von den Rosen aus der Vase genommen und steckte sie sich vorn an ihr Kleid. Plötzlich rief sie aufblickend: „Ueberlassen Sie es mir! Ueberlassen Sie es mir! Ich nehme Interesse an der Sache." Und damit schlug sie sich mit ihrer kleinen in blauen Juwelen steckenden Hand vor die Stirn. „Ich nehme Interesse daran — mischen Sie sich nicht hinein."

Und hiermit hatte ich mich zufrieden zu geben. Aber mehr als einmal bereute ich am folgenden Tage meinen Eifer und fragte mich, ob eine Vorsehung mit einer weißen Rose am Busen sich nicht am Ende ein bischen zu menschlich schwach erweisen würde. Am Abend sah ich mich im Kursaal nach Pickering um, aber er war nicht sichtbar, und ich überlegte mir, daß meine Offenbarung Madame Blumenthal jedenfalls bis jetzt noch nicht als Grund erschienen, seiner Leidenschaft eine Abkühlung zu verschreiben. Sehr spät, als ich mich eben zum Gehen wendete, sah ich ihn ankommen. Ich war nicht wenig froh darüber; denn ich hatte mich entschlossen, ihn ohne Verzug wissen zu lassen, in welcher Weise ich versucht hatte, ihm zu dienen. Aber er steckte schnurstracks seinen Arm in den meinigen und

führte mich nach dem Garten fort. Ich sah, daß er zu aufgeregt war, um mich zuerst sprechen zu lassen.

„Ich habe meine Schiffe verbrannt," schrie er, als wir von der Menge nicht mehr gehört werden konnten. „Ich habe ihr Alles erzählt. Ich habe darauf bestanden, daß es nichts als Folterqual für mich ist, mit dieser vergeblichen Erwartung, sie jemals weniger lieben zu können, länger zu warten. Es ist ganz schön von ihr, daß sie das fordert, aber ich fühle mich jetzt stark genug, um ihr Zögern zu überwinden. Ich habe den Mühlstein abgeworfen, den ich um den Hals trug. Ich kümmere mich um nichts, ich kenne und weiß nichts, als daß ich sie mit jedem Pulse meines Wesens liebe, und daß alles Andere ein gräßlicher Traum gewesen ist, aus dem sie mich mit einem einzigen Worte zu einem seligen Morgen erwecken kann."

Ich hielt ihn auf Armslänge von mir ab und sah ihn ernst an. „Sie wollen damit sagen, daß Sie von Ihrer Verlobung mit Fräulein Vernor gesprochen haben?" fragte ich.

„Die ganze Geschichte. Ich gebe es auf — ich habe es den Winden preisgegeben. Ich habe gänzlich mit der Vergangenheit gebrochen. Sie mag sich in ihrem Grabe erheben und mir ihren Fluch geben, aber sie kann mich jetzt nicht mehr schrecken. Ich habe ein Recht darauf, glücklich zu sein. Ich habe ein Recht, frei zu sein, ich habe das Recht, mich nicht selbst zu begraben. Nicht ich war es, der das Versprechen gab. Ich war damals noch nicht geboren. Ich selbst, meine Seele, mein Gemüth, mein Wunschvermögen — das Alles ist erst einen Monat alt. Ach!" fuhr er fort, „wenn Sie wüßten, was es für einen Unterschied macht, dies gewollt, eröffnet und ausgesprochen zu haben. Ich bin doppelt der Mensch, der ich gestern war. Gestern fürchtete ich mich vor ihr, es war eine Art spöt-

tisches Geheimniß von Wissen und Geist an ihr, das mich inmitten meiner Liebe bedrückte. Aber jetzt fürchte ich mich vor nichts als davor, daß ich zu glücklich bin."

Ich stand da und schwieg, um ihn seine Beredsamkeit ausströmen zu lassen, bis sie zu Ende war. Aber er hielt einen Augenblick inne und nahm seinen Hut ab und fächelte sich Kühlung zu. „Lassen Sie mich die Lage der Dinge vollkommen verstehen," sagte ich zuletzt. „Sie haben Madame Blumenthal gebeten, Ihre Frau zu werden?"

„Das Weib meiner wohlüberlegten Wahl."

„Und willigt sie ein?"

„Sie bittet um drei Tage Bedenkzeit, bevor sie sich entscheidet."

„Sagen Sie vier. Sie hat Ihr Geheimniß seit diesem Morgen gewußt. Ich bin verpflichtet, Sie wissen zu lassen, daß ich es ihr erzählt habe."

„Um so besser!" rief Pickering, ohne daß er es übel zu nehmen oder überrascht zu sein schien. „Es ist kein glänzendes Anerbieten für ein solches Weib, und trotz dem, was ich wage, fühle ich, daß es brutal sein würde, sie zu drängen."

„Was sagt sie dazu," fragte ich nach einem Augenblicke, „daß Sie Ihr Versprechen brechen?"

Pickering war zu verliebt, um falsche Scham zu empfinden. „Sie sagt mir," antwortete er unerschrocken, „daß sie mich zu sehr liebt, um den Muth zu finden, mich zu verdammen. Sie giebt mir Recht, daß ich Anspruch darauf habe, glücklich zu sein. Ich verlange keine Ausnahme zu sein von dem allgemeinen Gesetze. Was ich beanspruche, ist einzig und allein die Freiheit zu dem Versuche, zu sein."

Natürlich war ich höchlich erstaunt. In der Weise hatte ich nicht erwartet, daß Madame Blumenthal Gebrauch von meiner Mittheilung machen würde. Aber die Sache war

mir jetzt ganz aus den Händen gekommen, und Alles, was ich thun konnte, war, daß ich meinem Gefährten rieth, sich nicht in ein Fieber über sein Glück hineinzuarbeiten.

Am nächsten Tage bekam ich Besuch von Niedermeyer, dem ich nach unserm Gespräch in der Oper eine Karte hinterlassen hatte. Wir plauderten eine Weile, und zuletzt sagte er plötzlich: „Beiläufig, ich habe eine Fortsetzung zu der Geschichte Clorinda's. Der Major ist in Homburg."

„In der That!" sagte ich. „Seit wann?"

„Seit drei Tagen."

„Und was treibt er?"

„Er scheint sich," sagte Niedermeyer lachend, „vorzüglich damit zu beschäftigen, daß er Madame Blumenthal Blumen zuschickt. Das heißt, ich ging mit ihm am Morgen seiner Ankunft, um einen Strauß auszuwählen, und nichts schien ihm zu gefallen als ein Sträußchen weißer Rosen von der Größe eines kleinen Heuschobers. Ich hoffe, daß es angenommen worden ist."

„Das kann ich Ihnen versichern," rief ich. „Ich sah, wie die Dame ihren Kopf hineinschmiegte. Aber ich rathe dem Major, nicht darauf zu bauen. Er hat einen Nebenbuhler."

„Meinen Sie den wachsweichen jungen Mann von neulich Abends?"

„Vickering ist allerdings, wenn Sie wollen, wachsweich, aber seine Weichheit scheint ihm von Nutzen gewesen zu sein. Er hat ihr Alles angeboten, und sie hat es bis jetzt noch nicht ausgeschlagen."

Ich hatte meinem Besuch eine Cigarre eingehändigt, und er paffte sie schweigend. Endlich fragte er plötzlich, ob ich Madame Blumenthal vorgestellt sei, und als ich das bejahte, erkundigte er sich, was ich von ihr hielte. „Das

werde ich Ihnen nicht erzählen," sagte ich, „sonst nennen Sie mich auch wachsweich."

Er klopfte seine Asche ab und sah mich von der Seite an. „Ich habe Ihren Freund beobachtet," sagte er, „und selbst wenn Sie mir's nicht erzählt hätten, würde ich gewußt haben, daß er verliebt sei. Nachdem er seine Angebetete verlassen hat, trägt sein Gesicht für den Rest des Tages den Ausdruck, mit dem er von ihren Füßen aufgestanden ist, und mehr als einmal habe ich mich versucht gefühlt, ihn an den Ellbogen zu tupfen, wie man's mit jemand macht, der aus Versehen mit seinen Ueberschuhen in einen Salon gekommen ist. Sie sagen, er hat unsrer Freundin Alles angeboten; aber, mein lieber Junge, er hat ihr nicht Alles anzubieten. Er ist offenbar so liebenswürdig wie der Morgen, aber Madame findet keinen Geschmack am Tageslichte."

„Ich versichere Ihnen," sagte ich, „Pickering ist ein sehr interessanter Bursch."

„Ah! da haben wir's. Hat er nicht eine oder die andere Geschichte? Ist er nicht eine Waise, oder ein uneheliches Kind, oder schwindsüchtig oder zufällig Erbe großer Güter geworden? Sie wird seine kleine Geschichte bis zu Ende lesen und das Buch sehr zärtlich zumachen und die Decke glätten, und dann, wenn er's am wenigsten erwartet, wird sie es in den staubigen Limbus ihrer alten Romane schleudern. Sie wird ihn eine Weile baumeln, aber zuletzt wird sie ihn fallen lassen."

„Auf mein Wort!" rief ich hitzig aus, „wenn sie das thut, so wird sie ein recht grundsatzloses kleines Geschöpf sein."

Niedermeyer zuckte die Achseln. „Ich habe nie gesagt, daß sie eine Heilige ist."

Für so schlau und scharfblickend ich Niedermeyer auch

hielt, war ich doch nicht darauf vorbereitet, ihm einfach auf's bloße Wort hin zu glauben, daß die Sache sich so zu Ende spielen würde, und am Abend empfing ich eine Mittheilung, die mich in meinen Zweifeln bestärkte. Es war ein Billet von Pickering, das folgendermaßen lautete: —

„Mein theurer Freund,

Ich habe alle Hoffnung, glücklich zu werden, aber ich soll nach Wiesbaden gehen, um mein Schicksal zu erfahren. Madame Blumenthal geht diesen Nachmittag dorthin, um ein paar Tage dort zu verleben, und erlaubt mir, sie zu begleiten. Wünschen Sie mir Glück, Sie sollen von dem Ausgange der Sache hören.

E. P."

Eine der Zerstreuungen Homburgs für neue Ankömmlinge besteht darin, daß man abwechselnd bald an jener bald an dieser Wirthstafel speist. Nun traf es sich, daß ein paar Tage später Niedermeyer sein Heil in meinem Hotel versuchte und sich einen Sitz neben mir verschaffte. Als wir unsere Plätze einnahmen, fand ich auf meinem Teller einen Brief, und da er den Poststempel Wiesbaden trug, verlor ich keine Zeit, sondern öffnete ihn. Er enthielt nur drei Zeilen: —

„Ich bin glücklich. Sie hat mich angenommen — vor einer Stunde. Ich kann kaum glauben, daß ich bin

Dein armer alter

E. P."

Ich legte das Billet Niedermeyer hin, nicht gerade triumphirend, aber mit der Lebhaftigkeit aller Leute, welche Mittel zu besonders schlagender Widerlegung in der Hand haben. Er sah sich das Blatt länger an, als er Zeit bedurfte, um es zu lesen, strich sich ernsten Blickes den Bart

zurecht, und ich sah, daß es nicht leicht war, einen Zögling aus der Schule Metternichs zu widerlegen. Endlich faltete er das Billet zusammen, gab mir's zurück und fragte: „Hat Ihr Freund erwähnt, was Madame Blumenthal in Wiesbaden vorhat?"

„Sie sehen sehr weise aus. Ich gebe das Errathen auf," sagte ich.

„Sie ist dorthin gegangen, um zu machen, daß der Major ihr folgt. Er ging schon mit dem nächsten Zuge ab."

„Und hat der Major seinerseits Ihnen eine Zeile zurückgelassen?"

„Er ist kein Freund vom Briefeschreiben."

„Nun," sagte ich, den Brief in die Tasche steckend, „mit diesem Document in der Hand bin ich verpflichtet, mit meinem Urtheile zurückzuhalten. Wir wollen eine Flasche Johannisberger bestellen und auf den Triumph der Tugend trinken."

Eine ganze Woche lang hörte ich von nun an nichts von Pickering — einigermaßen zu meiner Ueberraschung, und als ein Tag nach dem andern verging, gerieth ich nicht wenig aus der Fassung. Ich hatte erwartet, daß sein Wonnegefühl fortfahren würde, gelegentlich in Gestalt eines kurzen Bulletins überzufließen, und sein Schweigen war möglicherweise ein Anzeichen, daß es sich umwölkt hatte. Zuletzt schrieb ich nach seinem Hotel in Wiesbaden, erhielt aber keine Antwort, worauf ich mich, als nach meiner nächsten Hülfsquelle, nach seiner frühern Wohnung in Homburg begab, wo er möglicherweise Sachen zurückgelassen hatte, nach denen er früher oder später schicken würde. Dort erfuhr ich, daß er in der That soeben von Cöln telegraphirt hatte, man solle ihm sein Gepäck schicken. Sofort depeschirte ich an ihn eine Zeile, in der ich mich nach seinem Wohlergehen und der Ursache seines Schwei-

gens erkundigte. Am nächsten Tage erhielt ich drei Worte zur Antwort — die einfache, durch keine Erklärung motivirte Bitte, ich möge zu ihm kommen.

Ich verlor keine Zeit, und erreichte ihn im Laufe von ein paar Stunden. Es war dunkel, als ich ankam, und die Stadt war in einen kalten herbstlichen Regen gehüllt. Pickering war mit einer Sorglosigkeit, die an sich schon ein Symptom von unglücklicher Lage war, in den alten muffigen Mainzer Hof gerathen, und ich fand ihn vor einem schlechtbrennenden Feuer in einem weiten schmutzigen Zimmer sitzen, welches aussah, als ob es bei Beobachtung der Langeweile von zehn Generationen Reisenden ergraut wäre.

Als ich auf ihn, während er bei meinem Eintritt sich erhob, einen Blick warf, sah ich, daß er von höchster Seelenpein litt. Er war bleich und eingefallen, sein Gesicht war um fünf Jahre älter geworden. Jetzt hatte er wenigstens gründlich vom Becher des Lebens gekostet. Ich war begierig, zu erfahren, was denselben so plötzlich in Bitterkeit verwandelt hatte, aber ich verschonte ihn mit aller zudringlichen Neugier und ließ ihn sich Zeit nehmen. Ich fügte mich schweigend in die Symptome seines Kummers, und wir machten eine Weile einen schwachen Versuch, uns über die malerischen Schönheiten Cölns zu unterhalten. Endlich erhob er sich und stand eine lange Zeit da und blickte in's Feuer, während ich mit langsamen Schritten die Länge des düstern Zimmers maß.

„Nun denn," sagte er, als ich zurückkam, „ich begehrte Wissen, und ich weiß jetzt bestimmt etwas, wovon ich vor einem Monat noch nichts wußte." Und hierauf erzählte er ganz ruhig und bündig, wie wenn sein Schmerz sich selbst aufgezehrt hätte, die Geschichte der vorhergehenden Tage. Die Einzelnheiten berührte er nur oberflächlich, er

sollte augenscheinlich nie mehr so frei herausſprudeln, als während der Zeit, wo seine Werbung gedeihliche Fortschritte gemacht hatte.

Sie hatte eines Abends seine Hand so bestimmt angenommen, als er nur wünschen konnte, und er war in seinem Entzücken fortgegangen und bis fast zum Morgen im Garten des Converſationshauſes umhergeſchwärmt, wo er die Sterne und die Düfte des Sommers angerufen hatte, seine Vertrauten zu sein. „Es wiegt beinahe dies Alles auf," sagte er, „eine Stunde lang zu dieſer himmliſchen Höhe emporgehoben geweſen zu sein. Wahrlich, kein Menſch kann das mehr als einmal erleben!" Am nächſten Morgen hatte er ſich wieder nach Madame Blumenthals Wohnung begeben und war hier zu ſeinem höchſten Erſtaunen einer nackten Weigerung, ihn zu ſehen, begegnet. Er war ein paar Stunden herumgewandert — in andrer Stimmung — und hatte dann einen zweiten Verſuch gemacht. Die Magd hatte ihm ein dreieckig gebrochnes Billet eingehändigt, das folgende Worte enthielt: „Laſſen Sie mich heute in Ruhe, ich werde Ihnen morgen Abend zehn Minuten Gehör geben." Von den nächſten ſechsundreißig Stunden konnte er keine zuſammenhängende Auskunft geben, aber zu der beſtimmten Zeit hatte Madame Blumenthal ihn empfangen. Beinahe ſchon bevor ſie zu ſprechen begonnen, war das Gefühl der Tiefe der Thorheit in ihm aufgeſtiegen, mit der er gemeint hatte, ſie zu kennen.

„Man hat all ſeine Lebtage von Leuten gehört," ſagte er, „welche die Maske abnehmen. 's iſt eine von den ſtehenden Phraſen der Romanſchreiber. Nun denn, da ſtand ſie, die Maske in der Hand. Ihr Geſicht," ſo fuhr er nach einer Pauſe mit ernſtem Tone fort, „ihr Geſicht war entſetzlich. „Ich gebe Ihnen zehn Minuten Zeit," hatte ſie geſagt, indem ſie auf die Uhr gezeigt, „machen

Sie mir eine Scene, raufen Sie sich das Haar aus, zücken Sie Ihren Dolch!“ Und sie hatte sich hingesetzt und die Arme übereinandergeschlagen. „Es ist kein Scherz,“ rief sie, „es ist tödtlicher Ernst, machen wir, daß wir damit zu Ende zu kommen. Sie sind entlassen! Haben Sie nichts zu sagen?“ Er hatte irgend etwas wie eine verwirrte Bitte um Aufklärung gestammelt, und sie war aufgestanden und auf ihn' zugekommen und hatte ihn dann mit den Augen vom Kopfe bis zu den Füßen gemessen, wobei sie sehr bleich und augenscheinlich erregter ausgesehen hatte, als sie von ihm gesehen zu werden wünschte. „Ich bin fertig mit Ihnen!“ sagte sie mit einem Lächeln, „Sie sollten mit mir auch fertig sein. Es ist Alles ganz entzückend gewesen, aber es sind vortreffliche Gründe vorhanden, die Sache zu Ende zu bringen.“

„Sie haben also nur eine Rolle abgespielt,“ hatte er mit stockender Stimme gefragt, „Sie machten sich nichts aus mir?“

„Doch, aber nur, bis ich Sie kannte, bis ich sah, wie weit Sie gehen würden. Aber jetzt ist die Geschichte zu Ende, wir sind bei der Lösung des Knotens angelangt. Wir wollen das Buch zumachen und gute Freunde bleiben.“

„Bis Sie sahen, wie weit ich gehen würde?“ hatte er wiederholt. „Sie leiteten mich ja an, Sie hatten die ganze Zeit über die Absicht, mich das thun zu sehen.“

„Ich leitete Sie an, wenn Sie wollen. Ich nahm Ihre Besuche in und außer der rechten Zeit an. Manchmal waren Sie sehr unterhaltend, manchmal langweilten Sie mich fürchterlich. Aber Sie waren ein so curioser Fall von — wie soll ich's nennen — von Enthusiasmus, daß ich mich entschloß, Gutes und Böses zusammen hinzunehmen. Ich wollte Sie dahin bringen, daß Sie sich unverkennbar bloß stellten. Ich würde vorgezogen haben, Sie nicht an diesen Ort zu bringen, aber auch das

war nothwendig. Natürlich kann ich sie nicht heirathen, ich kann 'was Besseres thun. Danken Sie Ihrem Schicksal dafür. Sie haben sich einen Monat lang Wunderdinge von mir vorgestellt, aber Ihre gute Laune würde nicht dauern. Ich bin zu alt und zu klug, und Sie sind zu jung und zu thöricht. Es scheint mir, daß ich sehr gut gegen Sie gewesen bin. Ich habe Ihnen Unterhaltung verschafft bis auf den Gipfel hinauf, wo es bergab mit Ihnen ging, und Sie haben sich, ausgenommen vielleicht, daß ich jetzt ein wenig schroff bin, über nichts zu beklagen. Ich würde Sie etwas sanfter haben fallen lassen, wenn ich noch einen Monat Zeit dazu gehabt hätte, aber die Umstände banden meine Hand. Schimpfen Sie mich, schmähen Sie mich, wenn Sie Lust haben. Ich will Ihnen Alles gestatten!"

Pickering hörte dem Allen aufmerksam genug zu, um zu bemerken, daß, wie bei einer plötzlichen Umwälzung in der Natur, der Boden unter seinen Füßen eingebrochen war und er sich zurückziehen mußte. Er wandte sich in dumpfem Staunen ab. „Ich weiß nicht, wie ich es hinnahm," sagte er, „aber sie schien wirklich zu wünschen — ich weiß nicht, wie — daß ich ihr Vorwürfe mache und sie mit Tadel überhäufe. Aber ich hätte nach dieser Richtung keine Sylbe herausbringen können. Mir war übel geworden, ich wünschte wegzukommen, in die Luft, sie abzuschütteln und zur Besinnung zu kommen. Haben Sie denn nichts, nichts, auch gar nichts zu sagen? schrie sie, während ich mit der Hand an der Thür stand. Ich glaube, daß ich antwortete: Habe ich Sie denn nicht mit Gerede tractirt? — Sie werden mir also schreiben, wenn Sie nach Hause kommen. — Ich denke, nicht, sagte ich. — In sechs Monaten von jetzt an, denk' ich, werden Sie kommen und mich besuchen. — Niemals, sagte ich. — Das ist ein Geständniß der Dummheit, antwortete sie. Es bedeutet,

daß Sie selbst nach einigem Ueberlegen die Philosophie meines Verfahrens nicht begreifen werden. Das Wort „Philosophie" schien so seltsam in diesem Zusammenhange, daß ich wahrhaftig glaube, ich lächelte. Ich habe Ihnen, fuhr sie fort, Alles gegeben, was Sie mir gaben. Ihre Leidenschaft war eine Sache des Kopfes. — Ich wollte nur, Sie hätten mir's eher gesagt, rief ich aus, daß Sie es so betrachteten! Und damit ging ich meiner Wege. Am nächsten Tage fuhr ich den Rhein hinunter. Ich saß den ganzen Tag auf dem Boote, ohne zu wissen, wo ich hinging und wo ich absteigen sollte. Ich litt an einer Art Fieber, das vom Erschrecken kam, es schien mir, als hätte ich etwas aus der Hölle gesehen. Endlich sah ich die Münsterthürme hier über die Stadt emporragen. Sie schienen mir etwas zu sagen, und als das Boot hielt, ging ich an's Ufer. Ich bin eine Woche hier gewesen, ich habe die Nächte nicht geschlafen — und doch ist's eine Woche der Ruhe gewesen."

Es schien mir, daß er auf gutem Wege war, sich zu erholen, und daß seine eigne Philosophie, wenn man ihr Zeit ließ, der Gelegenheit gewachsen war. Nachdem er seine Geschichte erzählt, kam ich auf sein trauriges Erlebniß nur noch einmal zurück — später an jenem Abend, als wir im Begriffe waren, uns für die Nacht zu trennen.

„Erlauben Sie mir die Bemerkung," sagte ich, „daß in ihrer Bezeichnung Ihres Verhältnisses einige Wahrheit lag. Sie benutzten sie intellectuell, und die ganze Zeit über benutzte sie, ohne daß Sie es wußten, ihrerseits Sie. Es war der Diamant, der den Diamanten schnitt. Ihr Bedürfniß lag mehr an der Oberfläche, und so kam sie zuerst zu Ende."

Er runzelte die Stirn und wendete sich unangenehm berührt ab, aber er stellte es nicht in Abrede. Ich wartete ein paar Minuten, um zu sehen, ob er sich, bevor wir

schieden, erinnern würde, daß er etwas von mir zu beanspruchen hätte. Aber er schien es vergessen zu haben.

Am nächsten Tage strichen wir in der malerischen alten Stadt herum und gingen natürlich, ehe lange Zeit vergangen, in den Dom. Pickering sagte wenig, er schien mit sich selbst beschäftigt. Er setzte sich neben einen Pfeiler in der Nähe einer Kapelle einem prachtvollen Fenster gegenüber, und indem ich ihn seinen Betrachtungen überließ, wanderte ich durch die Kirche. Als ich zurückkam, sah ich, daß er etwas zu sagen hatte. Bevor er noch gesprochen hatte, legte ich meine Hand auf seine Schulter und sah ihn mit einem bedeutsamen Lächeln an. Er senkte langsam den Kopf und schlug mit einer Mischung von Beistimmung und Demuth die Augen nieder. Ich zog seinen Brief aus der Falte meines Notizbuchs hervor, wo er unberührt einen Monat gelegen hatte, legte ihn ihm schweigend aufs Knie und ließ ihn mit ihm allein.

Ein halbe Stunde später kehrte ich an dieselbe Stelle zurück, aber er war weggegangen, und einer von den Küstern, der dort vorüberging und sah, wie ich Pickering suchte, sagte, er glaube, daß er die Kirche verlassen habe. Ich fand ihn in seinem düstern Zimmer im Gasthause, wo er langsam auf und ab ging. Ich würde zweifellos in Verlegenheit gewesen sein, wenn ich hätte sagen sollen, welche Wirkung meiner Erwartung nach der Brief auf ihn hervorbringen mußte, aber sein jetziges Aussehen überraschte mich. Er war verlegen, aufgeregt, ein wenig ärgerlich.

„Augenscheinlich haben Sie den Brief gelesen," sagte ich.

„Ich bin Ihnen einen Bericht über ihn schuldig," antwortete er. „Als ich ihn Ihnen vor einem Monate gab, that ich meinen Freunden Unrecht."

„Ich erinnere mich, Sie nannten ihn eine Mahnung."

„Ich war ein großer Thor! Es ist eine Freigebung."

„Eine Auflösung Ihrer Verlobung?“

„Eine vollständige Freigebung. Natürlich ist der Brief von Herrn Vernor. Er wünscht mich so rasch wie möglich davon in Kenntniß zu setzen, daß seine Tochter, vor einer Woche zum ersten Male mit dem bekannt gemacht, was von ihr erwartet werde, sich bestimmt geweigert hat, sich durch den Vertrag binden zu lassen oder einzuwilligen, daß ich gebunden sei. Man hatte ihr eine Woche Bedenkzeit gegeben, und sie hatte dieselbe in unstillbaren Thränen verbracht. Sie hatte jeder Form des Zuredens widerstanden, vor Zwang, schreibt Herr Vernor, schrecke er natürlich zurück. Die junge Dame betrachtet das Arrangement als „gräßlich“. Nachdem sie sich ihr ganzes Leben drein gefügt, sich ihre Pflichten geschnitten und getrocknet vorgesetzt zu sehen, verlangt sie zuletzt, sich ihr Essen nach eignem Geschmack wählen zu dürfen. Ich gestehe, ich bin überrascht, ich hatte mich dem Glauben überlassen, sie wäre stumpfsinnig passiv und würde bis an's Ende des Kapitels so bleiben. Nicht die Spur! Sie hat darauf bestanden, daß man mich in aller Form meiner Verpflichtung entbinde, und ihr Vater deutet an, daß sie ihn für den Fall, daß man nicht darauf einginge, mit einem Anfall von hitzigem Fieber bedrohe. Herr Vernor drückt mir sein Bedauern in schönen Worten aus und läßt mich wissen, daß die Haltung des jungen Mädchens auch seinen Nerven einen großen Stoß gegeben hat. Er fügt hinzu, daß er die Betrübniß, die ich darüber zu empfinden ihm die Ehre anthun möge, nicht durch irgendwelche Hindeutung auf die Reize seiner Tochter und die Größe meines Verlustes noch steigern wolle, und schließt mit der Hoffnung, daß ich zum Besten aller Betheiligten meine Phantasie bereits mit andern „Aussichten“ erfreut haben möge. In einer Nachschrift erinnert er mich, daß trotz dieses schmerzlichen Vor-

falls der Sohn seines wertheſten Freundes seinem Hause stets ein willkommner Besuch sein werde. Ich sei frei, bemerkt er, ich habe mein Leben vor mir, er empfiehlt mir ausgedehnte Reisen. Sollten meine Wanderungen mich nach dem Osten führen, so hofft er, daß keine falsche Befangenheit mich abhalten werde, mich in Smyrna vorzustellen. Er will mir wenigstens einen freundschaftlichen Empfang zusichern. Es ist ein sehr höflicher Brief."

So höflich der Brief auch war, schien Pickering doch nicht sehr heiter darüber, daß er sich diese schwere Last so nett von seinem Gewissen genommen sah. Er verfiel dermaßen in Hinbrüten über seine Befreiung, daß man hätte meinen sollen, das Gefühl, gebunden zu sein, habe sich ihm auf's Neue aufgedrängt. „Schlechte Nachrichten" hatte er ursprünglich seinen Brief genannt, und doch gab es jetzt, wo sein Inhalt im klaren Widerspruche mit seiner Ahnung stand, keine Stimme, die ihn antrieb, die Formel umzukehren und zu sagen, die Nachricht sei gut. Die Schwingen des Impulses waren dem armen Burschen neuerdings traurig beschnitten worden. Natürlich lag der Gedanke auf der Hand, daß er, wenn er vor einem Monat seiner Sache nicht so vollkommen gewiß gewesen wäre und wenigstens Herrn Vernors Siegel erbrochen hätte, dem Fegfeuer der Verlockung durch Madame Blumenthal entgangen sein würde. Aber ich überließ ihm, selbst die Moral der Sache herauszufinden, ich hegte nicht den Wunsch, es ihm, wie man so zu sagen pflegt, einzutrichtern. Meine Gedanken nahmen überdies einen andern Gang. Ich sagte mir, daß, wenn Fräulein Vernor zu jener sanften Anmuth, die ihr jugendliches Gesicht meiner Phantasie versprochen, in diesem auffallenden Maße noch die Fähigkeit zu großmüthigem Handeln hinzubrachte, die Verbesserung im Lebensgange meines Freundes weniger glücklich gewesen wäre als der

anfängliche rohe Entwurf. Bald darauf, als ich mich umwendete, sah ich, wie er die Photographie der jungen Dame betrachtete. „Natürlich habe ich jetzt," sagte er, „kein Recht, sie zu behalten." Und bevor ich ihn bitten konnte, mich noch einen Blick darauf thun zu lassen, hatte er sie in's Feuer geworfen.

„Ich bedauere, das gerade jetzt sagen zu müssen," bemerkte ich nach einer Weile, „aber es sollte mich nicht wundern, wenn Fräulein Vernor ein reizendes Geschöpf wäre."

„Gehen Sie doch hin und sehen Sie zu," antwortete er düster. „Die Luft ist rein. Meine Aufgabe ist, sie zu vergessen," fügte er bald darauf hinzu. „Es kann nicht schwer fallen. Aber denken Sie nicht," fuhr er plötzlich fort, „daß ein armer Junge, der vom Schicksale nichts verlangte, als die Erlaubniß, sich in eine ruhige Ecke zu setzen, recht grausam herumgestoßen worden ist?"

In der That, recht grausam, erklärte ich, und er habe sicherlich das Recht, ein unbeschriebenes Blatt im Buche des Schicksals und die Erlaubniß, von vorn anzufangen, zu fordern. Herrn Vernors Rath wäre richtig, er möge Zerstreuung in der großen Tour durch Europa suchen. Wenn er es dem Eifer meiner Theilnahme gestatten wolle, würde ich mit ihm auf seinem Wege gehen.

Pickering stimmte ohne Begeisterung zu, er hatte das verwirrte Aussehen eines Menschen, der sich's etwas hat kosten lassen, um in einem Salon eine gute Figur zu spielen, und der nun plötzlich sich die Thür vor der Nase zuschlagen sieht.

Wir machten uns indeß auf unsre Reise, und allmählig kehrte sein Enthusiasmus wieder. Er war zu sehr zum Genießen schöner Dinge befähigt, um immer theilnahmlos zu bleiben, und nachdem wir vierzehn Tage unter Ge-

mälden, Denkmälern und Alterthümern verlebt hatten, fühlte ich, daß ich ihn zum ersten Male in seiner besten und gesündesten Stimmung sah. Er hatte Fiebersgluth gelitten und dann kalten Schauer, das Pendel war in einer für die Maschine ziemlich gefährlichen Weise nach rechts und links gegangen, aber jetzt endlich arbeitete es sich in einen gleichmäßigen natürlichen Tact zurück. Er gelangte in gewissem Maße wieder zu jener kräftigen, reichlichen Beredsamkeit, mit der er in Homburg seine Flamme angefacht hatte, und sprach über die Dinge mit etwas von derselben leidenschaftlichen Frische. Eines Tages, als ich im Hotel zu Brüssel an einem lahmen Fuße darniederlag, kam er nach Hause und tractirte mich mit einem Erguß über eine gewisse demüthig vor sich hinblickende Jungfrau von Hans Memling, in welchem mir mehr gesunder Sinn zu liegen schien, als in den Complimenten, die er Madame Blumenthal gesagt hatte. Er hatte seine düstern Tage und seine trüben Stimmungen — Stunden, wo er unwiderstehlich zurückblicken mußte auf die Vergangenheit. Aber ich ließ sie ohne Einrede kommen und gehen, weil mir vorkam, als ob sie ihn immer ein klein wenig regsamer und entschlossener zurückließen. Eines Abends indeß saß er da und hing den Kopf in so schwermüthiger Weise, daß ich den Ochsen bei den Hörnern nahm und ihm geradeheraus sagte, er hätte nunmehr sicher seine Schuld bezahlt und genug bereut, und er sei es sich selbst schuldig, jenes Weib für immer aus seinen Gedanken zu verbannen.

Er blickte auf, starrte mich an und sagte dann mit tiefem Erröthen: „Jenes Weib? Ich dachte nicht an Madame Blumenthal.“

Hierauf erklärte ich mir seine Schwermuth anders. Nahm man nach Verlauf von sechs Wochen fleißiger Beobachtung mit scharfen Sinnen Pickering mit allem seinem

Hoffen und Fürchten, so war er ein so netter Bursch, als er nur sein konnte. Wir nahmen unsern Weg nach Italien und verbrachten vierzehn Tage in Venedig. Hier begab sich etwas, was ich zuversichtlich erwartet hatte. Ich hatte mir gesagt, daß es nur eine Frage der Zeit sei. Wir hatten den Tag in Torcello verlebt und kamen mit taktmäßigen Ruderschlägen in der Gluth des Sonnenunterganges zurückgeschwommen. „Ich bin ganz ordentlich auf dem Wege," sagte Vickering. „Ich denke, ich will nun hingehen."

Wir hatten eine Stunde lang nicht gesprochen, und ich fragte natürlich: „Wohin?" Seine Antwort wurde dadurch aufgehalten, daß wir bei der Piazetta anlangten. Ich stieg zuerst an's Ufer und drehte mich dann um, ihm zu helfen. Als er meine Hand ergriff, begegnete er absichtlich meinen Augen, und die Antwort kam: „Nach Smyrna!"

Ein paar Tage später brach er auf. Ich hatte die Vermuthung gewagt, daß Fräulein Vernor ein reizendes Geschöpf sei, und sechs Monate darauf schrieb er mir, daß ich Recht habe.

Die Madonna der Zukunft.

Wir hatten von den Meistern gesprochen, die nur ein einziges Meisterwerk geleistet — von den Künstlern und Dichtern, die nur einmal den göttlichen Anhauch empfunden und die hohe Stufe des Besten erreicht hatten. Unser Wirth hatte uns ein reizendes kleines Kabinetstück von einem Maler gezeigt, dessen Namen wir nie gehört hatten, und der nach diesem einzigen Aufzucken zu einem Gebot auf Ruhm augenscheinlich wieder in verhängnißvolle Mittelmäßigkeit zurückverfallen war. Man unterhielt sich eine Weile über das häufige Vorkommen dieser Erscheinung. Dabei saß, wie ich bemerkte, H— schweigsam da, rauchte seine Cigarre mit nachdenklicher Miene und besah sich das Bild, welches am Tische herumgegeben wurde.

„Ich weiß nicht, wie häufig der Fall vorkommt," sagte er endlich, „aber ich habe etwas der Art gesehen. Ich habe einen armen Teufel gekannt, der sein einziges Meisterstück malte und —" fügte er mit einem Lächeln hinzu, „nicht einmal das malte. Er that sein Gebot auf Ruhm und erstand ihn nicht."

Wir Alle kannten H— als einen geistvollen Mann, der viel von den Menschen und ihren Sitten gesehen hatte, und einen großen Vorrath von Erinnerungen besaß. So-

fort fragte ihn jemand nach dem Weiteren, und während ich mich mit der Begeisterung meines Nachbars über das Bildchen beschäftigte, wurde er bewogen, seine Geschichte zu erzählen. Wenn ich in Zweifel sein könnte, daß sie ertrüge, nacherzählt zu werden, so würde ich mich nur zu erinnern brauchen, wie jenes bezaubernde Weib, unsre Wirthin, welche den Tisch verlassen hatte, sich in rauschendem rosenrothen Kleide zurückwagte, um unser Verweilen einen Mangel an Galanterie zu nennen, und, als sie in uns einen lauschenden Kreis fand, trotz unsrer Cigarren in einen Stuhl sank und der Geschichte so anmuthig bis zu Ende zuhörte, daß sie, als die Katastrophe erreicht war, zu mir herüberblickte und mir in jedem von ihren beiden schönen Augen eine Thräne zeigte.

H — begann:

„Es bezieht sich auf meine Jugend und auf Italien. Ich war spät am Abend in Florenz angelangt, und während ich beim Souper meine Flasche Wein austrank, war mir's eingefallen, daß ich, obwohl ich ein müder Reisender war, der Stadt ein schöneres Compliment machen könne, als wenn ich auf ordinäre Art zu Bette ginge. Ein enges Gäßchen irrte dunkel von dem kleinen Platze vor meinem Hotel ab und sah aus, als ob es sich in das Herz von Florenz bohren wollte. Ich folgte ihm und tauchte nach zehn Minuten auf einen großen Platz hinaus, der nur von dem sanften herbstlichen Mondlicht angefüllt war. Mir gegenüber erhob sich der Palazzo Vecchio wie eine gewaltige Burg der Stadt mit dem großen Glockenthurme, der von seinem zinnengeschmückten Rande wie eine Bergfichte vom Saume einer Klippe aufragte. An seiner Basis in dem Schatten, den er warf, leuchteten matt gewisse Sculpturwerke, denen ich mich fragend näherte. Eins der Bilder auf der Linken von der Thüre des Palastes war ein pracht-

voller Koloß, der durch die dämmernde Luft wie eine Verkörperung des Trotzes hindurchstrahlte. In einem Augenblicke erkannte ich in ihm den David Michelangelo's. Ich wendete mich mit einer gewissen Erleichterung von seiner finstern Kraft zu einer schlanken Bronzefigur, die unter der hohen leichten Loggia aufgestellt war, welche mit der freien und eleganten Spannung ihrer Bögen einen Gegensatz gegen die wuchtige Bauart des Palastes bildet. Es war eine Figur von höchster Wohlgestalt und Anmuth, fast sanft, trotzdem daß sie mit ihrem leichten nervigen Arme das schlangenumwundene Haupt der hingeschlachteten Gorgone emporhielt. Ihr Name ist Perseus, und Sie können ihre Geschichte nicht in der griechischen Mythologie, wohl aber in den Denkwürdigkeiten Benvenuto Cellini's nachlesen. Indem ich mir bald den einen, bald den andern dieser schönen Burschen ansah, stieß ich wahrscheinlich irgend einen nicht unterdrückbaren Gemeinplatz lobpreisender Art aus; denn wie durch meine Stimme herausgefordert, erhob sich von den Stufen der Loggia ein Mann, der dort im Schatten gesessen hatte, und redete mich in gutem Englisch an. Es war ein kleiner, schmächtiger Mensch, der, wie es schien, in eine Art schwarze Sammetblouse gekleidet war und eine Masse rothbrauner Locken hatte, die im Mondschein erglänzend unter einem mittelalterlichen Barette hervorquollen. Im Tone der einschmeichelndsten Unterthänigkeit bat er mich, ihm meine „Eindrücke" mitzutheilen. Er sah malerisch, phantastisch, ein wenig unwirklich aus. Indem er sich hier in dieser geheiligten Nachbarschaft herumtrieb, hätte er für den Genius ästhetischer Gastlichkeit passiren können — wenn der Genius ästhetischer Gastlichkeit nicht gewöhnlich ein abgeschabter kleiner Custos wäre, der ein kattunenes Taschentuch schwingt und eine offen ausgesprochene Abneigung vor dem getheilten Franken empfindet.

Diese Phantasie wurde mir nicht gerade weniger plausibel gemacht durch die brillante Tirade, mit welcher er mein verlegenes Schweigen begrüßte.

„Ich kenne Florenz seit langer Zeit, mein Herr; aber nie ist mir's so reizend vorgekommen als heut Abend. Es ist, als ob die Geister seiner Vergangenheit durch seine leeren Straßen wandelten. Die Gegenwart schläft, die Vergangenheit schwebt über uns wie ein sichtbar gewordener Traum. Denken Sie sich einmal die alten Florentiner, wie sie paarweise heranschlendern, um ihr Urtheil über die letzte Leistung Michaels, Benvenuto's abzugeben. Wir würden eine schöne Lection zu hören bekommen, wenn wir vernehmen könnten, was sie sagen. Der einfachste Bürger unter ihnen in Mütze und Kittel hatte Geschmack in der Sache. Das war die Glanzzeit der Kunst, mein Herr. Die Sonne stand hoch am Himmel, und ihr weithingegossener und gleichvertheilter Glanz machte die dunkelsten Stellen hell und die blödesten Augen klar. Wir leben am Abend der Zeit. Wir tappen in der grauen Dämmerung, indem wir jeder unsre dürftige kleine Fackel selbstsüchtiger und peinlicher Weisheit tragen, sie zu den großen Mustern hinaufhalten und nichts sehen als überwältigende Größe und Dunkelheit. Die Tage der Erleuchtung sind verschwunden. Aber wissen Sie wohl, daß es mir zu Muthe ist — zu Muthe ist —" und er wurde in diesem Visionäreifer fast zutraulich — „daß mir zu Muthe ist, als ob das Licht jener Zeit für eine Stunde hier auf uns ruhte. Nie hab' ich den David so mächtig, den Perseus so hold gesehen. Selbst die niedriger stehenden Schöpfungen des Giovanni von Bologna und des Baccio Bandinelli scheinen den Traum des Künstlers zu verwirklichen. Mir ist, als ob die monddurchleuchtete Luft mit den Geheimnissen der Meister geschwängert wäre, und als ob wir, indem wir hier in frommer

Betrachtung stehen, Zeugen von — von einer Offenbarung sein könnten."

Indem er vermuthlich in diesem Augenblicke bemerkte, wie mein haltmachendes Begriffsvermögen sich auf einem verblüfften Gesichte abspiegelte, hielt dieser interessante Rhapsode inne und erröthete. Dann sagte er mit schwermüthigem Lächeln: „Sie halten mich vermuthlich für einen mondsüchtigen Charlatan. Es ist nicht meine Gewohnheit, mich auf der Piazza herumzutreiben und mich auf arglose Touristen zu stürzen. Aber heute Abend gestehe ich, unter dem Zauber zu stehen. Und dann dachte ich, ich weiß nicht wie, auch Sie wären Künstler."

„Ich bin zu meinem Bedauern kein Künstler in dem Sinne, wie Sie das Wort verstehen müssen. Aber bitte, entschuldigen Sie sich nicht. Auch ich unterliege dem Zauber. Ihre beredten Betrachtungen haben ihn nur vertieft."

„Wenn Sie kein Künstler sind, so sind Sie würdig, einer zu sein," erwiderte er mit einer Verbeugung. „Ein junger Mann, der spät Abends in Florenz ankommt und, statt prosaisch zu Bett zu gehen oder sich mit seinem Reiseführer abzugeben, ohne Zeitverlust fortgeht, um dem Schönen seine Huldigung darzubringen, ist ein junger Mann nach meinem Herzen."

Das Geheimniß wurde plötzlich aufgeklärt: mein Freund war ein Amerikaner. Er mußte einer sein, da er sich das Malerische so ungeheuer zu Herzen nahm.

„Ich hoffe," antwortete ich, „daß er das nicht weniger sein wird, wenn der junge Mann einer von den filzigen Neuyorkern ist."

„Neuyorker," protestirte er feierlich, „sind freigebige Gönner der Kunst gewesen."

Für einen Augenblick war ich beunruhigt. War diese

mitternächtliche Träumerei bloße Yankee-Enterprise und war er einfach ein verzweifelter Bruder vom Pinsel, der sich hierher postirt hatte, um einem herumschlendernden Touristen einen „Auftrag" abzupressen? Aber ich fand keinen Anlaß, mich zur Wehre zu setzen. Plötzlich erschallte vom fernen Gipfel des Glockenthurms über uns ein lauter eherner Ton und verkündete den ersten Schlag der Mitternacht. Mein Gefährte fuhr zusammen, entschuldigte sich, daß er mich aufgehalten habe, und schickte sich an, sich zurückzuziehen. Aber er schien mir so lebhaft weitere Unterhaltung zu versprechen, daß ich nicht geneigt war, mich von ihm zu trennen, und den Vorschlag machte, zusammen nach Hause zu gehen. Er willigte von Herzen gern ein, und so wendeten wir uns von der Piazza weg, gingen vor der mit Statuen geschmückten Arkade der Uffizi hinab und kamen nach dem Arno hinaus. Welchen Weg wir nahmen, erinnere ich mich kaum noch, aber wir schweiften langsam etwa eine Stunde umher, während mein Begleiter ruckweise eine Art mondbeglänzter ästhetischer Vorlesungen hielt. Ich hörte ihm mit verwunderter Bezaubertheit zu und fragte mich, was der Teufel er wohl sein möchte. Er bekannte sich mit einem melancholischen, aber durchaus respectvollen Kopfschütteln zu seiner amerikanischen Herkunft.

„Wir sind die Enterbten auf dem Gebiete der Kunst," rief er. „Wir sind dazu verdammt, oberflächlich zu sein. Wir sind ausgeschlossen aus dem Zauberkreise. Der Boden des amerikanischen Auffassungsvermögens ist eine arme kleine unfruchtbare künstliche Ablagerung. Ja, wir sind mit der Unvollkommenheit verheirathet. Ein Amerikaner hat, wenn er sich auszeichnen will, zehnmal soviel zu lernen als ein Europäer. Uns fehlt der tiefere Sinn. Wir haben weder Geschmack noch Tact noch Kraft. Wo

sollten wir sie auch herhaben? Unser rauhes und unbeständiges Klima, unsre schweigende Vergangenheit, unsere betäubende Gegenwart, der stete Druck unschöner Umstände um uns sind so leer von alledem, was den Künstler nährt, bestimmt und begeistert, wie mein trauriges Herz leer von Bitterkeit ist, indem ich dies sage. Wir armen Strebenden müssen in ewiger Verbannung leben."

„Sie scheinen sich aber in der Verbannung ganz hübsch zu Hause zu fühlen," sagte ich, „und Florenz scheint mir ein sehr hübsches Sibirien zu sein. Aber wissen Sie wohl, wie ich über die Sache denke? Nichts ist so eitel, als über unsern Mangel an nährendem Boden, an Gelegenheit, an Inspiration und was dergleichen Dinge mehr sind zu reden. Der richtige Weg ist, etwas Schönes zu leisten. In unsrer glorreichen Verfassung ist kein Gesetz, das dies verböte. Man erfinde, man schaffe, man leiste etwas. Einerlei, ob man fünfzig Mal soviel zu studiren hat als einer von diesen. Wozu sind Sie denn sonst Künstler? Seien Sie unser Moses," fügte ich lachend hinzu, indem ich ihm die Hand auf die Schulter legte, „und führen Sie uns heraus aus dem Hause der Knechtschaft."

„Goldne Worte — goldne Worte, junger Mann!" rief er mit einem zärtlichen Lächeln. „Erfinden, schaffen, leisten! Ja das ist unsere Aufgabe, ich weiß es wohl. Nehmen Sie mich in des Himmels Namen nicht für einen jener unfruchtbaren Lamentirer, jener querulirenden Cyniker, die weder Talent noch Glauben haben. Ich bin bei der Arbeit" — und er blickte sich um und dämpfte seine Stimme, als ob dies ein ganz besonderes Geheimniß wäre — „ich bin Tag und Nacht an der Arbeit. Ich habe eine Schöpfung unternommen. Ich bin kein Moses, ich bin nur ein armer geduldiger Künstler, aber es würde etwas Schönes sein, wenn ich bestimmt wäre, zu veran-

lassen, daß ein kleines Bächlein der Schönheit in unser durstiges Land hineinflösse. Halten Sie mich nicht für ein Ungeheuer von Hochmuth," fuhr er fort, als er mich über die Begier lächeln sah, mit der er meine Phantasie sich zu eigen machte. „Ich gestehe, daß ich in einer dieser Stimmungen bin, wo große Dinge möglich zu sein scheinen. Dies ist eine von meinen nervösen Nächten — ich träume wachend. Wenn der Südwind um Mitternacht über Florenz weht, scheint er allen den schönen Dingen, die es in seinen Kirchen und Galerien einschließt, die Seele abzuschmeicheln, sie kommt dann mit dem Mondschein in mein kleines Studierstübchen und läßt mein Herz zu tief fühlen und zu laut klopfen, als daß ich Ruhe finden könnte. Sie sehen, ich füge immer einen neuen Gedanken zu meinem Entwurf hinzu. Diesen Abend war mir, als könnte ich nicht eher schlafen, als bis ich mit dem Genius Michelangelo's in Verkehr getreten wäre."

Er schien gründlich bewandert in der Geschichte und Ueberlieferung der Stadt, und er verbreitete sich mit Liebe über die Reize von Florenz. Ich ersah aus Allem, was er sagte, daß er seit langer Zeit hier wohnte, und daß er die reizende Stadt in sein Herz geschlossen hatte. „Ich verdanke ihr Alles," erklärte er. „Erst seit ich hierher kam, habe ich wirklich ein geistiges Leben geführt. Alle unheiligen Wünsche, alle weltlichen Ziele sind eines nach dem andern von mir gewichen und haben mir nichts übrig gelassen, als meinen Bleistift, mein kleines Notizbuch (hier klopfte er an seine Brusttasche) und die Verehrung vor den reinen Meistern — denen, die rein waren, weil sie harmlos waren, und denen, die rein waren, weil sie stark waren."

„Und sind Sie die ganze Zeit recht fruchtbar gewesen?" fragte ich freundlich.

Er schwieg eine Weile, bevor er antwortete: „Nicht in dem vulgären Sinne," sagte er endlich. „Ich habe den Entschluß gefaßt, niemals mit etwas Unvollkommenem in die Oeffentlichkeit zu treten. Das Gute an jeder Leistung habe ich wieder aufgesaugt in die Zeugungskraft zu neuen Schöpfungen, das Schlechte — davon giebt es immer die Hülle und Fülle — habe ich gewissenhaft vernichtet. Ich kann mit einiger Befriedigung sagen, daß ich nicht ein Stäubchen beigetragen habe zum Kehrichte der Welt. Ein Beweis meiner Gewissenhaftigkeit ist," — damit hielt er inne und sah mir mit ungewöhnlich freiem festen Blick ins Auge, als ob der Beweis überwältigend wäre — „daß ich niemals ein Bild verkauft habe. Kein Kaufmann hökert wenigstens im Herzen mir — Sie erinnern sich des Verses von Browning. Mein kleines Atelier ist nie durch oberflächliches, überhastetes Arbeiten um Lohn entheiligt worden. Es ist ein Tempel der Arbeit, aber zugleich der Muße. Die Kunst hat ein langes Leben. Wenn wir für uns selbst arbeiten, müssen wir uns natürlich dazu halten. Wenn wir für sie arbeiten, müssen wir oft innehalten. Sie kann warten."

Dieses Gespräch hatte uns nach der Thür meines Hotels zurückgebracht — etwas zu meiner Erleichterung, wie ich gestehe; denn ich hatte begonnen, zu fühlen, daß ich nicht in die Gesellschaft eines Genius von diesem heroischen Schwunge paßte. Ich verließ ihn jedoch nicht ohne die freundliche Hoffnung auszudrücken, daß wir uns wieder begegnen würden.

Am nächsten Morgen hatte meine Neugier sich noch nicht beruhigt, ich war begierig, ihn bei vollem Tageslichte zu sehen. Ich rechnete darauf, ihn an einem der vielen Orte zu treffen, wo man in Florenz seine ästhetischen Bedürfnisse befriedigt, und ich wurde ohne Aufenthalt in

Betreff dieses Wunsches zufrieden gestellt. Ich fand ihn im Laufe des Morgens in der Tribune der Uffizi — jener kleinen Schatzkammer vollkommener Meisterwerke. Er hatte der mediceäischen Venus den Rücken gekehrt und war, indem er die Arme auf dem Geländer, welches die Gemälde schützt, ruhen ließ und den Kopf in die Hände gestützt hatte, in die Betrachtung jenes prächtigen dreiflügeligen Gemäldes von Andrea Mantegna versunken, eines Werkes, welches weder die materielle Farbenpracht noch die gebietende Macht einiger der neben ihm hängenden Bilder hat, welches aber, glühend von dem Reiz einer geduldigen Arbeit, vielleicht einem bleibenderen Bedürfnisse der Seele entspricht. Ich blickte nach dem Bilde eine Zeit lang über seine Schulter hin. Zuletzt wendete er sich mit einem tiefen Seufzer ab, und unsre Augen begegneten sich. Als er mich wieder erkannte, stieg ihm eine dunkle Röthe ins Gesicht; vielleicht bildete er sich ein, daß er sich am Abend vorher lächerlich gemacht. Aber ich bot ihm meine Hand mit einer Treuherzigkeit, die ihm die Gewißheit gab, daß ich kein Spötter sei. Ich erkannte ihn an seiner brennenden Chevelure, im Uebrigen sah er sehr anders aus als vorher. Seine mitternächtige Stimmung war vorüber, und er sah so entstellt aus wie ein Schauspieler bei Tageslicht. Er war viel älter, als ich angenommen hatte, und Kostüm und Geberdenspiel waren weniger großartig anzusehen. Er erschien als der ganz arme und geduldige Künstler, als den er sich bezeichnet hatte, und der Umstand, daß er nie ein Bild verkauft, war mehr leicht erkennbar als glorreich. Sein Sammetrock war fadenscheinig und sein niedriger Schlapphut von altmodischer Form zeigte eine Rostfarbe, die ihn als Original und nicht als eine der malerischen Nachbildungen bezeichnete, mit denen Genossen seiner Zunft sich bewundern lassen. Sein Auge war sanft und matt und sein

Gesichtsausdruck eigenthümlich mild und gelassen, ein Eindruck, der noch durch eine gewisse bleiche Hagerkeit verstärkt wurde, von der ich kaum recht wußte, ob ich sie auf das verzehrende Feuer des Genius oder auf eine magere Diät zurückführen sollte. Ein ganz klein wenig Unterhaltung indeß ließ seine Miene sich aufheitern und seine Beredsamkeit zurückkehren.

„Und dies ist Ihr erster Besuch in diesen bezauberten Hallen?" rief er. „Glücklicher, dreimal glücklicher Jüngling!" Und indem er mich beim Arme nahm, machte er sich bereit, mich nacheinander zu den allervortrefflichsten Werken zu führen und mir das Beste der ganzen Galerie zu zeigen. Aber bevor wir den Mantegna verließen, drückte er meinen Arm und warf ihm einen liebevollen Blick zu. „Der hatte keine Eile," murmelte er. „Er wußte nichts von der rohen Hast, Halbschwester des Verzugs!"

Ob mein Freund ein tüchtiger Beurtheiler war, kann ich nicht sagen, aber er war ein äußerst ergötzlicher, der von Meinungen, Theorien und Sympathien, von Forschungsresultaten, Klatsch und Anekdote überströmte. Er war um einen Grad zu empfindsam für meine eignen Sympathien, und es kam mir vor, als ob er zu gern superfeine Unterschiede mache und in den seichten Glücksfällen der Darstellung und Erfindung tiefliegende Absichten zu entdecken liebe. In manchen Augenblicken stürzte er sich auch in das Meer der Metaphysik und schwamm eine Weile in Wassern herum, die zu tief für die Sicherheit des Verstandes waren. Aber sein reichhaltiges Wissen und sein glückliches Urtheil erzählten eine rührende Geschichte von langen aufmerksam in dieser verehrungswürdigen Gesellschaft verbrachten Stunden; für meine zeitverschwendenden Kreuz-

und Querzüge lag ein Vorwurf in dieser so andächtigen Benutzung der Gelegenheit.

„Es giebt," so sagte er, wenn ich mich recht erinnere, „zwei Stimmungen, in welchen wir durch Galerien gehen können, die kritische und die ideale. Sie ergreifen uns nach ihrem Belieben, und wir können nie sagen, welche gerade an der Reihe ist, sich geltend zu machen. Die kritische Stimmung ist wunderlicherweise die heitere, die freundliche, die leutselige. Sie freut sich über die hübschen Trivialitäten der Kunst, über ihr ordinäres Geschick, über ihre gemachte Anmuth. Sie hat einen freundlichen Gruß für Alles, was, nach seinem Lichte, aussieht, als hätte es dem Maler Vergnügen gemacht, es zu malen — für die kleinen niederländischen Kohlköpfe und Kessel, für die spitzen Finger und die vom Winde bewegten Mäntel der neuerdings modegewordenen Madonnen, für die kleinen zweifelhaft italienisch aussehenden Landschaften aus der Hirtenwelt mit ihren blauen Bergen. Dann giebt es die Tage wilder, stolzer Sehnsucht — feierliche Kirchenfeste der Geistesthätigkeit, wo jedes gemeine Streben und aller kleine Erfolg Einen langweilt, und Alles, ausgenommen das Beste — das Beste des Besten — uns zuwider ist. In diesen Stunden sind wir unbarmherzige Aristokraten des Geschmacks. Wir nehmen nicht einmal Michelangelo ohne Weiteres hin, und wir schlingen nicht einmal Raphael ganz hinunter."

Die Galerie der Uffizi ist nicht nur reich durch ihre Besitzthümer, sondern besonders glücklich durch den schönen architektonischen Zufall, wie man es nennen kann, welcher sie über die Breite von Fluß und Stadt hinweg mit jenen fürstlichen Gemächern des Palasts Pitti vereinigt. Kaum der Louvre und der Vatican können uns das Gefühl getragnen eingeschlossnen Raums so lebhaft geben, als jene langen Gänge, die über Straße und Strom weggeführt

sind, um eine Art ununterbrochnen Ueberganges der beiden Paläste der Kunst ineinander herzustellen. Wir gingen durch die Galerie, wo jene werthvollen Zeichnungen von hervorragenden Händen keusch und grau über dem Strudeln und Murmeln des gelben Arno hängen, und erreichten die herzoglichen Säle des Palasts Pitti. Gewiß sind sie herzoglich, aber man muß zugestehen, daß sie als Ausstellungszimmer unvollkommen sind, und daß sie mit ihren tiefliegenden Fenstern und ihren massiven Formen den mit Gemälden geschmückten Mauern nur ein gebrochnes Licht zukommen lassen. Aber hier hängen die Meisterwerke dicht nebeneinander, und es kommt Einem vor, als ob man sie in einer leuchtenden Atmosphäre sähe, die von ihnen selbst ausgegangen wäre. Und die großen Säle mit ihren prächtigen düstern Decken, mit ihrer nach außen gerichteten Wand in prächtigen Schatten gehüllt, mit der entgegengesetzten Wand, die ernst von weicher Leinwand und dunkler Vergoldung glüht, bilden für sich schon fast ein so schönes Gemälde als die Titians und die Raphaels, die sie nur unvollkommen enthüllen.

Wir hielten uns vor manchem Raphael und Titian ein Weilchen auf, aber ich sah, mein Freund war ungeduldig, und ich erlaubte ihm zuletzt, mich direct zum Gipfelpunkte unsrer Wanderung, zu der zartesten Schönheit unter Raphaels heiligen Jungfrauen, der Madonna della Sedia zu führen. Von allen schönen Bildern der Welt ist, wie mir schien, dieses dasjenige, mit welchem die Kritik am wenigsten zu thun hat. Keins verräth weniger Mühe, weniger vom Mechanismus des Effects und von dem nicht zurückzudrängenden Mißklang des Entwurfs im Geiste und des Resultats auf der Leinwand, der sich leise selbst bei vielen vollendeten Werken bemerken läßt. Anmuthig, menschlich, unsern Sympathien nahe, hat es nichts von Manier und

Methode, fast nichts von Styl, es blüht da in gesundeter Weichheit, wie Instinct in Harmonie, wie wenn es eine unmittelbare Ausströmung des Genius wäre. Die Gestalt zerschmilzt im Gemüthe des Beschauers in eine Art leidenschaftliche Zärtlichkeit, von der er nicht weiß, ob er sie der himmlischen Reinheit oder dem irdischen Reize zugewendet hat. Er ist berauscht von dem Dufte der zartesten Blüthe mütterlichen Wesens, die jemals auf Erden blühte.

„Das nenne ich ein schönes Bild!“ sagte mein Gefährte, nachdem wir eine Weile hingeschaut hatten. „Ich habe ein Recht, das zu sagen; denn ich habe es so oft und so sorgfältig copirt, daß ich es jetzt mit geschlossnen Augen nochmals copiren könnte. Andere Werke sind von Raphael, dieses ist Raphael selbst. Andere kann man loben, kann man abschätzen, messen, erklären, ausdeuten, dieses kann man nur lieben und bewundern. Ich weiß nicht, in welcher Gestalt er unter den Menschen wandelte, als diese göttliche Stimmung ihn erfüllte, aber nach ihr konnte er sicherlich nichts thun als sterben, diese Welt hatte ihm nichts mehr zu lehren. Denken Sie eine Weile darüber nach, mein Freund, und Sie werden zugeben, daß ich nicht rase. Denken Sie sich, wie er jenes fleckenlose Bild vor sich gesehen hat, nicht für einen Augenblick, für einen Tag, in einem seligen Traume, wie ein unruhiges Fiebergeflacker, nicht wie ein Poet in fünf Minuten dauerndem Wahnwitz Zeit findet, seine Phrase aufzuschnappen und seine unsterbliche Stanze hinzukritzeln, sondern Tage lang hintereinander, während die langsame Arbeit des Pinsels weiterging, während die faulen Dünste des Lebens sich dazwischen lagerten und die Phantasie von der Spannung schmerzte, fest, strahlend, deutlich, wie wir es jetzt sehen. Was für ein Meister! Aber ach, was für ein Seher zugleich!“

„Meinen Sie nicht,“ antwortete ich, „daß er ein Modell

hatte, und daß irgend ein hübsches junges Frauenzimmer —"

„Meinethalben ein so hübsches junges Weib, als Ihnen beliebt! Das vermindert die Größe des Wunders nicht. Er ergriff natürlich seine Gelegenheit, und das junge Weib setzte sich möglicherweise lachend vor seine Leinewand. Aber inzwischen hatte die Idee des Malers Flügel bekommen. Kein reizender menschlicher Umriß konnte sie in eine alltägliche Thatsache umzaubern. Er sah die holde Form vollkommen werden, er erhob sich zum Schauen ohne Zittern, ohne Anstrengung des Aufflugs, er verkehrte mit dem Bilde von Angesicht zu Angesicht und löste die Reinheit, die es vervollständigt, wie der Duft die Rose vervollständigt, in schönere und lieblichere Wahrheit auf. Das ist's, was man Idealismus nennt; das Wort ist vielfach gemißbraucht worden, aber die Sache ist gut. Jedenfalls ist es mein eignes Glaubensbekenntniß. Holde Madonna, Modell und zugleich Muse, ich rufe Dich zum Zeugen an, daß auch ich ein Idealist bin!"

„Ein Idealist ist also," sagte ich halb im Scherz, indem ich ihn zu weiteren Aeußerungen zu reizen wünschte, „ein Herr, der zu der Natur in der Person eines schönen Mädchens sagt: Geh Deiner Wege, Du bist ganz falsch gemacht. Deine Feinheit ist grob, Dein Glanz ist trübe, Deine Anmuth ist linkisches Wesen. So hättest Du es gemacht haben sollen. Wird er damit nicht übel fahren?"

Er wendete sich mir mit fast zorniger Miene zu, als er aber die heitere Färbung meines Spottes bemerkte, lächelte er ernst. „Sehen Sie sich dieses Gemälde an," sagte er, „und lassen Sie Ihre unehrerbietige Spötterei sein. Idealismus ist das da! Er läßt sich nicht erklären, man muß die Flamme fühlen. Er sagt nichts zur Natur oder zu irgend einem schönen Mädchen, was sie ihm nicht

beide vergeben werden. Er sagt zu dem holden Weibe: Nimm mich an als Deinen künstlerischen Freund, leihe mir Dein schönes Gesicht, vertraue mir, hilf mir, und Deine Augen werden mein halbes Meisterstück sein. Niemand liebt und achtet die reichen Wirklichkeiten der Natur mehr als der Künstler, dessen Phantasie sie liebkost und ihnen schmeichelt. Er weiß, was eine Thatsache werth ist, (ob Raphael das wußte, mögen Sie nach seinem Portrait von Tomaso Inghirami da hinter uns beurtheilen) aber seine Phantasie schwebt über derselben wie Ariel über dem schlafenden Prinzen. Es giebt nur einen Raphael, aber ein Künstler kann dennoch ein Künstler sein. Wie ich gestern Abend sagte, die Tage der Erleuchtung sind verschwunden, Visionen sind selten, wir haben lange zu suchen, ehe wir sie zu sehen bekommen. Aber in Gedanken dürfen wir doch um das Ideal werben, es runden, es glätten, es vervollkommnen. Das Resultat — das Resultat" (hier stockte ihm plötzlich die Stimme, und er heftete seine Augen für einen Augenblick auf das Bild; als sie wieder den meinigen begegneten, standen sie voll Thränen) — „das Resultat mag weniger als das sein, aber es kann doch gut, es kann doch *groß* sein!" rief er mit Heftigkeit. „Es kann in späteren Jahren irgendwo in guter Gesellschaft hängen und das Andenken an den Künstler warm halten. Ach, der Gedanke, der Menschheit in einer Art bekannt zu sein wie diese! Hier zu hängen durch die langsam vergehenden Jahrhunderte vor den Blicken einer veränderten Welt, weiter zu leben und immer weiter in dem Geschick eines Auges und einer Hand, die zum Staub der Zeiten gehören, eine Wonne und ein Gesetz für ferne Geschlechter, die Schönheit zu einer Kraft und die Reinheit zu einem Beispiele zu machen!"

„Verhüte der Himmel!" sagte ich lächelnd, „daß ich

Ihnen den Wind aus den Segeln nehmen sollte; aber fällt Ihnen denn nicht ein, daß Raphael neben dem, daß er stark in seinem Genie war, auch in einem gewissen guten Glauben glücklich war, der uns verloren gegangen ist? Ich kenne Leute, welche leugnen, daß diese fleckenlosen Madonnen irgend etwas mehr als hübsche Blondinen jener Zeit, verklärt durch die raphaelische Pinselführung sind, von der sie erklären, daß sie eine profane Pinselführung ist. Sei dem, wie ihm wolle, die religiösen und ästhetischen Bedürfnisse der Leute gingen damals Hand in Hand, und es war damals, wie ich mich ausdrücken darf, Nachfrage nach sichtbaren und anbetbaren Bildern der seligen Jungfrau, welche der Hand des Künstlers Festigkeit verliehen haben muß. Ich fürchte, daß jetzt keine Nachfrage darnach ist."

Mein Gefährte schien schmerzlich überrascht, ihn fröstelte gleichsam in diesem kalten Hauche der Zweifelsucht. Dann aber schüttelte er den Kopf mit der höchsten Zuversichtlichkeit. „Es ist immer Nachfrage darnach!" rief er. „Jener unaussprechliche Typus ist eins der ewigen Bedürfnisse des Menschenherzens, aber fromme Herzen sehnen sich darnach in Schweigen, beinahe in Scham. Lassen Sie es erscheinen, und dieser Glaube wird tapfer werden. Wie sollte es in dieser verderbten Generation erscheinen? Es kann nicht auf Bestellung gemacht werden. Es konnte allerdings, als die Bestellung mit Posaunenton von den Lippen der Kirche selbst kam und sich an ein Genie richtete, das so voll von Inspiration war, daß es darunter förmlich keuchte. Aber jetzt kann es nur aus dem Boden leidenschaftlicher Arbeit und Pflege entspringen. Bilden Sie sich wirklich ein, daß während von Zeit zu Zeit ein Mann von vollständigem künstlerischen Blick in die Welt geboren wird, jenes Bild untergehen kann? Der Mann, welcher es malt, hat Alles gemalt. Der Gegenstand läßt jede Vervollkommnung zu —

in Form, Farbe, Ausdruck, Composition. Es kann so einfach sein, als es Ihnen beliebt, und doch so reich, so groß und rein und doch so voll von zartempfundenen Einzelheiten. Denken Sie, welche Gelegenheit zu Fleischtönen an dem kleinen nackten sich an sie schmiegenden, Göttlichkeit ausstrahlenden Kinde, welche Gelegenheit zur Drapirung bei dem keuschen und weiten Gewande der Mutter! Denken Sie an die große Geschichte, die Sie in diese einfache Aufgabe zusammendrängen! Denken Sie vor Allem an das Antlitz der Mutter und die unsägliche Fülle dessen, was in ihm liegt, an die Mischung von Freude und Kummer, die es ausdrückt, an die Zärtlichkeit, die sich in Verehrung und die Verehrung, die sich in fernblickendes Mitleid verwandelt! Dann sehen Sie es sich an, wie es in vollkommen schönen Linien, reizenden Farben, Wahrheit und Schönheit und Meisterschaft athmend vor Ihnen steht."

„Anch' io son pittore!" rief ich. „Wenn ich nicht irre, haben Sie ein Meisterstück vor. Wenn Sie das alles hineinlegen, so werden Sie mehr thun, als Raphael selbst. Lassen Sie mich's wissen, wenn Ihr Gemälde vollendet ist, und wo ich auch in der weiten Welt sein mag, sofort werde ich nach Florenz zurückeilen und meine Verbeugung machen vor — der Madonna der Zukunft!"

Er erröthete lebhaft und that einen schweren Seufzer, der halb Protest, halb Resignation war. „Ich gedenke meines Bildes nicht oft mit so vielen Worten," sagte er. „Ich verabscheue diese neumodische Sitte, seine Pläne vorzeitig in die Oeffentlichkeit zu bringen. Ein großes Werk bedarf des Schweigens, der Abgeschiedenheit, selbst des Geheimnisses. Und dann, wissen Sie, sind die Menschen so grausam, so frivol, so unfähig, sich vorzustellen, daß jemand in dieser Zeit den Wunsch hegen könne, eine Madonna zu malen, daß man mich ausgelacht hat — ja ausgelacht hat,

mein Herr.“ Und sein Erröthen wurde zu dunkler Röthe. „Ich weiß nicht, was mich veranlaßt hat, gegen Sie so offen und vertrauensvoll zu sein. Sie sehen aus, als ob Sie nicht über mich lachen würden. Mein lieber junger Herr“ — und er legte mir seine Hand auf den Arm — „ich bin der Achtung werth. Was auch meine Talente sein mögen, ich meine es ehrlich. An reinem Streben oder einem ihm geweihten Leben ist nichts Lächerliches.“

Es lag in seinem Blick und Ton eine so strenge Ehrlichkeit, daß weitere Fragen unschicklich schienen. Ich hatte indeß wiederholt Gelegenheit, sie an ihn zu richten; denn von jetzt an verbrachten wir viel Zeit miteinander. Vierzehn Tage lang trafen wir uns auf Verabredung täglich, um die Sehenswürdigkeiten miteinander in Augenschein zu nehmen. Er kannte die Stadt so gut, er war so oft durch ihre Straßen, Kirchen und Galerieen geschlendert und gewandert, er war so tief eingedrungen in ihre größeren und kleineren Erinnerungen, so erfüllt von dem Geiste des Ortes, daß er das Ideal eines valet de place war und ich mich von Herzen freute, meinen Murray zu Hause lassen und gleichermaßen Thatsachen und Meinungen seinem nie stillstehenden Erklärermunde entnehmen zu können. Er sprach von Florenz wie ein Liebhaber von seiner Geliebten und gestand zu, daß es eine sehr alte Bekanntschaft sei und er beim ersten Blicke schon sein Herz an die Stadt verloren habe. „Es ist im Englischen Gebrauch, von allen Städten als von weiblichen Wesen zu sprechen,“ sagte er, „aber im Allgemeinen ist es ein ungeheuerliches Mißverständniß. Ist die Stadt Florenz von demselben Geschlechte wie Neuyork, wie Chicago? Sie ist das einzige wahre Weib unter ihnen allen, man empfindet ihr gegenüber wie ein Knabe, der eben Jüngling werden will, einem schönen älteren Weibe

gegenüber empfindet, das „eine Geschichte hat". Sie ruft eine Art strebsamer Galanterie hervor."

Diese uninteressirte Leidenschaft schien meinem Freunde die gewöhnlichen gesellschaftlichen Bande zu ersetzen; er führte augenscheinlich ein einsames Leben und kümmerte sich um nichts als um seine Arbeit. Ich fühlte mich ordentlich geschmeichelt, daß er meinem frivolen Ich seine Gunst zugewendet und großmüthig meinem Umgange Stunden geopfert hatte, die ihm kostbar sein mußten. Wir verlebten viele von diesen Stunden unter jenen älteren Gemälden, an denen Florenz so reich ist, indem wir immer und immer wieder mit nie ruhender Theilnahme zurückkehrten, um uns zu fragen, ob diese zarten Blüthen der Kunst nicht einen lebendigen Duft und einen köstlicheren Geschmack hätten als das gereifte in voller Frucht prangende Wissen der späteren Werke. Oft verweilten wir in der Begräbnißkapelle von San Lorenzo und betrachteten Michelangelo's finsterblickenden Krieger, der dort wie ein furchtbarer Genius des Zweifels sitzt und hinter seiner ewigen Maske über die Geheimnisse des Lebens brütet. Wir standen mehr als einmal in der kleinen Klosterzelle, wo Fra Angelico arbeitete, als ob in der That ein Engel seine Hand geführt, und sich jenes Gefühl für zerstreute Thautropfen und morgendliches Vogelgezwitscher erwarb, welches eine Stunde unter seinen Reliquien wie einen Morgenspaziergang in einem Mönchsgarten empfinden läßt. Wir thaten alles das und noch viel mehr — wir wanderten nach dunklen Kapellen, feuchten Höfen und staubigen Palastzimmern, um noch übrig gebliebne Spuren von Fresken und verborgene Schätze von Schnitzwerken aufzusuchen.

Ich gewann mehr und mehr den Eindruck, daß mein Begleiter ganz wunderbar nur für einen einzigen Zweck lebte. Alles gab ihm Anlaß zu einem wild idealistischen

Gefühlserguß oder einer träumerischen Betrachtung. Nichts wurde besehen oder besprochen, was nicht früher oder später mit einer glühenden Rede über das Wahre, das Schöne und das Gute geendigt hätte. Wenn mein Freund kein Genie war, so war er sicher ein Geist, der von einer fixen Idee erfüllt war, und ich empfand in der Beobachtung der seltsamen Lichter und Schatten in seinem Charakter einen Zauber, wie wenn er ein Wesen von einem andern Planeten gewesen wäre. Er schien jedoch sehr wenig von unserm zu wissen und lebte und bewegte sich ganz und gar in seiner eignen engen Kunstsphäre. Ein von der Welt weniger beflecktes Wesen läßt sich unmöglich denken, und oft erschien mir's wie ein Mangel an seinem künstlerischen Charakter, daß er nicht ein paar harmlose Gebrechen hatte. Es ergötzte mich zu Zeiten höchlichst, zu denken, daß er von unserm geriebnen Yankeevolke war, aber am Ende gab es doch kein besseres Zeichen seines amerikanischen Ursprungs als sein hitziges ästhetisches Fieber. Gerade die Hitze seiner Inbrunst war ein Zeichen der Bekehrung, die, welche in europäischen Verhältnissen geboren sind, verstehen es besser, die Begeisterung mit der Behaglichkeit zu versöhnen. Er hatte übrigens die ganze uns angeborne Abneigung gegen Vorsicht im Denken und das uns angeborne Wohlgefallen an klangvollen Superlativen. Als Kritiker war er weit mehr großmüthig als gerecht, und die mildesten Ausdrücke, wenn er etwas lobte, waren „erstaunlich", „vortrefflich" und „unvergleichlich". Die kleine Münze der Bewunderung schien ihm kein Geld, das seine Leute in die Hand nehmen durften, und doch, so offen er in intellectuellen Dingen war, so geheimnißvoll durch und durch blieb er in persönlichen. Seine Geständnisse waren gewissermaßen alle blos halbe Geständnisse, und seine Hindeutungen auf seine Arbeit und seine Verhältnisse ließen etwas Un-

bestimmtes und Zweideutiges im Hintergrunde. Er war bescheiden und stolz und sprach nie von seinen häuslichen Angelegenheiten. Er war augenscheinlich arm, und doch mußte er ein wenig Vermögen haben, das ihn unabhängig hinstellte, da er sich erlauben konnte, sich über die Thatsache lustig zu machen, daß seine Pflege der idealen Schönheit ihm niemals einen Pfennig eingebracht hatte. Seine Armuth war, wie ich vermuthete, der Beweggrund, daß er mich nie in seine Wohnung einlud noch erwähnte, wo sie gelegen sei. Wir trafen uns entweder an einem öffentlichen Orte oder in meinem Gasthofe, wo ich ihn so reichlich bewirthete, als ich konnte, ohne daß es aussah, als werde ich durch Mitleid mit ihm dazu veranlaßt. Er schien immer hungrig zu sein, was seine nächste Annäherung an ein „versöhnendes Gebrechen" war. Ich hatte mir vorgenommen, keine ungebührlichen Fragen an ihn zu richten, aber jedesmal, wenn wir uns trafen, wagte ich eine achtungsvolle Anspielung auf das magnum opus, wie wenn ich mich nach seiner Gesundheit und seinem Gedeihen erkundigen wollte.

„Wir rücken vor mit der Hülfe des Herrn," pflegte er dann mit einem ernsten Lächeln zu sagen. „Wir befinden uns munter. Sehen Sie, ich habe den großen Vortheil, daß ich keine Zeit verlieren kann. Die Stunden, die ich mit Ihnen verbringe, sind reiner Gewinn. Sie wecken Gedanken. Ganz wie die wahrhaft religiöse Seele stets beim Gebet ist, so ist der rechte Künstler stets bei der Arbeit. Er nimmt sich sein Eigenthum, wo er es findet, und lernt überall ein werthvolles Geheimniß kennen, wo ein Gegenstand in's Licht hervortritt. Wenn Sie nur einmal das Entzücken der Betrachtung erführen. Mit jedem Blicke gewinne ich einen Wink in Betreff der Lichteffecte, der Farbe oder des Reliefs. Wenn ich nach Hause

komme, schütte ich meine Schätze in den Schooß meiner Madonna aus. O, ich bin nicht träg. Nulla dies sine linea!"

Ich wurde in Florenz bei einer amerikanischen Dame eingeführt, deren Salon lange Zeit einen Anziehungspunkt gebildet hatte, um den sich die hier wohnenden Fremden vereinigten. Sie wohnte in der vierten Etage und war nicht reich, aber sie bot ihren Besuchern sehr guten Thee, kleine Kuchen nach Belieben und eine Unterhaltung, die nicht leicht Ihresgleichen fand. Ihre Unterhaltung hatte hauptsächlich einen ästhetischen Geschmack; denn Frau Coventry war berühmt als Kunstfreundin. Ihre Gemächer waren eine Art Palast Pitti au petit pied. Sie besaß „alte Meister" zu Dutzenden — eine Gruppe von Peruginos in ihrem Speisezimmer, einen Giotto in ihrem Boudoir, einen Andrea del Sarto über dem Kamin in ihrem Wohnzimmer. Gestützt auf diese Schätze und auf unzählbare Bronzen, Mosaikbilder, Majolica-Schüsseln und kleine wurmstichige schrankthürartige Bilder mit zwei Flügeln, die eckige Heilige auf Goldgrund zeigten, erfreute sich unsere Wirthin der Würde einer Hohenpriesterin der Kunst. Stets trug sie an ihrem Busen eine riesige Copie der Madonna della Seggiola. Als ich eines Abends in der Stille ihr Ohr gewann, fragte ich sie, ob sie wohl jenen merkwürdigen Mann, den Herrn Theobald kenne.

„Ihn kennen!" rief sie aus. „Den armen Theobald kennen! Ganz Florenz kennt ihn, seine feuerfarbnen Locken, seinen schwarzen Sammetrock, seine nie endenden Predigten über das Schöne und seine wunderbare Madonna, die nie ein sterblich Auge gesehen, und die zu erwarten die sterbliche Geduld aufgegeben hat."

„Wirklich," rief ich aus, „Sie glauben nicht an seine Madonna?"

„Mein lieber braver junger Herr," erwiderte meine geriebene Freundin, „er hat Sie also zu sich bekehrt? Nun denn, wir Alle glaubten einmal an ihn, er kam nach Florenz und nahm die Stadt mit Sturm. Allermindestens ein zweiter Raphael war unter den Menschen geboren worden, und das arme liebe Amerika sollte den Nutzen davon haben. Floß ihm nicht genau das Haar Raphaels über die Schultern herab? Es war das Haar, aber ach! nicht der Kopf. Wir verschlangen ihn aber mit Haut und Haar unbesehen, wir hingen an seinen Lippen und verkündeten seine Genialität von den Dächern der Häuser. Die Weiber starben vor Sehnsucht, ihm zu ihren Portraits zu sitzen und unsterblich gemacht zu werden wie Leonardo's Joconde. Wir waren einig darüber, daß sein Wesen viel von dem Leonardo's hatte — es war geheimnißvoll, unerforschlich und von unheimlicher Anziehungskraft. Geheimnißvoll war es sicherlich, Geheimniß war der Anfang und das Ende desselben. So vergingen Monate, und das Wunder wollte nicht losgehen, unser Meister brachte nie sein Meisterstück zum Vorschein. Er verbrachte Stunden in den Galerien und Kirchen, setzte sich in Positur, machte nachdenkliche Gesichter, starrte verzückt auf die Bilder; er sprach mehr wie je vom Schönen, setzte aber nie einen Pinsel auf die Leinwand. Wir hatten gleichsam Alle für die große Vorstellung unsern Beitrag unterschrieben, aber als sie gar nicht kam, fingen die Leute an, sich ihr Geld zurück zu erbitten. Ich war eine von den letzten Getreuen, ich trieb die Ergebenheit sogar so weit, daß ich ihm zu einem Brustbilde saß. Wenn Sie das gräßliche Geschöpf hätten sehen können, das er aus mir machte, so würden Sie zugeben, daß selbst ein Frauenzimmer, das nicht mehr Eitelkeit besitzt, als daß sie sich die Haube gerade bindet, daraufhin hätte kühl werden müssen. Der Mensch kannte vom Zeichnen nicht einmal

das Abc. Seine Stärke lag, wie er vorgab, im Gefühl; aber ist es, wenn ein Maler aus uns eine Vogelscheuche gemacht hat, ein Trost, zu erfahren, daß er's mit besonderem Gusto gethan hat? Eine nach der Andern fielen wir, wie ich gestehe, vom Glauben ab, und Herr Theobald regte nicht einmal den kleinen Finger, um uns sich zu erhalten. Auf die erste Andeutung hin, daß wir des Wartens müde seien, und daß wir es gern sehen würden, wenn die Ausstellung eröffnet würde, war er weg wie ein schnaubender Wind. „Gut Ding will Weile haben, Beschaulichkeit, Abgeschlossenheit, Geheimniß. O, Ihr Kleingläubigen!" sagte er. Wir antworteten, daß wir nicht auf einem großen Werke bestünden, daß die fünfactige Tragödie kommen könne, wenn es ihm passe, daß wir lediglich um etwas, das uns vor dem Gähnen bewahre, um ein nichts kostendes Lüften des Vorhangs um ein paar Zoll gebeten haben wollten. Hierauf nahm der arme Mensch die Stellung des unbegriffenen und verfolgten Genies, der verkannten Seelengröße an und wusch von dieser Stunde an seine Hände in Unschuld vor uns. Nein, ich glaube, er hält mich für das Haupt und Herz der Verschwörung, die gebildet worden ist, um seinen Ruhm in der Knospe zu ersticken — in einer Knospe, die zwanzig Jahre Zeit zum Aufblühen gehabt hat und nicht aufgeblüht ist. Fragen Sie ihn einmal, ob er mich kennt, und er wird Ihnen erzählen, daß ich ein furchtbar häßliches altes Weib bin, das ihm den Untergang geschworen hat, weil er ihr Portrait nicht als Seitenstück zu Titians Flora malen gewollt. Ich glaube, daß er seitdem nur zufällige Anhänger gehabt hat, harmlose Fremde, wie Sie selbst, die ihm auf's Wort glaubten. Der Berg ist noch immer im Kreisen, aber ich habe noch nicht gehört, daß die Maus geboren worden ist. Ich begegne ihm dann und wann einmal in den Galerien, und er heftet seine großen dunkeln Augen

mit sublimer Theilnahmlosigkeit auf mich, als ob ich eine schlechte Copie von Sassoferrato wäre. Es ist jetzt eine lange Zeit her, daß ich hörte, er mache Studien zu einer Madonna, die ein Résumé von allen andern Madonnen der italienischen Schule werden solle — wie jene antike Venus, die sich von dem einen berühmten Bilde eine Nase und von dem andern einen Fußknöchel borgte. Es ist das gewiß eine meisterhafte Idee. Die Theile können sehr schön sein, aber wenn ich an mein unglückseliges Portrait denke, zittere ich für das Ganze. Unter dem feierlichen Versprechen der Geheimhaltung hat er diese überraschende Idee fünfzig auserwählten Geistern, jedermann, den er für fünf Minuten beim Knopfloch festhalten konnte, mitgetheilt. Ich vermuthe, er will einen Auftrag darauf haben, und das ist ihm nicht zu verdenken; denn der Himmel weiß, wovon er lebt."

„Ich sehe Sie erröthen," fuhr meine Wirthin freimüthig fort, „und merke daran, daß auch Sie mit seinem Zutrauen beehrt worden sind. Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen, mein lieber junger Herr, ein Mann von Ihrem Alter ist nicht gerade schlimmer daran, wenn er eine gewisse Portion großmüthiger Leichtgläubigkeit besitzt. Nur erlauben Sie mir, Ihnen ein Wort guten Rathes zu geben: Halten Sie Ihre Leichtgläubigkeit von Ihren Taschen fern. Zahlen Sie nichts für das Bild, bis es abgeliefert ist. Er hat Ihnen noch keinen Blick darauf gestattet, glaub' ich. Das ist Ihren fünfzig Vorgängern im Glauben ebenso gegangen. Es giebt Leute, die bezweifeln, daß überhaupt ein Bild zu sehen ist. Ich bin meinerseits der Meinung, daß, wenn jemand in sein Atelier kommen sollte, er etwas finden würde wie das Gemälde in jener Geschichte von Balzac — eine bloße Masse unzusammenhängender Striche und Kleze, ein Durcheinander von nichtsbedeutenden Farben!"

Ich hörte dieser beißenden Mittheilung mit schweigender Verwunderung zu. Sie hatte einen peinlich plausibeln Grund und verstieß nicht gegen gewisse Verdachtsmomente, die sich schüchtern mir selbst aufgedrängt hatten. Meine Wirthin war eine gescheidte Frau und, wie anzunehmen war, auch eine edeldenkende. Ich beschloß, mein Urtheil ruhen zu lassen, bis weitere Ereignisse ihm zu Hülfe kämen. Möglicherweise hatte sie Recht, aber wenn sie ihm Unrecht that, so war es grausames Unrecht. Ihre Version von den Excentricitäten meines Freundes machte mich ungeduldig, ihn wiederzusehen und ihn im Lichte der öffentlichen Meinung zu prüfen.

Bei unserm nächsten Zusammentreffen fragte ich ihn ohne Verzug, ob er Frau Coventry kenne. Er legte mir die Hand auf den Arm und lächelte mich traurig an. „Hat sie endlich auch Ihre Galanterie zur Steuer herangezogen?“ fragte er. „Sie ist ein thörichtes Frauenzimmer. Sie ist frivol und herzlos, und sie thut, als wäre sie ernsthaft und gutherzig. Sie plappert von Giotto's zweiter Manier und Vittoria Colonna's Verhältniß mit Michael — man sollte denken, Michael wohnte drüben über der Straße, und er würde erwartet, um einen Mitspieler beim Whist abzugeben, — aber sie versteht so wenig von der Kunst und von den Bedingungen des Schaffens, als ich von Buddhismus verstehe. Sie profanirt geheiligte Worte,“ fügte er nach einer Pause heftiger hinzu. „Sie sind ihr nur als ein Mensch von Werth, der Tassen mit Thee weiterreicht, in jenem abscheulich verlognen kleinen Salon bei ihr mit seinem Trödelkram von Peruginos. Wenn Sie ihr nicht aller drei Tage ein neues Bild zusammenfudeln können, so daß sie's unter ihren Gästen herumgehen lassen kann, so sagt sie Ihnen ganz unverblümt, daß Sie ein Betrüger sind.“

Diesen Versuch, die Genauigkeit der Angaben Frau Coventry's zu prüfen, wurde im Lauf eines späten Nachmittagsspazierganges nach der stillen alten Kirche von San Miniato gemacht, die auf einem der Berggipfel liegt, welche die Stadt überschauen, von deren Thor man nach ihr auf einem steinigen und zu beiden Seiten mit Cypressen bepflanzten Pfade gelangt, der ein sehr passender Aufgang zu einem Altar zu sein scheint. Kein Ort ist dem Verweilen und Ausruhen günstiger, als die breite Terrasse vor der Kirche, wo man an die Brustwehr gelehnt in langsamem Herumwandernlassen der Augen von Einem zum Andern seinen Blick von den schwarzen und gelben Marmorquadern der Kirchenfaçade, die von der Zeit gefurcht und zersprungen und vom Winde mit einer eignen zarten Flora besät worden ist, hinunter nach den geschwellten Kuppeln und schlanken Thürmen von Florenz und darüber hinweg nach der blauen Wand des weiten Kessels von Bergen schweifen lassen kann, in dessen Vertiefung dieses Schatzkästchen von einer Stadt gefallen ist.

Ich hatte als Ablenkung von den schmerzlichen Erinnerungen, die Frau Coventry's Name wachgerufen, vorgeschlagen, Theobald solle nächsten Abend mit mir in die Oper gehen, wo ein selten aufgeführtes Stück gegeben werden sollte. Er lehnte ab, wie ich halb und halb erwartet hatte; denn ich hatte beobachtet, daß er sich seine Abende regelmäßig aufhob und nie etwas merken ließ, wie er sie verbringe.

„Sie haben mich vorhin," sagte ich lächelnd, „an jene reizende Rede des Florentiner Malers in Alfred de Mussets Lorenzaccio erinnert: „Ich thue keinem Menschen etwas zu Leide. Ich verbringe meine Tage in meinem Atelier. Sonntags gehe ich in die Annunziata oder in die Santa Maria-Kirche, die Mönche glauben, ich habe eine Stimme. Sie kleiden mich in einen weißen Rock und eine rothe

Mütze, und ich nehme Theil an den Chören, manchmal leiste ich auch ein kleines Solo. Das sind die einzigen Fälle, wo ich in die Oeffentlichkeit komme. Am Abend besuch' ich meine Liebste; wenn die Nacht schön ist, verbringen wir sie auf dem Balkone. Ich weiß nun nicht, ob Sie eine Liebste haben, oder ob sie einen Balkon hat. Aber wenn Sie so glücklich sind, so ist es gewiß besser, als der Versuch, sich von einer Primadonna dritten Ranges bezaubern zu lassen."

Er gab keine unmittelbare Antwort, aber zuletzt wendete er sich mir langsam zu und fragte: „Können Sie ein schönes Weib mit ehrerbietigen Augen ansehen?"

„Wirklich," sagte ich, „ich mache keinen Anspruch darauf, blöde zu sein, aber ich würde bedauern, denken zu müssen, daß ich unverschämt wäre." Und ich fragte ihn, was in aller Welt er meine. Als ich ihm zuletzt versicherte, daß ich's wohl unternehmen könne, Bewunderung mit Achtung zu mildern, theilte er mir mit einer Miene, als ob er mir ein religiöses Geheimniß eröffne, mit, daß es in seiner Macht stehe, mich mit dem schönsten Weibe in Italien bekannt zu machen. „Eine Schönheit mit einer Seele!"

„Auf mein Wort!" rief ich. „Sie sind ja überaus glücklich. Ich werde mit Freuden Zeuge sein von der Verbindung."

„Die Schönheit dieses Weibes," erwiderte er, „ist eine Lehre, eine Moral, ein Gedicht. Sie ist mein tägliches Studium!"

Natürlich verlor ich hiernach keine Zeit, ihn an das zu erinnern, was, bevor wir schieden, die Gestalt eines Versprechens angenommen hatte. „Ich weiß nicht recht, wie, aber es kommt mir vor," hatte er gesagt, „als ob es eine Verletzung des Geheimnisses wäre, mit dem ich immer ihre Schönheit betrachtet habe. Das ist Freundschaft, mein

Freund. Nie habe ich einen Wink von ihrem Dasein fallen lassen. Aber bei zu großer Vertrautheit kommt es mit uns leicht dahin, daß wir den Sinn für den wahren Werth der Dinge verlieren, und sie werden vielleicht ein neues Licht darauf werfen und eine frischere Deutung darbieten."

Wir gingen denn, nachdem wir uns auf Verabredung getroffen, nach einem alten Hause im Herzen von Florenz — der Gegend des Mercato Vecchio — und kletterten auf einer dunkeln steilen Treppe bis hinauf zum obersten Stock des Gebäudes. Theobalds Schöne schien so eifersüchtig den Grenzen des gewöhnlichen Sehvermögens entrückt zu sein wie die Schöne mit den goldnen Haaren in ihrem Stübchen auf der Thurmspitze. Er ging ohne zu klopfen in den dunklen Vorsaal eines kleinen Gemachs und führte mich, indem er eine innere Thür aufstieß, in einen kleinen Salon. Das Zimmer schien niedrig und düster, doch bemerkte ich weiße Vorhänge, die sich im Zuge eines offnen Fensters leicht hin und her bewegten. An einem Tische in der Nähe einer Lampe saß ein schwarzgekleidetes Frauenzimmer, das an einer Stickerei arbeitete. Als Theobald eintrat, blickte sie ruhig auf und lächelte, aber als sie mich sah, machte sie eine Geberde der Ueberraschung und erhob sich mit einer Art stattlicher Anmuth. Theobald ging auf sie zu, ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf in einer Weise, als ob er das schon seit undenklichen Zeiten gethan habe. Als er seinen Kopf beugte, sah sie mich von der Seite an und mich dünkte, daß sie erröthete.

„Sie sehen vor sich die Serafina," sagte Theobald unbefangen, indem er mich durch eine Handbewegung zum Vortreten einlud. „Dies ist ein Freund von mir und ein Liebhaber der Künste," fügte er, mich vorstellend, hinzu. Sie empfing mich mit einem Lächeln, einer Verbeugung und einer Aufforderung, Platz zu nehmen.

Das schönste Weib Italiens war eine Person von kräftig ausgeprägtem italienischen Typus und großer Einfachheit des Benehmens. Als sie sich mit ihrer Stickerei wieder an ihre Lampe gesetzt hatte, schien sie durchaus nichts zu sagen zu haben. Theobald, der sich in einer Art platonischer Verzückung nach ihr hinneigte, richtete mit väterlicher Zärtlichkeit ein Dutzend Fragen in Betreff ihrer Gesundheit, ihrer Gemüthsverfassung, ihrer Beschäftigung und des Fortschritts ihrer Stickerei an sie, die er einer genauen Besichtigung unterzog, und welche er mich zu bewundern aufforderte. Es war ein Theil von einem kirchlichen Gewande, gelber Atlas, auf dem ein kunstvolles Muster von Silber und Gold angebracht war. Sie gab Antwort mit einer vollen tiefen Stimme, aber mit einer Kürze, von der ich nicht wußte, ob ich sie natürlicher Schüchternheit oder dem Zwange zuschreiben sollte, den ihr meine profane Gegenwart auferlegte. Sie war diesen Morgen zur Beichte gewesen, sie war auch auf dem Markte gewesen, und hatte ein Huhn für das Mittagsessen gekauft. Sie befände sich ganz wohl, sie hätte sich über nichts zu beklagen als darüber, daß die Leute, für die sie ihr Gewand mache und die ihr die Materialien dazu lieferten, solche verdorbene Silberfäden in das Gewand des Herrn, wie man sagen könnte, gestickt haben wollten. Von Zeit zu Zeit, während sie langsam ihre Stiche machte, erhob sie ihre Augen und warf mir einen Blick zu, der zuerst nur ruhige Neugier zu bedeuten schien, in dem ich aber, als er wiederholt wurde, das unbestimmte Flimmern eines Versuchs zu bemerken glaubte, auf Kosten unseres Gefährten ein Einverständniß mit mir herzustellen. Inzwischen zog ich, so eingedenk als möglich der Mahnung Theobald's zur Ehrerbietung, die persönlichen Ansprüche der Dame auf

das schöne Compliment, das er ihr gemacht hatte, in Betracht.

Daß sie in der That ein schönes Weib war, bemerkte ich, nachdem ich mich von der Ueberraschung erholt hatte, sie ohne die Frische der Jugend zu finden. Ihre Schönheit war von der Art, die, wenn sie die Jugend verliert, nichts von ihrem wesentlichen Zauber verliert, der sich hier in Form und Bau und, wie Theobald gesagt haben würde, in der „Composition" aussprach. Sie war breit und voll, von niedriger Stirn, großäugig, brünett und bleich. Ihr dichtes braunes Haar hing ihr tief über Wange und Ohr herunter und schien ihren Kopf mit einer Bedeckung zu umhüllen so keusch und steif wie der Schleier einer Nonne. Die Art, wie sie den Kopf hielt und trug, war bewundernswürdig frei und edel und um so wirkungsvoller, als ihre Freiheit in gewissen Augenblicken durch eine leichte demuthsvolle Senkung des Kopfes leise gemildert wurde, die bewundernswürdig mit dem sich immer gleichbleibenden Blicke ihres dunkeln und ruhigen Auges harmonirte. Eine starke, heitere physische Beschaffenheit und das gelassene Temperament, das vom Mangel an Nerven und Kümmernissen kommt, schien dieser Dame behagliches Erbtheil zu sein. Sie war in einfaches mattes Schwarz gekleidet bis auf ein dunkelblaues Tuch, das sie um ihren Busen gefaltet hatte, und das einen Theil ihrer vollen Unterkehle sehen ließ. Ueber diesem Tuche hing ein kleines silbernes Kreuz. Ich bewunderte sie sehr, doch mit reichlichem Vorbehalt. Eine gewisse sanfte geistige Apathie gesellte sich passend zu der ihr eignen Schönheit und hatte sie immer abzurunden und zu bereichern geschienen. Aber diese Egeria des Alltagslebens verrieth doch, wenn ich mir sie recht besah, eine ziemlich ordinäre Stagnation des Gemüthslebens. Es konnte wohl einmal

ein mattes geistiges Licht in ihrem Gesichte gewesen sein, aber es hatte schon lange zu schwinden begonnen. Und überdies fing sie, um es trocken herauszusagen, an, dick zu werden. Meine Enttäuschung kam einer vollständigen Entzauberung sehr nahe, als Theobald, wie wenn er mir meine verstohlene Beobachtung erleichtern wollte, erklärte, daß die Lampe sehr trübe brenne und sie ohne mehr Licht sich die Augen verderben werde, aufstand und ein paar Kerzen von dem Kaminsims holte, die er angezündet auf den Tisch stellte. Bei dieser helleren Erleuchtung bemerkte ich, daß unsre Wirthin entschieden ein ältliches Frauenzimmer war. Sie war weder mager noch verlebt noch grau; sie war einfach plump. Die „Seele", die Theobald mir versprochen, schien kaum werth, daß man von ihr soviel Aufhebens machte, es war kein tieferes Geheimniß als eine Art matronenhafte Milde des Mundes und der Stirn. Ich wäre selbst bereit gewesen, zu erklären, daß jene fromme demuthsvolle Neigung des Hauptes nichts weiter als die Gewohnheit einer Person sei, die stets am Stickrahmen arbeitete. Es kam mir sogar vor, als ob es eine weniger harmlose Bedeutung gehabt hätte; denn trotz der weichen Ruhe ihres Denkvermögens ließ diese stattliche Nadelarbeiterin merken, daß sie die Situation weniger ernst auffaßte als ihr Freund. Als er aufstand, um die Kerzen anzuzünden, sah sie zu mir mit einem schnellen bedeutungsvollen Lächeln herüber und tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn, und als ich mit einem gewissen Gefühl mitleidiger Freundestreue gegen den armen Theobald ein gleichgültiges Gesicht bewahrte, zuckte sie leise mit den Schultern und nahm ihre Arbeit wieder auf.

In welchem Verhältnisse standen diese eigenthümlichen beiden Leute zu einander? War er der feurigste Freund oder der ehrerbietigste der Liebhaber? Betrachtete sie ihn

als einen excentrischen Jüngling, dessen wohlwollende Bewunderung sie gutmüthig zu dulden geneigt war, da es sie ja nicht viel kostete, wenn er in ihr Stübchen heraufgeklettert kam und die Sommerabende mit ihr verplauderte? Mit ihrer züchtigen und dunkelfarbigen Kleidung, ihrem simpeln Ernste und jener schönen Stickerei zu geistlichen Zwecken sah sie wie die fromme Laienschwester eines Nonnenordens aus, die auf besondere Erlaubniß außerhalb ihrer Klostermauern wohnte. Oder wurde sie hier von ihrem Freunde in behaglicher Muße unterhalten, damit er immer den vollkommnen ewigen Typus vor sich habe, unverderbt und unbefleckt von dem Kampfe um das Dasein? Ihre wohlgeformten Hände waren, wie ich bemerkte, weich und weiß, es fehlte ihnen an den Spuren dessen, was man „rechtschaffne Arbeit" nennt.

„Und die Bilder, wie geht's mit denen vorwärts?" fragte sie Theobald nach einer langen Pause.

„Recht schön, recht schön! Ich habe hier einen Freund, dessen Theilnahme und Ermuthigung mir neuen Glauben und Eifer verleiht."

Unsre Wirthin wendete sich zu mir, blickte mich einen Augenblick in ziemlich unbegreiflicher Weise an und sagte dann, indem sie sich mit der Geberde, die sie eine Minute zuvor gebraucht, an die Stirn tippte, in vollkommnem Ernste: „Er hat ein großartiges Genie!"

„Ich bin geneigt, das auch zu glauben," sagte ich lächelnd.

„Ei, warum lächeln Sie?" rief sie. „Wenn Sie daran zweifeln, so müssen Sie den Bambino sehen." Und sie nahm die Lampe und führte mich nach der andern Seite des Zimmers, wo an der Wand in einem einfachen schwarzen Rahmen eine große Zeichnung in rother Kreide hing. Darunter war ein kleines Becken für Weihwasser

angebracht. Die Zeichnung stellte ein sehr kleines Kind vor, das ganz nackt war und sich in das Gewand seiner Mutter halb zurückschmiegte, aber seine Aermchen ausgestreckt hielt, wie wenn es zu segnen im Begriff wäre. Es war mit eigenthümlicher Freiheit und Kraft ausgeführt und schien doch belebt von der heiligen Blüthe der Kindlichkeit. Eine Art grübchengeschmückte Eleganz und Anmuth, die sich mit der Keckheit der Striche verband, erinnerte an die Pinselführung Correggio's. „Solche Sachen kann er machen," sagte meine Wirthin. „Es ist der liebe kleine Knabe, den ich verloren habe. Das Bild sieht aus, als ob er es selbst wäre, und der Signor Teobaldo machte es mir zum Geschenke. Er hat mir auch noch viele andere Dinge gegeben."

Ich besah mir das Bild eine Zeit lang und bewunderte es sehr. Indem ich mich zu Theobald umwendete, versicherte ich ihm, daß, wenn es unter den Zeichnungen der Uffizi aufgehangen und mit einem berühmten Namen versehen würde, seinen eignen behaupten würde. Mein Lob schien ihm außerordentlich viel Freude zu machen. Er drückte mir die Hand, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Es bewog ihn augenscheinlich, sich über die Geschichte des Bildes zu verbreiten; denn er stand auf und nahm von unsrer Gefährtin Abschied, wobei er ihr mit demselben milden Feuer wie vorher die Hand küßte. Es fiel mir ein, daß das Anerbieten eines ähnlichen Beweises der Galanterie von meiner Seite mir helfen würde, kennen zu lernen, was für eine Art Frauenzimmer sie sei. Als sie meine Absicht merkte, zog sie ihre Hand zurück, schlug ernst die Augen nieder und machte mir eine strenge steife Verbeugung. Theobald nahm mich beim Arm und führte mich rasch auf die Straße.

„Und was denken Sie von der göttlichen Serafina?" rief er mit innigem Ausdruck.

„Sie ist gewiß eine gute solide Schönheit," antwortete ich.

Er sah mich einen Augenblick von der Seite an und schien dann eiligst vom Strome seiner Erinnerung fortgerissen zu werden. „Sie sollten die Mutter und das Kind zusammengesehen haben — gesehen, wie ich sie zum ersten Male sah — die Mutter, die ihren Kopf in ein großes Tuch gehüllt hatte und göttliche Traurigkeit auf ihrem Antlitze trug und den Bambino an den Busen gepreßt hatte. Sie würden, denk' ich, gesagt haben, daß hier ein Zufall biete, was mit Raphael in die Schranken hätte treten können. Ich kam eines Sommerabends von einem langen Spaziergang auf dem Lande draußen herein, als ich dieser Erscheinung am Stadtthore begegnete. Das Weib streckte seine Hand aus. Ich wußte kaum, ob ich sagen sollte: Was willst Du? oder ob ich niederfallen und anbeten sollte. Sie bat um ein wenig Geld. Ich sah, daß sie schön und bleich war. Sie konnte soeben aus dem Stalle in Bethlehem gekommen sein. Ich gab ihr Geld und half ihr auf den Weg in die Stadt. Ich hatte ihre Geschichte errathen. Auch sie war eine jungfräuliche Mutter, und man hatte sie in die Welt hinausgestoßen mit ihrer Schande. Ich fühlte in allen meinen Pulsen, daß hier der Gegenstand meiner Sehnsucht in wunderbarer Weise verwirklicht war. Mir war zu Muthe wie einem der alten Klosterkünstler, wenn er ein Gesicht gehabt hatte. Ich rettete die armen Geschöpfe, sprach ihnen Muth ein, beobachtete sie, wie ich ein kostbares Kunstwerk, das reizende Bruchstück eines Frescogemäldes beobachtet haben würde, das ich in einem vermodernden Kreuzgange entdeckt. Nach einem Monat starb das arme kleine Kind, wie wenn es das Pathos von alledem hätte vertiefen und heiligen sollen. Als sie fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, hielt sie ihn mir für zehn

Minuten hin, und ich machte jene Skizze. Sie sehen vermuthlich eine fieberische Hast darin; aber ich wollte dem armen sterbenden Würmchen den Schmerz ersparen, den ihm das Aufsitzen machen mußte. Darauf war mir die Mutter doppelt werth. Sie ist das einfachste, holdeste und natürlichste Geschöpf, das je in diesem wackern alten Land Italien blühte. Sie lebt für das Andenken ihres Kindes, dankbar für die geringfügigen Wohlthaten, die ich ihr habe erweisen können, und hingegeben an ihre einfache Religion. Sie ist sich nicht einmal ihrer Schönheit bewußt, meine Bewunderung hat sie niemals eitel gemacht. Der Himmel weiß, daß ich's ihr nicht verborgen habe. Sie müssen das eigenthümliche Durchscheinen dessen, was sie im Innern bewegte, die reizende Bescheidenheit ihres Blickes bewundert haben. Und gab es je eine solche jungfräuliche Stirn, eine solche von Natur klassische Eleganz in der Welle des Haares und der Wölbung des Vorderhauptes? Ich habe sie studirt, ich darf sagen, daß ich sie kenne. Ich habe sie mehr und mehr in mich aufgenommen, mein Gemüth ist von ihrem Gepräge erfüllt, und ich habe mich entschlossen, jetzt den Eindruck fest zu halten — ich werde sie endlich einladen, mir zu sitzen."

„Endlich — endlich!" wiederholte ich in großem Erstaunen. „Wollen Sie damit sagen, daß sie das bis jetzt noch nie gethan hat?

„Ich habe wirklich — ich habe sie wirklich mir noch nicht sitzen lassen," sagte Theobald, indem er sehr langsam sprach. „Wissen Sie, ich habe mir Notizen gemacht — ich habe meinen großen Grundeindruck gewonnen. Das ist die Hauptsache. Aber ich habe sie in der That noch nicht als drapirtes, gehörig gestelltes und beleuchtetes Modell vor meiner Staffelei gehabt."

Was für den Augenblick aus meiner Auffassung der

Dinge und meinem Takt geworden war, weiß ich nicht zu sagen. Da sie mir abhanden gekommen waren, so war ich unfähig, einen jähen Ausruf zurückzudrängen. Ich war bestimmt, ihn zu bereuen. Wir waren bei einer Wendung der Straße unter einer Lampe stehen geblieben. „Mein armer Freund," rief ich aus, indem ich ihm meine Hand auf die Schulter legte, „Sie haben Ihre Zeit vertrödelt! Sie ist ein altes Weib geworden — zu alt für eine Madonna!"

Es war, wie wenn ich ihm einen brutalen Schlag versetzt hätte. Nie werde ich den langen, langsam kommenden, fast entsetzlichen Blick vergessen, mit dem sein Schmerz mir antwortete. „Meine Zeit vertrödelt — alt — alt!" stammelte er. „Scherzen Sie?"

„Je nun, mein lieber Junge, vermuthlich halten Sie das Frauenzimmer nicht für zwanzig Jahre alt?"

Er holte tief Athem und lehnte sich an ein Haus, indem er mich mit fragenden, protestirenden, vorwurfsvollen Augen anblickte. Zuletzt ging er weiter, indem er krampfhaft nach meinem Arme griff. „Antworten Sie mir allen Ernstes, kommt sie Ihnen wirklich alt vor? Ist sie runzelig, ist sie verblichen, bin ich blind?"

Jetzt endlich begriff ich die Unermeßlichkeit seiner Täuschung, wie eins nach dem andern die schweigenden Jahre wie die Ebbe dahingegangen waren und ihn hinter sich in zauberbestrickter Unthätigkeit fortbrüten und ein immer aufgeschobnes Werk immer vorbereiten sehen hatten. Es erschien mir fast ein Gebot der Menschenliebe, ihm jetzt die einfache nackte Wahrheit zu sagen.

„Ich möchte nicht gern sagen, daß Sie blind seien," antwortete ich. „Aber ich denke, Sie täuschen sich. Sie haben Zeit verloren in unthätiger Beschaulichkeit. Ihre Freundin war einst jung und frisch und jungfräulich, aber

ich behaupte, das war vor Jahren. Sie hat immer noch de beaux restes. Um des Himmels willen, lassen Sie sie sich sitzen!" Ich hielt erschrocken inne, sein Gesicht war zu gräßlich voll Vorwürfe.

Er nahm seinen Hut ab und blieb stehen, um sich mechanisch mit dem Taschentuch über das Gesicht zu fahren. „De beaux restes? Ich danke Ihnen, daß Sie mir's nicht in unsrer Sprache sagen. Ich muß also meine Madonna aus de beaux restes zusammenstellen? Was für ein Meisterwerk sie sein wird? Alt — alt — alt!" murmelte er.

„Sorgen Sie sich nicht um ihr Alter," rief ich, empört über das, was ich angerichtet hatte, „kümmern Sie sich nicht um den Eindruck, den sie auf mich gemacht hat. Sie haben Ihr Gedächtniß, Ihre Notizen, Ihr Genie. Vollenden Sie Ihr Bild in einem Monate. Ich preise es im Voraus als ein Meisterwerk, und ich biete Ihnen hiermit dafür jede Summe an, die Sie zu verlangen belieben."

Er starrte mich an, schien mich aber kaum zu verstehen. „Alt! — alt!" fuhr er fort, stumpfsinnig zu wiederholen. „Wenn sie alt ist — was bin ich dann? Wenn ihre Schönheit verblichen ist, wo — wo ist dann meine Kraft hin? Ist das Leben ein Traum gewesen? Habe ich sie zu lange angebetet — habe ich zu tief geliebt?"

Der Zauber war in Wahrheit gebrochen. Daß die Saite der Illusion durch meine leichte zufällige Berührung zerrissen war, zeigte, wie sehr sie durch übermäßige Spannung geschwächt worden. Das Gefühl des armen Menschen, seine Zeit vergeudet, seine Gelegenheit verschwinden sehen zu haben, schien sich in Wogen voll Dunkelheit gegen seine Seele heranzuwälzen. Plötzlich ließ er den Kopf sinken und brach in Thränen aus.

Ich führte ihn mit aller möglichen zarten Rücksicht heimwärts, aber ich versuchte weder seinen Kummer zu

ſtillen und ſeinen Gleichmuth wieder herzuſtellen, noch die harte Wahrheit ungeſagt zu machen. Als wir mein Hotel erreichten, verſuchte ich ihn zum Mithereinkommen zu bewegen. „Wir wollen auf die Vollendung der Madonna ein Glas Wein trinken," ſagte ich lächelnd.

Mit einer heftigen Anſtrengung richtete er ſeinen Kopf auf, ſann einen Augenblick mit einer furchtbar düſtern Stirn nach und rief dann, indem er mir die Hand gab: „Ich werde ſie in einem Monat vollenden. Nein, in vierzehn Tagen! Am Ende habe ich ſie ja hier!" Und er tippte ſich an die Stirn. „Natürlich iſt ſie alt! Sie kann ſich's gefallen laſſen, daß man es von ihr ſagt — ein Weib, das mir zwanzig Jahre hat vergehen laſſen, als ob es zwölf Monate wären! Alt! — alt! — ja, mein Herr, ſie ſoll in Ewigkeit leben!"

Ich wünſchte ihn ſicher bis an ſeine Thür gelangen zu ſehen; aber er winkte mir, zurückzubleiben, und ging in entſchloſſner Haltung pfeifend und ſeinen Stock ſchwingend von dannen. Ich wartete einen Augenblick und folgte ihm dann in einiger Entfernung, bis ich ſah, daß er ſich anſchickte, über die Santa Trinita-Brücke zu gehen. Als er die Mitte erreichte, blieb er plötzlich ſtehen, als ob ſeine Kraft ihn verlaſſen hätte, und lehnte ſich über die Bruſtwehr, indem er auf den Fluß hinunterblickte. Ich ſorgte, daß ich ihn im Auge behielt, ich geſtehe, daß ich zehn ſehr nervenangreifende Minuten verlebte. Er erholte ſich zuletzt und ging langſam und mit hängendem Kopfe weiter.

Daß ich wirklich den armen Theobald zu einem kühneren Gebrauch ſeiner lange aufgeſpeicherten Vorräthe von Wiſſen und Geſchmack, zu dem vulgären Verſuch und Wagniß des Producirens angetrieben, ſchien zuerſt ein genügender Erklärungsgrund ſeines fortgeſetzten Schweigens und Wegbleibens zu ſein. Als aber Tag auf Tag folgte, ohne daß

er vorsprach oder mir eine Zeile schickte, und ohne daß ich ihm auf seinen gewohnten Gängen, in den Galerien, der San Lorenzo-Kapelle oder beim Herumschlendern zwischen dem Arnoufer und der großen grünen Heckenwand begegnete, die an dem Fahrweg nach der Cascine den holden Insassen von Barouche und Phaeton ein so anmuthiges Relief giebt, — als ich länger als eine Woche weder Kunde von ihm erhielt, noch ihn zu Gesichte begam, bekann ich zu fürchten, daß ich ihn verhängnißvoll verletzt, und daß ich statt seinem Talente einen heilsamen Antrieb zu geben, es brutal gelähmt habe. Ich hegte den quälenden Verdacht, daß ich ihn krank gemacht habe. Mein Aufenthalt in Florenz neigte sich dem Ende zu, und es war von Wichtigkeit, daß ich mich vor Fortsetzung meiner Reise nach der Wahrheit erkundigte. Theobald hatte bis zuletzt seine Wohnung geheim gehalten, und ich wußte durchaus nicht, wo ich mich nach ihm umsehen sollte. Der einfachste Weg war Nachfrage bei der Schönheit des Mercato Vecchio, und ich gestehe, daß unbefriedigte Neugier in Betreff der Dame selbst mir ebenso sehr dazu rieth. Vielleicht hatte ich ihr Unrecht gethan, und sie war so unsterblich frisch und hold, wie er sie aufgefaßt hatte. Jedenfalls war ich begierig, noch einmal die reife Zauberin zu sehen, die ihm zwanzig Jahre wie zwölf Monate hatte vergehen lassen.

Ich begab mich infolge dessen eines Morgens nach ihrer Wohnung, kletterte die unendliche Treppe hinauf und erreichte ihre Thür. Sie stand weit offen, und als ich zögerte, ob ich eintreten sollte, kam eine kleine Dienstmagd klappernd mit einem leeren Kessel heraus, als ob sie gerade ein schmackhaftes Geschäft besorgt hätte. Auch die innere Thür war offen, und so ging ich über den kleinen Vorsaal und trat in das Zimmer, in dem ich früher empfangen worden war. Es hatte nicht das Aussehen wie an jenem

Abend. Der Tisch, oder ein Ende desselben war zu einem späten Frühstücke gedeckt, und vor ihm saß ein Herr — oder wenigstens ein Individuum männlichen Geschlechts — und ließ einem Beefsteak mit Zwiebeln und einer Flasche Wein Gerechtigkeit widerfahren. An seiner Seite hatte in freundlicher Nähe die Dame vom Hause Platz genommen. Mit der einen Hand hielt sie in ihrem Schooße einen Teller dampfender Maccaroni, mit der andern hatte sie einen der baumelnden Fäden dieses saftigen Gerichts hoch in die Luft gehoben, um ihn sanft in ihre weitgeöffnete Kehle hinabgleiten zu lassen. Auf dem ungedeckten Ende des Tisches standen ihrem Gefährten gegenüber in einer Reihe ein halb Dutzend kleine Statuen von einer schnupftabakfarbnen Substanz, die wie Terracotta aussah. Er schwang sein Messer mit Eifer und verbreitete sich, wie es schien, über deren Vorzüge.

Offenbar verdunkelte ich die Thür. Meine Wirthin ließ ihre Maccaroni-Schlange fallen — das heißt in ihren Mund — und erhob sich hastig mit einem groben Ausruf und einem rothen Gesichte. Ich bemerkte sofort, daß Signora Serafina's Geheimniß sogar wissenswürdiger war, als ich vermuthet, und daß der Weg, es zu erfahren, der war, daß man es für eingestanden hinnahm. Ich suchte mein bestes Italienisch hervor, ich lächelte und verbeugte mich und bat um Verzeihung für meine Zudringlichkeit, und in einem Augenblicke hatte ich, wenn ich die Aufgeregtheit der Dame nicht beschwichtigt hatte, wenigstens ihre Vorsicht aufgeweckt. Ich wäre willkommen, sagte sie, ich müßte mich setzen. Dies wäre ein andrer Freund von ihr — auch ein Künstler, erklärte sie mit einem Lächeln, das beinahe liebenswürdig war. Ihr Gefährte wischte sich den Schnurrbart und verbeugte sich mit großer Höflichkeit. Ich sah auf den ersten Blick, daß er der Gelegenheit gewachsen

war. Es war anzunehmen, daß er der Verfertiger der Statuetten auf dem Tische war, und er kannte einen geldverthuenden Forestiere, sobald er ihn nur sah. Er war ein kleiner sehniger Mann mit einer gescheidten, keck emporstehenden Nase, stechenden schwarzen Aeuglein und gewichsten Schnurrbartspitzen. Auf dem Kopfe trug er auf die Seite gesetzt munter ein dunkelrothes Sammetkäppchen, und ich bemerkte, daß seine Füße in farbenprächtigen Pantoffeln steckten. Als Serafina mit Würde bemerkte, daß ich der Freund Herrn Theobalds sei, brach er in jenes phantastische Französisch aus, mit welchem die Italiener so beharrlich um sich werfen, und erklärte mit Eifer, daß Herr Theobald ein großartiges Genie sei.

„Das weiß ich wahrhaftig nicht," erwiderte ich achselzuckend. „Wenn Sie in der Lage sind, es bestimmt behaupten zu können, so sind Sie besser daran als ich. Ich habe von seiner Hand nichts gesehen, als den Bambino dort, der allerdings schön ist."

Er erklärte, daß der Bambino ein Meisterwerk sei, ein reiner Correggio. Es wäre nur Schade, fügte er mit schlauem Lächeln hinzu, daß die Skizze nicht auf ein gutes Stück altes wurmstichiges Holz gemacht worden. Die stattliche Serafina protestirte hierauf, indem sie sagte, Herr Theobald wäre durch und durch eine ehrliche Seele, die sich nie zu einer Täuschung hergeben würde. „Ich habe kein Urtheil über Genies," sagte sie, „und ich verstehe nichts von Bildern. Ich bin nur ein armes alleinstehendes Frauenzimmer, aber ich weiß, daß der Signor Teobaldo das Herz eines Engels und die Tugend eines Heiligen besitzt. Er ist mein Wohlthäter," setzte sie mit entschiednem Tone hinzu. Das Nachglühen des etwas unheilverkündenden Erröthens, mit dem sie mich begrüßt hatte, verweilte noch auf ihrer Wange und war vielleicht ihrer Schönheit nicht

günſtig. Ich konnte es nur für eine weiſe Gewohnheit Theobalds halten, wenn er ſie nur bei Kerzenlicht beſuchte. Sie war von grobem Kaliber, und ihr armer Anbeter war ein Poet.

„Ich habe die größte Achtung für ihn," ſagte ich, „und aus dieſem Grunde bin ich beunruhigt, ihn ſeit zehn Tagen nicht geſehen zu haben. Haben Sie ihn geſehen? Er iſt vielleicht krank?"

„Krank? Das verhüte der Himmel!" rief Serafina mit aufrichtiger Heftigkeit.

Ihr Gefährte ſtieß einen haſtigen Ausruf aus und tadelte ſie, daß ſie ihm keinen Beſuch gemacht habe. Sie zögerte einen Augenblick mit ihrer Antwort, dann lächelte ſie geziert und ſpielte die Tugendſtolze. „Er macht mir wohl Beſuche," ſagte ſie, „ohne daß darin etwas Tadelnswerthes läge. Aber mit mir würde es nicht Daſſelbe ſein, wenn ich zu ihm gehen wollte, wenn ſchon man ihn beinahe einen Heiligen nennen könnte."

„Er empfindet die größte Bewunderung für Sie," ſagte ich. „Er würde ſich durch Ihren Beſuch geehrt gefühlt haben."

Sie ſah mich einen Augenblick ſcharf an, dann ſagte ſie: „Mehr Bewunderung als Sie. Geben Sie das nur zu."

Natürlich beſtritt ich das mit aller mir zu Gebote ſtehenden Beredſamkeit, und meine geheimnißvolle Wirthin geſtand dann, daß ſie bei meinem früheren Beſuche kein Gefallen an mir gefunden, und daß ſie, als Theobald nicht wiedergekommen, geglaubt habe, ich habe ſeine Seele gegen ſie vergiftet. Es würde das kein Freundſchaftsdienſt für den armen Herrn ſein, das kann ich Ihnen ſagen," bemerkte ſie. „Seit Jahren hat er mir jeden Abend ſeinen Beſuch gemacht. 's iſt eine alte Freundſchaft. Niemand kennt ihn ſo gut wie ich."

„Ich mache keinen Anspruch darauf, ihn zu kennen oder ihn zu verstehen," sagte ich. „Er ist ein Räthsel. Dennoch scheint er mir ein wenig —" Und ich tippte mich an die Stirn und schwenkte meine Hand in der Luft.

Serafina sah einen Augenblick ihren Gefährten an, als ob er ihr einhelfen sollte. Er begnügte sich damit, die Achseln zu zucken, als er sein Glas wieder füllte. Die Padrona ließ mir hierauf ein sanfter einschmeichelndes Lächeln zukommen, als man auf einer so offenherzigen Stirn erblühen zu sehen für wahrscheinlich hätte halten sollen. „Gerade deshalb bin ich ihm gut!" sagte sie. „Die Welt hat so wenig Freundlichkeit für solche Leute. Sie lacht über sie, verachtet sie und betrügt sie. Er ist zu gut für dieses gottlose Leben. Er bildet sich ein, hier oben in meinem armen Stübchen ein kleines Paradies zu finden. Was kann ich dafür, daß er so denkt? Er hat den wunderlichen Glauben — ich sollte mich wirklich schämen, Ihnen so 'was zu erzählen — daß ich — der Himmel verzeih mir die Sünde! — der seligen Jungfrau gliche. Ich lasse ihn denken, was ihm beliebt, so lange es ihn glücklich macht. Er war einmal sehr gütig gegen mich, und ich bin Keine von der Art, die das vergißt. So empfange ich ihn alle Abende artig und frage noch seiner Gesundheit und lasse mich von ihm bald von dieser bald von jener Seite besehen. Was das betrifft, so kann ich ohne Eitelkeit sagen, daß ich einst des Besehens werth war. Und er ist nicht immer amusant, der arme Mann! Manchmal sitzt er Stunden lang da, ohne ein Wort zu sprechen, oder er redet auch, ohne Halt zu machen, drauf los über Kunst und Natur, Schönheit und Pflicht und fünfzig andere schöne Sachen, die für mich gerade so viel sind, als ob er Lateinisch spräche. Ich bitte Sie, anzunehmen, daß er zu mir nie auch nur ein Wort gesagt hat, dem ich als sittsame Person nicht hätte

zuhören können. Er mag ein bischen verschroben sein, aber er ist einer von den Heiligen."

„Ei!" rief der Mann, „die Heiligen waren alle ein bischen verschroben!"

Serafina ließ, wie mich dünkte, einen Theil ihrer Geschichte unerzählt, aber sie erzählte genug davon, um die Angaben des armen Theobald in ihrer erhabnen Einfalt tiefrührend erscheinen zu lassen. „Es ist ein seltsames Schicksal," fuhr sie fort, „einen solchen Freund zu haben wie diesen lieben Mann — einen Freund, der weniger als ein Liebhaber und mehr als ein Freund ist."

Ich blickte ihren Gefährten an, der ein undurchdringliches Lächeln bewahrte, die Enden seines Schnurrbarts drehte und einen reichlich bemessnen Bissen verschlang. War er vielleicht weniger als ein Liebhaber?

„Aber was wollen Sie?" fuhr Serafina fort. „In dieser schlimmen Welt muß man nicht zu viele Fragen thun; man muß nehmen, was da kommt, und behalten, was man hat. Ich habe meinen guten Freund zwanzig Jahre behalten, und ich hoffe wirklich, Signore, daß Sie heute nicht gekommen sind, um ihn mir abwendig zu machen."

Ich versicherte ihr, daß ich keine derartige Absicht hätte, und daß ich es sehr bedauern würde, wenn ich Herrn Theobald's Gewohnheiten und Ueberzeugungen stören sollte. Ich wäre im Gegentheil seinethalben beunruhigt und wollte augenblicklich gehen, um ihn aufzusuchen. Sie gab wir seine Adresse und einen blumenreichen Bericht über ihre Leiden wegen seines Nichterscheinens. Sie wäre aus verschiedenen Gründen nicht zu ihm gegangen, hauptsächlich aber, weil sie geglaubt, es werde ihm mißfallen, da er seine Wohnung stets so geheim gehalten habe.

„Sie hätten ja diesen Herrn schicken können," wagte ich anzudeuten.

„Ah!" rief der Herr, „er bewundert die Signora Serafina, aber er würde mich nicht bewundern." Und dann setzte er, den Finger an der Nase wie im Vertrauen hinzu: „Er ist ein Purist."

Ich war im Begriffe, mich zurückzuziehen, nachdem ich versprochen, Signora Serafina von dem Befinden meines Freundes in Kenntniß zu setzen, als ihr Gefährte, der vom Tische aufgestanden und augenscheinlich seine Lenden für den Angriff gegürtet hatte, mich sanft beim Arme ergriff und mich vor die Reihe der Statuetten führte.

„Ich merke aus Ihrer Unterhaltung, Signore," sagte er, „daß Sie ein Gönner der Künste sind. Erlauben Sie, daß ich mir Ihre ehrenwerthe Aufmerksamkeit für diese bescheidenen Erzeugnisse meiner eignen Erfindungsgabe erbitte. Sie sind nagelneu, frisch aus meinem Atelier und sind noch nie öffentlich ausgestellt gewesen. Ich habe sie hierhergebracht, um den Ausspruch dieser lieben Dame zu empfangen, die, so sehr sie auch thun mag, als ob das Gegentheil der Fall wäre, ein gutes Urtheil besitzt. Ich bin der Erfinder dieses eigenthümlichen Statuettenstyls — von Gegenstand, Manier, Material, kurz Allem miteinander. Greifen Sie sie an, nehmen Sie sie aus einer Hand in die andere, Sie brauchen keine Furcht zu haben. So zart sie auch aussehen, es ist unmöglich, daß sie zerbrechen. Meine verschiedenen Schöpfungen haben großen Erfolg gehabt, sie werden namentlich von Amerikanern bewundert. Ich habe sie über ganz Europa verschickt — nach London, Paris, Wien. Sie können einige kleine Exemplare in Paris auf den Boulevards in einem Laden bemerkt haben, dessen Specialität sie bilden. Es stehen immer eine Menge Leute vor dem Fenster. Sie bilden einen sehr gefälligen

Schmuck für den Kaminsims eines lustigen Junggesellen, für das Boudoir einer hübschen Frau. Sie könnten jemandem, mit dem Sie einen harmlosen Spaß auszutauschen wünschen, kein hübscheres Geschenk machen. Es ist natürlich nicht classische Kunst, Signore: aber unter uns gesagt, ist die classische Kunst nicht bisweilen langweilig? Die Karrikatur, die Burleske, la charge, wie die Franzosen sagen, hat sich bisher auf das Papier, auf Feder und Bleistift beschränkt. Nun aber habe ich den Einfall gehabt, sie auch in die Bildhauerei einzuführen. Zu diesem Zwecke habe ich eine besondere plastische Mischung erfunden, die Sie mir nicht zu verrathen erlauben wollen. Das ist mein Geheimniß, Signore! Es ist, wie Sie bemerken, so leicht wie Kork und doch so fest wie Alabaster. Ich gestehe offen, daß ich mir auf diesen kleinen Griff chemischer Erfindungsgabe soviel zu Gute thue, als auf das andere neue Element in meinen Schöpfungen — die Typen. Was sagen Sie zu meinen Typen, Signore? Die Idee ist kühn, fällt sie Ihnen nicht auch als eine glückliche auf? Katzen und Affen — Affen und Katzen. — Da haben wir das ganze menschliche Leben! Ich meine natürlich das menschliche Leben mit dem Auge eines Satirikers betrachtet. Die Sculptur mit der Satire zu verbinden, Signore, ist mein noch nicht dagewesenes Streben gewesen. Ich schmeichle mir, daß es mir nicht gerade ungewöhnlich mißlungen ist."

Als dieser muntere Juvenal vom Kaminsims diese überzeugende Ansprache hielt, nahm er seine kleinen Gruppen eine nach der andern vom Tische, hielt sie in die Höhe, wendete sie um, klopfte mit den Knöcheln daran und blickte sie liebevoll mit auf die Seite gelegtem Kopfe an. Sie bestanden jede aus einer Katze und einem Affen, die phantastisch drapirt und in eine abgeschmackt empfindsame Ver-

bindung miteinander gebracht waren. Sie zeigten eine gewisse Gleichartigkeit des Motivs und illustrirten vorzüglich die verschiedenen Phasen dessen, was man in gewählter Sprache Galanterie und Coquetterie nennen kann. Aber sie waren überraschend geschickt gemacht und ausdrucksvoll, sie waren vollkommene Katzen und Affen und doch zugleich vollkommen naturgetreue Männlein und Weiblein. Dennoch muß ich gestehen, daß sie mir kein Vergnügen machten. Ich war ohne Zweifel nicht in der Stimmung, mich an ihnen zu erfreuen; denn sie kamen mir eigenthümlich cynisch und gemein vor. Die gelungene Nachahmung, deren Product sie waren, war empörend. Wie ich einen Seitenblick auf den selbstzufriednen kleinen Künstler warf, der sie zwischen Zeigefinger und Daumen tanzen ließ und sie mit verliebtem Auge liebkoste, kam es mir vor, als ob er selbst nicht viel mehr als ein ausnehmend intelligenter Affe sei. Ich zeigte indeß ein bewunderndes Grinsen, und er stürmte von Neuem auf mich ein.

„Meine Figuren," sagte er, „sind dem Leben abgelauscht. Ich habe eine kleine Menagerie von Affen, deren lustiges Treiben ich Stundenlang bewundere. Was die Katzen betrifft, so braucht man blos aus seinem Hinterfenster hinauszublicken. Seit ich diese ausdrucksvollen Thierchen zu betrachten begonnen habe, habe ich viele tiefe Beobachtungen gemacht. Indem ich zu einem Manne von Imagination spreche, Signore, darf ich sagen, daß meine kleinen Entwürfe nicht ohne eine ihnen selbst innewohnende Philosophie sind. Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob die Katzen und Affen uns nachahmen, oder ob wir es sind, die sie nachahmen."

Ich wünschte ihm Glück zu seiner Philosophie, und er fuhr fort: „Sie werden mir die Ehre anthun, zuzugestehn, daß ich meine Gegenstände mit Zartgefühl behandelt habe.

Ei, das war auch nöthig, Signore. Ich bin frei verfahren, aber nicht zu frei, he, nicht wahr? Nur eine Andeutung, verstehen Sie. Sie können so viel oder so wenig darin sehen, als Ihnen beliebt. Diese kleinen Gruppen sind indeß nicht das Maß für meine Erfindungsgabe. Wenn Sie mir die Gunst erweisen wollen, in meinem Arbeitszimmer vorzusprechen, so denke ich, daß Sie zugeben werden, daß meine Combinationen wirklich unbegrenzt sind. Ich führe auch Figuren auf Bestellung aus. Sie haben vielleicht irgend ein kleines Motiv — die Frucht Ihrer Lebensphilosophie, Signore — die Sie gern interpretirt sähen. Ich kann versprechen, es zu Ihrer Zufriedenheit auszuführen, es soll so boshaft werden, als Sie belieben. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Karte präsentire und Ihnen bemerke, daß meine Preise mäßig sind. Nur sechzig Franken für eine Gruppe wie diese da. Meine Statuetten sind so dauerhaft als Bronze — aere perennius, Signore — und, unter uns gesagt, wie mich dünkt, viel amusanter."

Als ich seine Karte einsteckte, warf ich einen Blick auf Madonna Serafina, indem ich mich fragte, ob sie ein Auge für Contraste habe. Sie hatte eins von den kleinen Paaren aufgehoben und stäubte es zärtlich mit einem Federwisch ab.

Was ich soeben gesehen und gehört, hatte mein mitleidsvolles Interesse an meinem bethörten Freunde so vertieft, daß ich mich kurz verabschiedete und mich geraden Weges nach dem mir von jenem merkwürdigen Weibe bezeichneten Hause begab. Es befand sich in einem obscuren Winkel der entgegengesetzten Seite der Stadt und hatte ein düsteres und schmutziges Aussehen. Eine alte Frau, die an der Thür stand, führte mich hinein, indem sie einen Segensspruch murmelte und ihre Erleichterung ausdrückte, daß der arme Herr einen Freund habe. Seine Wohnung

schien aus einem einzigen Zimmer zu bestehen, das sich im Dachgeschoß des Hauses befand. Da ich auf mein Klopfen keine Antwort bekam, so öffnete ich die Thür, indem ich vermuthete, er sei abwesend. Es gab mir daher einen gewissen Stoß, als ich ihn hülflos und stumpf dasitzen sah. Er saß vor dem einzigen Fenster des Stübchens, das Gesicht einer Staffelei zugekehrt, die eine große aufgespannte Leinwand trug. Als ich eintrat, sah er mich mit ausdruckslosen Blicken an, ohne seine Stellung zu verändern, welche die einer gänzlichen Abspannung und Niedergeschlagenheit war. Seine Arme hatte er locker übereinandergeschlagen, seine Beine vor sich ausgestreckt, sein Kopf hing ihm auf die Brust herab. Indem ich weiter in das Zimmer hineinschritt, bemerkte ich, daß sein Gesicht lebhaft seiner Haltung entsprach. Es war bleich, hager und unrasirt, und sein mattes, eingesunknes Auge starrte mich an ohne einen Funken der Wiedererkennung. Ich hatte die Befürchtung gehegt, er werde mich mit zornigen Vorwürfen empfangen, als den grausam dienstbereiten Gönner, der seinen Frieden in Bitterkeit verwandelt, und es fiel mir ein Stein vom Herzen, als ich fand, daß mein Erscheinen keinen sichtbaren Verdruß bei ihm erweckte.

„Kennen Sie mich nicht?“ fragte ich, als ich ihm die Hand hinstreckte. „Haben Sie mich schon vergessen?“

Er gab keine Antwort, verblieb stumpfsinnig in seiner Stellung und überließ mir die verwunderte Betrachtung des Gemaches. Schäbig, schmutzig, nackt, enthielt es außer dem elenden Bette nur die dürftigste Vorsorge für persönliche Bequemlichkeit. Es war zugleich Schlafstube und Atelier — ein grimmes Gespenst von einem Atelier. Ein paar bestäubte Abgüsse und Kupferstiche an den Wänden, drei oder vier alte Rahmen mit darauf gespannter Leinwand, die mit der Vorderseite an die Wand gelehnt waren, und

ein abgegriffener Farbenkasten bildeten mit der am Fenster stehenden Staffelei die Summe seines Zubehörs. Der Ort roch entsetzlich nach Armuth. Sein einziger Reichthum war das Bild auf der Staffelei, wie anzunehmen, die berühmte Madonna.

Da dieses von der Thür abgewendet war, konnte ich seine Vorderseite nicht sehen, aber endlich ging ich, des öden Elendes des Ortes überdrüssig geworden, hinter Theobald, begierig zu sehen, was die Leinwand enthielt, und zugleich von zarter Theilnahme bewegt. Ich kann kaum sagen, daß ich über das, was ich sah, erstaunt war — eine Leinwand, die eine bloße leere Fläche vorstellte, welche im Laufe der Zeit zersprungen und mißfarbig geworden war.

Also das war sein unsterbliches Werk! Obwohl ich nicht überrascht war, gestehe ich doch, daß ich mächtig bewegt war, und ich glaube, daß ich fünf Minuten lang nicht im Stande gewesen wäre, zu sprechen. Endlich wirkte meine schweigende Nähe auf ihn, er regte sich und wendete sich um, und dann erhob er sich und sah mich mit einem langsam aufleuchtenden Auge an. Ich murmelte ein paar freundliche nichtssagende Worte, daß er krank wäre und Rath und Pflege nöthig hätte, aber er schien ganz von der Bemühung in Anspruch genommen, sich genau das zurückzurufen, was zuletzt zwischen uns vorgefallen war.

„Sie hatten Recht," sagte er mit einem mitleidigen Lächeln. „Ich habe meine Zeit vertrödelt! Ich habe es zu nichts gebracht! Ich werde in dieser Welt nichts mehr leisten. Sie öffneten mir die Augen, und obwohl die Wahrheit bitter ist, grolle ich Ihnen nicht. Amen! Ich habe hier eine Woche gesessen, Angesicht zu Angesicht der Wahrheit gegenüber, der Vergangenheit, meiner Schwäche, Armuth und Nichtigkeit gegenüber. Ich werde nie wieder einen Pinsel anrühren. Ich glaube, ich habe weder gegessen

noch geschlafen. Sehen Sie sich diese Leinwand an," fuhr er fort, als ich meiner Bewegung durch die dringende Bitte, mitzukommen und mit mir zu speisen, Luft machte. „Das sollte mein Meisterwerk enthalten. Ist es nicht ein Grund, der viel verspricht? Die Elemente dazu sind alle hier." Und er tippte sich vor die Stirn mit der geheimnißvollen Zuversicht, welche diese Geberde früher bezeichnet hatte. „Wenn ich sie nur in ein Gehirn übertragen könnte, welches die Hand, den Willen hätte. Seit ich hier gesessen und die Gedanken gemustert habe, die meine Seele erfüllen, bin ich zu dem Glauben gekommen, daß ich das Material zu hundert Meisterwerken in mir trage. Aber meine Hand ist jetzt gelähmt, und sie werden nie gemalt werden. Ich habe nie angefangen. Ich wartete und wartete, um würdiger zu sein zum Beginnen, und vergeudete mein Leben mit Vorbereitung. Während ich glaubte, meine Schöpfung wachse, starb sie. Ich habe es viel zu genau genommen. Michelangelo machte es nicht so, als er an den Lorenzo ging. Er wagte sich daran und that sein Bestes, und sein Wagniß ist unsterblich. Das ist meine Leistung!" Und er zeigte mit einer Geberde, die ich nie vergessen werde, auf die leere Leinwand. „Ich vermuthe, wir sind im Plane der Vorsehung eine Sorte Menschen für sich — wir Talente, die nicht handeln können, die nicht arbeiten und wagen können. Wir geben es uns in Reden, in Plänen und Vorsätzen, in Studium und Vision aus. Aber unsere Visionen, das lassen Sie mich Ihnen sagen," rief er, den Kopf zurückwerfend aus, „sind von glänzender Art, und jemand, der die Dinge gesehen hat, die ich gesehen habe, hat nicht umsonst gelebt. Natürlich werden Sie nicht an sie glauben, wenn dieses Stück wurmzerfressene Leinwand Alles ist, was ich für sie anzuführen habe; aber um Sie zu überzeugen, um die Welt zu bezaubern und in Staunen

zu versetzen, brauche ich nur die Hand Raphaels. Sein Gehirn habe ich. Schade, daß Sie nicht seine Bescheidenheit haben, werden Sie sagen. Ach, lassen Sie mich jetzt schwatzen. Es ist Alles, was mir geblieben ist. Ich bin die eine Hälfte eines Genies. Wo in der weiten Welt ist meine andere Hälfte? Sie wohnt vielleicht in der vulgären Seele, den schlauen, stets bereiten Fingern irgend eines stumpfsinnigen Copirers oder eines trivialen handwerksmäßigen Sudlers, der seine leicht hergestellten Pinselwunder dutzendweise liefert. Aber es ziemt mir nicht, ein spöttisches Gesicht über ihn zu machen, er thut wenigstens etwas. Er ist kein Zeitvergeuder! Wie gut wäre es für mich gewesen, wenn ich gemein und rührig und dreist gewesen wäre, wenn ich meine Augen hätte schließen und meinen Schlag hätte machen können."

Was dem armen Menschen zu sagen, was für ihn zu thun sei, schien schwer zu entscheiden. Ich fühlte vor Allem, daß der Bann seiner jetzigen Unthätigkeit gebrochen und daß er aus der unheimlichen Atmosphäre des kleinen Stübchens weggeschafft werden mußte, welches ein Atelier zu nennen eine so grausame Ironie zu sein schien. Ich kann nicht sagen, daß ich ihn überredete, mit mir auszugehen, er ließ sich einfach wegführen, und als wir in der offnen Luft zu gehen begannen, konnte ich seine bejammernswerth geschwächte Körperbeschaffenheit ermessen. Demungeachtet schien er in einer gewissen Weise wieder aufzuleben, und zuletzt murmelte er, daß er Lust hätte, nach der Galerie im Palast Pitti zu gehen. Nie werde ich unsern melancholischen Gang durch diese prunkvollen Hallen vergessen, wo jedes Bild an den Wänden selbst vor meinen von Mitgefühl beeinflußten Augen von einer Art insolentem Neu- und Frischwerden von Kraft und Glanz zu erglühen

schien. Die Augen und Lippen der großen Portraits schienen in unaussprechlichem Hohn über den niedergeschlagnen Nebenbuhler zu lächeln, der davon geträumt, es ihren triumphirenden Urhebern gleichthun zu können; selbst die himmlische Aufrichtigkeit der Madonna auf dem Stuhl hatte, als wir in vollkommnem Schweigen vor ihr verweilten, einen Anflug von der unheimlichen Ironie der Weiber Leonardo's. In der That bezeichnete unsern Gang vollständiges Stillschweigen — das Schweigen eines tiefempfundenen Lebewohls; denn ich fühlte, als Theobald, auf meinen Arm gelehnt, langsam einen Fuß hinter dem andern herschleppte, in allen meinen Pulsen, daß er seinem letzten Stündlein entgegensah.

Als wir herauskamen, war er so erschöpft, daß ich, statt ihn mit in mein Hotel zum Essen zu nehmen, einen Wagen herbeirief und mit ihm geradewegs nach seiner eignen ärmlichen Wohnung fuhr. Er war in eine außerordentliche Lethargie versunken, er lehnte sich mit geschlossenen Augen bleich wie der Tod im Wagen zurück, und seine schwachen Athemzüge wurden bisweilen durch ein plötzliches Schnappen unterbrochen, das wie ein ersticktes Schluchzen oder ein vergeblicher Versuch zu sprechen klang. Unter dem Beistande der alten Frau, die mich vorher eingelassen hatte, und die jetzt aus einem dunkeln Hinterhofe hervortauchte, gelang es mir, ihn die lange steile Treppe hinaufzuführen und ihn auf sein elendes Bett zu legen. Ihrer Pflege übergab ich ihn, während ich mich in aller Eile daran machte, einen Arzt zu suchen. Aber sie folgte mir aus dem Zimmer mit mitleidig gefalteten Händen.

„Der arme, liebe, unglückliche Herr," murmelte sie, „liegt er im Sterben?"

„Möglicherweise. Wie lange befindet er sich in diesem Zustande?"

„Seit einer Nacht, die er vor zehn Tagen verbrachte. Ich kam am Morgen herauf, um ihm sein armes Bett zu machen, und fand ihn, wie er in seinen Kleidern vor der großen Leinwand saß, die er dort verwahrt. Der arme, liebe, sonderbare Mann, er richtet seine Gebete an sie. Er war nicht zu Bett gewesen und ist seitdem gar nicht wieder zu Bett gegangen. Was ist mit ihm vorgegangen? Hat er das mit der Serafina herausgekriegt?" flüsterte sie mit glitzerndem Auge und zahnlosem Grinsen.

„Zeigen Sie wenigstens, daß ein altes Weib treu sein kann," sagte ich, „und wachen Sie bei ihm, bis ich zurückkomme."

Meine Rückkehr wurde durch die Abwesenheit des englischen Arztes verzögert, der soeben eine Reihe von Krankenbesuchen machte, und den ich vergeblich von Haus zu Haus verfolgte, bis ich ihn endlich einholte. Ich brachte ihn nicht zu bald an Theobalds Bett. Ein heftiges Fieber hatte unsern Patienten ergriffen, und der Fall war offenbar ein ernster. Ein paar Stunden später wußte ich, daß er an einer Gehirnentzündung litt.

Von diesem Augenblicke an war ich fortwährend bei ihm, aber ich bin weit davon entfernt, seine Krankheit beschreiben zu wollen. Außerordentlich schmerzlich anzusehen, war sie glücklicherweise kurz. Langsam brannte das Leben in Delirien aus. Eine gewisse Nacht, die ich an seinem Kopfkissen verbrachte, indem ich seinen wilden Ausbrüchen der Reue, des Aufstrebens, des Entzückens und der staunenden Ehrfurcht vor den gespenstischen Bildern zuhörte, von denen sein Gehirn jetzt zu wimmeln schien, tritt mir noch jetzt vor die Erinnerung wie ein verstreutes Blatt aus einer verloren gegangnen meisterhaften Tragödie.

Ehe eine Woche vorüber war, hatten wir ihn auf dem

kleinen protestantischen Friedhofe am Wege nach Fiesole begraben. Die Signora Serafina, die ich von seiner Krankheit hatte benachrichtigen lassen, war, wie man mir sagte, persönlich erschienen, um sich nach dem Fortgange derselben zu erkundigen; aber sie fehlte bei seiner Beerdigung, der nur eine kleine Zahl von Leidtragenden beiwohnte. Ein halb Dutzend Fremde, die schon lange in Florenz ihren Sitz hatten, hatten trotz der langen Entfremdung, die seinem Tode vorangegangen war, den gutherzigen Antrieb gefühlt, sein Grab zu ehren. Unter denselben war auch meine Freundin, Frau Coventry, die ich bei meinem Weggehen an ihrem Wagenschlage vor dem Thore zum Friedhofe warten sah.

„Nun," sagte sie, indem sie zuletzt der Feierlichkeit, mit der wir uns beim ersten Zusammentreffen begrüßten, durch ein bedeutsames Lächeln ein Ende machen wollte, „und die große Madonna? Haben Sie sie endlich gesehen?"

„Ich habe sie gesehen," sagte ich. „Sie ist mein geworden — durch Vermächtniß. Aber ich werde sie Ihnen niemals zeigen."

„Und warum nicht, bitte?"

„Meine liebe Frau, Sie würden sie nicht verstehen!"

„Na, auf mein Wort, das nenn' ich artig sein!"

„Entschuldigen Sie mich; ich bin traurig und verdrießlich und bitter!" Und mit dieser tadelnswürdigen Grobheit ging ich meiner Wege.

Ich wünschte mit außerordentlicher Ungeduld, Florenz zu verlassen. Der düstre Geist meines Freundes schien über alle Dinge ausgegossen. Ich hatte meinen Koffer gepackt, um diese Nacht nach Rom aufzubrechen, und durchschritt in der Zwischenzeit, um meine Unruhe zu beschwichtigen, ziellos die Straßen. Der Zufall führte mich zuletzt nach der Kirche von San Lorenzo. Indem ich mich an die Aeußerung

des armen Theobald über Michelangelo erinnerte: „Er wagte es und that sein Bestes", ging ich hinein und wendete mich der Kapelle mit den Grüften zu. Indem ich in Traurigkeit die Traurigkeit ihrer unsterblichen Schätze betrachtete, war mir, als ich so dastand, zu Muthe, als ob der Anblick keines weitern Commentars bedürfe. Als ich wieder durch die Kirche ging, um mich zu entfernen, begegnete mir eine Frau, die sich von einem der Seitenaltäre abgewendet hatte, Gesicht zu Gesicht. Der von ihrem Kopfe herabhängende Shawl drapirte malerisch das hübsche Gesicht der Madonna Serafina. Sie blieb, als sie mich erkannte, stehen, und ich sah, daß sie mit mir zu sprechen wünschte. Ihr Auge glänzte, und ihr voller Busen hob sich in einer Weise, die eine gewisse Schärfe des Vorwurfs zu verkünden schien, den ich zu erwarten hatte. Aber der Ausdruck meines eignen Gesichts benahm, wie es schien, ihrem Verdrusse den Stachel, und sie redete mich in einem Tone an, in welchem die Bitterkeit durch eine gewisse trotzige Resignation gemildert war.

„Ich weiß," sagte sie, „daß Sie es gewesen sind, der uns getrennt hat. Es ist ein Elend, daß er Sie jemals zu mir gebracht hat, damit Sie mich sähen. Natürlich konnten Sie von mir nicht denken, wie er dachte. Nun denn, der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen. Ich habe soeben eine neuntägige Messe für seine Seele bezahlt. Und ich kann Ihnen das sagen, Signore, ich habe ihn nie hintergangen. Wer setzte es ihm in den Kopf, daß ich geschaffen wäre, von heiligen Gedanken und schönen Redensarten zu leben? Es war seine eigne Phantasie, und es gefiel ihm so zu denken. — Hatte er viel zu leiden?" fügte sie nach einer Pause milder hinzu.

„Seine Leiden waren groß, aber sie währten nur kurze Zeit."

„Und sprach er von mir?“ Sie hatte gezögert und die Augen niedergeschlagen. Sie erhob sie mit dieser Frage und offenbarte in ihrer dunklen Ruhe einen Strahl weiblichen Zutrauens, der für den Augenblick ihre Schönheit wieder aufleben ließ und verklärte. Armer Theobald! Welchen Namen er auch seiner Leidenschaft gegeben hatte, immer waren es doch ihre schönen Augen, die ihn bezaubert hatten.

„Beruhigen Sie sich, Madame,“ antwortete ich ernst.

Sie senkte ihre Augen nieder und schwieg. Dann hauchte sie, indem sie ihren Shawl um sich festzog, einen vollen tiefen Seufzer aus und sagte: „Er war ein herrliches Genie!“

Ich verbeugte mich, und wir trennten uns.

Indem ich auf meinem Wege nach dem Gasthofe zurück eine enge Seitengasse passirte, bemerkte ich über einer Thür ein Schild, welches ich, wie mir schien, schon vorher einmal gelesen hatte. Plötzlich erinnerte ich mich, daß seine Aufschrift mit dem Inhalt der Karte identisch war, die ich eine Stunde in meiner Westentasche mit mir herumgetragen hatte. Auf der Schwelle stand der erfindungsreiche Künstler, dessen Ansprüche auf die Gunst des Publicums auf diese Weise genau bezeichnet waren, rauchte eine Pfeife in der Abendluft und gab einer seiner unnachahmlichen „Combinationen“ mit einem Stück Lappen die schließliche Politur. Ich wurde das ausdrucksvolle Geringel von ein paar Schwänzen gewahr. Er erkannte mich wieder, zog sein rothes Mützchen mit einem höchst dienstwilligen Bückling und winkte mir, in sein Atelier zu treten. Ich erwiderte seine Verbeugung und ging, verdrießlich über die Erscheinung, weiter. Eine Woche nachher war mir's jedesmal wenn ich unter den Trümmern des siegreichen Rom von einer besonders schmerzlichen Erinnerung

an Theobalds überschwängliche Illusionen und sein klägliches Mißgeschick ergriffen wurde, als hörte ich ein phantastisches impertinentes Gemurmel: „Katzen und Affen, Affen und Katzen — da haben wir das ganze menschliche Leben!“

Der Roman von gewissen alten Kleidern.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte in der Provinz Massachusetts eine verwittwete Frau von Stande, die Mutter von drei Kindern. Ihr Name thut nicht viel zur Sache — ich werde mir die Freiheit nehmen, sie Frau Willoughby zu nennen — ein Name, der wie ihr eigner von höchst vornehmem Klange ist. Sie war nach etwa sechsjähriger Ehe Wittwe geworden und hatte sich nun ganz der Sorge für ihre Nachkommenschaft gewidmet. Diese jungen Leute wuchsen in einer Weise auf, die ihren Eifer belohnte und ihre liebsten Hoffnungen befriedigte. Das erstgeborne der Kinder war ein Sohn, den sie nach seinem Vater Bernard genannt hatte. Die andern waren Töchter, die der Geburt nach drei Jahre auseinander waren. Ein gutes Aussehen war in der Familie herkömmlich, und dieses jugendliche Trio sah nicht darnach aus, als ob es das Herkommen erlöschen lassen wollte. Der Knabe hatte jene lichtblonden Haare, jene röthliche Gesichtsfarbe und jenen athletischen Bau, die in jenen Tagen, wie in den unsrigen, das Zeichen echten englischen Blutes waren. Er war ein offenherziger, gutmüthiger junger Bursch, ein gehorsamer Sohn, ein Bruder, der tapfer für seine Schwestern eintrat, und ein getreuer Freund. Begabt jedoch war er

nicht, der Witz der Familie war hauptsächlich seinen Schwestern zugefallen. Herr Willoughby war ein großer Liebhaber von Shakespear gewesen, zu einer Zeit, wo diese Neigung mehr Liberalität des Geschmacks als heutzutage einschloß, und in einer bürgerlichen Gesellschaft, wo es vielen Muthes bedurfte, um selbst abgeschlossen von der Welt dem Drama seine Gunst zuzuwenden, und er hatte seiner Bewunderung des großen Poeten dadurch Ausdruck zu geben gewünscht, daß er seine Töchter nach Personen seiner Lieblingsstücke benannte. Der älteren hatte er den romantischen Namen Viola gegeben, und der jüngeren den ernsteren Namen Perdita, zum Andenken an ein kleines Mädchen zwischen ihnen, welches nur ein paar Wochen gelebt hatte.

Als Bernard Willoughby sein sechzehntes Jahr erreichte, machte seine Mutter gute Miene zum bösen Spiel und schickte sich an, die letzte Bitte ihres Mannes auszuführen. Dies war das ernste Verlangen gewesen, daß sein Sohn in passendem Alter nach England gesandt werde, um seine Erziehung auf der Universität Oxford zu vollenden, die einst der Sitz seiner eignen Studien gewesen war. Frau Willoughby war der Meinung, daß der Knabe auf beiden Hemisphären nicht Seinesgleichen fände, aber sie hatte die Unterwürfigkeit der Ehefrauen der alten Zeit. Sie verschluckte ihr Schluchzen, machte ihrem Knaben den Koffer und seine einfache provinzmäßige Ausstattung zurecht und schickte ihn auf seinen Weg über die Meere. Bernard wurde in das College seines Vaters aufgenommen und verbrachte fünf Jahre in England. Er erwarb sich dort keine großen Ehren, hatte aber ungeheuer viel Vergnügen und zog sich keine Schande zu. Als er die Universität verließ, machte er die herkömmliche Reise nach Frankreich. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre bestieg er ein Schiff, um nach Hause zurückzukehren, wobei er die Meinung mit-

nahm, er werde in dem armen kleinen Neuengland (Neuengland war in diesen Tagen sehr klein) einen ganz unerträglichen Wohnplatz finden. Aber es hatte sich wie in Herrn Bernards Meinungen auch in der Heimath Veränderungen vollzogen. Er fand das Haus seiner Mutter ganz wohnlich und sah seine Schwestern zu zwei sehr reizenden jungen Damen mit allen Fertigkeiten und anmuthigen Eigenschaften der jungen Frauen Britanniens sowie mit einer gewissen heimischen sanften Barschheit und Wildheit herangewachsen, die, wenn sie nicht zu den Fertigkeiten gezählt werden durfte, sicher wenigstens eine anmuthige Eigenschaft mehr war.

Bernard versicherte seiner Mutter unter vier Augen, daß seine Schwestern sich in jeder Beziehung den gentilsten jungen Frauen in England an die Seite stellen könnten, worauf die arme Frau Willoughby, wie wir mit Bestimmtheit annehmen können, sie den Kopf hochhalten hieß. Das war Bernards Meinung, und das war, nur in zehnfach stärkerem Grade, auch die Meinung des Herrn Arthur Lloyd. Dieser Herr war, wie ich hinzuzufügen mich beeile, ein Universitätsfreund Herrn Bernards, ein junger Mann von achtbarer Familie, einem hübschen Aeußern und einem netten Vermögen, welches letztere Zubehör er in diesem Lande in Handelsgeschäften anzulegen vorhatte. Er und Bernard waren warme Freunde, sie waren zusammen über den Ocean gesegelt, und der junge Amerikaner hatte keine Zeit verloren, ihn im Hause seiner Mutter vorzustellen, wo er einen ganz ebenso guten Eindruck gemacht hatte, als der war, den er empfangen, und von dem ich soeben eine Andeutung gemacht habe.

Die beiden Schwestern waren zu dieser Zeit in aller Frische ihrer Jugendblüthe, wobei jede selbstverständlich diesen natürlichen Brillantenschmuck in der Weise trug, die

ihr am besten stand. Sie waren sich ebenso unähnlich in ihrer äußern Erscheinung als in ihrem Charakter. Viola, die ältere — jetzt in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre — war hochgewachsen und blond, sie hatte ruhige graue Augen und kastanienbraune Flechten — eine sehr schwache Aehnlichkeit mit der Viola in Shakespears Lustspiel, die ich mir (mit Erlaubniß des Lesers) als eine Brünette vorstelle, und die ein schmächtiges luftiges Wesen voll der sanftesten und feinsten Gemüthsregungen ist. Fräulein Willoughby mit ihrem hellfarbigen Teint, ihren schönen Armen, ihrem majestätischen Wuchse und ihrer langsamen Sprechweise war nicht für Abenteuer geschaffen. Sie würde niemals die Jacke und Hose eines Mannes angezogen haben, und da sie in der That eine sehr dralle Schönheit war, ist es vielleicht gut, daß sie das nicht wollte. Auch Perdita hätte die holde Melancholie ihres Namens recht wohl mit etwas vertauschen können, was mehr im Einklange mit ihrem Aeußern und ihrer Gemüthsart gestanden hätte. Sie war von Kindesbeinen auf ein Geschöpf voll Lachen und Lustigkeit gewesen, und soweit davon entfernt, jemand auf eine Antwort auf seine Rede warten zu lassen (wie ihre hübsche Schwester gewohnt war, indem sie einen mit ihren etwas kalten grauen Augen anblickte), daß sie einem gewöhnlich unter einem Dutzend die Wahl ließ, die ihr aus den aufeinanderfolgenden Gliedern seiner Behauptung zuflossen, bevor man mit derselben nur zu Ende gekommen war.

Die jungen Mädchen freuten sich sehr, ihren Bruder einmal wieder zu sehen, aber sie sahen sich auch vollständig in der Lage, etwas von Wohlwollen für den Freund ihres Bruders übrig zu behalten. Unter den jungen Leuten, ihren Freunden und Nachbarn, der belle jeunesse der Colonie, befanden sich eine Menge vortreffliche Burschen, mehrere ihnen sehr ergebene Jünglinge und drei oder vier,

die sich des Rufes erfreuten, alle Welt zu bezaubern und zu erobern. Aber die hausbacknen Künste und die etwas lärmende Galanterie dieser rechtschaffnen jungen Colonisten wurden von dem guten Aussehen, den schönen Kleidern, der bis aufs Pünktchen feinen Artigkeit, der vollkommenen Eleganz und dem unermeßlichen Wissen des Herrn Arthur Lloyd völlig in den Schatten gestellt. Er war in Wirklichkeit nicht der Mustermensch, er war ein rechtlicher, entschlossener, aufgeweckter junger Mann, reich an Pfund Sterling, an Gesundheit und Aussichten auf ein behagliches Leben, wozu noch sein kleines Kapital noch nicht begebner Liebesgefühle kam. Aber er war ein Mann von Stande, er hatte ein hübsches Gesicht, er hatte studirt und Reisen gemacht, er sprach französisch, er spielte die Flöte, und er las mit großem Geschmack Verse vor. Es gab ein Dutzend Gründe, die Fräulein Willoughby und ihre Schwester fortan wählerisch beim Aussuchen ihrer männlichen Bekanntschaften zu verfahren geboten. Die Einbildungskraft des Weibes paßt sich vorzüglich den verschiedenen kleinen Herkömmlichkeiten und Geheimnissen der feinen Gesellschaft an. Das Geplauder des Herrn Lloyd erzählte unsern kleinen neuenglischen Jungfern ungeheuer viel mehr von den Mitteln und Wegen der Modewelt in den europäischen Großstädten, als er irgend wie beabsichtigte. Es war entzückend, dabei zu sitzen und ihn und Bernard sich über die feinen Leute und die schönen Dinge unterhalten zu hören, die sie gesehen hatten. Nach dem Thee pflegten sie sich alle um das Feuer in dem kleinen Salon mit den getäfelten Wänden zu sammeln — das Getäfel war beiläufig damals ganz unschuldig an jeder Absicht, malerisch zu sein oder irgend etwas Anderes zu sein in der That als sparsam, indem es die Ausgaben für gestempelte Tapeten und Behänge ersparte — und die jungen Leute pflegten sich dann über

dem Zotteltepich am Kamin an dieses oder jenes oder auch ein anderes Abenteuer zu erinnern. Viola und Perdita würden oft gern ihre Ohren dafür gegeben haben, wenn sie genau hätten erfahren können, was für ein Abenteuer es gewesen und wo sich's begeben und wer dabei mitgethan und was die Damen dabei angehabt hätten; aber in jenen Tagen erwartete man von einem wohlerzognen jungen Frauenzimmer nicht, daß sie sich aus eignem Antriebe in das Gespräch mische oder viele Fragen thue, und die armen Mädchen pflegten daher mit immer aufflattern wollender, aber verhaltner Fragseligkeit hinter der trägeren oder discreteren Neugier ihrer Mutter zu sitzen.

Daß sie beide sehr hübsche Mädchen waren, hatte Arthur Lloyd bald entdeckt, aber es kostete ihm einige Zeit, sich über die beiderseitige Vertheilung ihrer Reize klar zu werden. Er hatte ein starkes Gefühl — eine Gemüthsregung von viel zu angenehmer Natur, um als Ahnung bezeichnet werden zu können —, daß er bestimmt sei, eine von ihnen zu heirathen; doch war er noch nicht im Stande, einer den Vorzug zu geben, und für solch einen Abschluß der Dinge war's doch sicher unerläßlich, daß er einer den Vorzug gab, insofern Lloyd ein viel zu galanter Bursch war, seine Wahl durch das Loos bestimmen und sich um das himmlische Gefühl betrügen zu lassen, sich zu verlieben. Er beschloß, die Dinge leicht zu nehmen und sein Herz sprechen zu lassen. Inzwischen lebte er mit den Leuten auf einem sehr angenehmen Fuße. Frau Willoughby legte eine würdevolle Gleichgültigkeit gegen seine „Absichten" an den Tag, die gleichweit entfernt von Sorglosigkeit in Betreff der Ehre ihrer Töchter wie von jener widerwärtigen Hast war, mit der manche Mütter junge Leute dahin zu bringen bestrebt sind, daß sie sich binden, einem Bestreben, dem er in seiner Eigenschaft als ein junger Mann von Vermögen

bei den verehrlichen Damen seiner heimathlichen Inseln nur zu oft begegnet war. Was Bernard betrifft, so war Alles, was er verlangte, daß sein Freund seine Schwestern wie seine eignen behandele, und was endlich die armen Mädchen selbst angeht, so beobachteten sie, wie sehr die eine oder die andere auch insgeheim sich darnach gesehnt haben mag, das Monopol der Aufmerksamkeiten Herrn Lloyds zu besitzen, eine sehr sittsame, bescheidene und gelassene Haltung.

Gegeneinander indessen waren sie etwas mehr in der Offensive. Sie waren gute schwesterliche Freundinnen, zwischen denen der Samen der Eifersucht mehr als einen Tag brauchte, um zu sprossen und Frucht zu tragen; aber die jungen Mädchen fühlten, daß dieser Samen an dem Tage gesät worden war, wo Herr Lloyd in das Haus kam. Jede entschloß sich, wenn sie bei Seite gesetzt werden sollte, ihren Gram schweigend zu tragen und niemand etwas davon merken zu lassen; denn wenn ihre Herzen auch viel Liebe besaßen, so hatten sie auch viel Stolz. Aber jede von beiden betete im Stillen, daß ihr die Herrlichkeit zufallen möge. Sie bedurften sehr viel Geduld, Selbstbeherrschung und Verstellungsgabe. In jenen Tagen konnte ein junges Mädchen von guter Erziehung keinerlei Annäherungsversuche machen und kaum darauf eingehen, wenn deren gemacht wurden. Man erwartete, daß sie still säßen und ihre Augen auf den Teppich richteten, um den mystischen Punkt zu beobachten, auf den das Taschentuch fallen möchte. Der arme Arthur Lloyd war genöthigt, seine Werbung in dem kleinen getäfelten Salon vor den Augen der Frau Willoughby, ihres Sohnes und seiner voraussichtlichen Schwägerin vorzunehmen. Aber Jugend und Liebe sind so schlau, daß hundert Zeichen und Winke hin und her gehen konnten, ohne daß eines der drei Paar Augen sie auf ihrem Wege entdeckte. Die jungen Mädchen hatten beide nur eine

Stube und sie schliefen in einem und demselben Bette, und lange Stunden hintereinander befanden sie sich unter gegenseitiger unmittelbarer Beobachtung. Doch brachte der Umstand, daß jede wußte, sie werde beobachtet, nicht die geringste Veränderung in den kleinen Diensten hervor, die sie einander erwiesen, und ebenso wenig war dies in Betreff der häuslichen Pflichten der Fall, die sie gemeinschaftlich erfüllten. Keine von beiden wankte oder zuckte vor den schweigenden Batterien der Augen ihrer Schwester. Die einzige sichtbare Veränderung in ihren Gewohnheiten bestand darin, daß sie sich einander weniger als früher zu sagen hatten. Es war unmöglich, über Herrn Lloyd zu sprechen, und es war lächerlich, über etwas Anderes zu sprechen. Auf stillschweigendes Uebereinkommen hin begannen sie all ihren gewähltesten Putz zu tragen und solche kleine Werkzeuge der Gefallsucht anzuwenden, wie sie unbezweifelbare Sittsamkeit in Gestalt von Bändern, Schleifen und Falbeln zuließ. In derselben unausgesprochnen Weise stellten sie auch ein aufrichtiges Einvernehmen in Betreff dieser zarten Angelegenheiten her.

„Ist's wohl so besser?" pflegte Viola zu fragen, wenn sie eine Bandschleife an ihren Busen steckte und sich von ihrem Spiegel ihrer Schwester zuwendete.

Perdita pflegte dann ernst von ihrer Arbeit aufzublicken und die Decoration zu prüfen. „Ich glaube, Du thätest besser, wenn Du noch eine Schleife hinzufügtest," pflegte sie mit großer Feierlichkeit zu sagen, indem sie ihre Schwester scharf mit Augen ansah, die zu sagen schienen: „Na, auf Ehre!"

So stocherten und putzten sie in einem weg an ihren Unterröcken herum, preßten ihre Musselinkleider in Falbeln und verwendeten Waschwässer und Salben und Verschönerungsmittel, wie einst die Damen im Haushalte des

Landpredigers von Wakefield. Und so vergingen drei oder vier Monate, es wurde Mittwinter, und noch immer wußte Viola, daß, wenn Perdita sich nicht größerer Dinge zu rühmen hätte als sie selbst, von ihrer Rivalität nicht viel zu fürchten war. Aber Perdita, die reizende Perdita, fühlte jetzt, daß ihr Geheimniß inzwischen zehnmal werthvoller geworden war als das ihrer Schwester.

Eines Nachmittags saß Fräulein Willoughby allein vor ihrem Ankleidespiegel und kämmte ihr langes Haar. Es wurde zu dunkel, um noch sehen zu können. Sie zündete die beiden Kerzen in ihren Tüllen am Rahmen ihres Spiegels an und ging dann nach dem Fenster, um ihre Vorhänge zuzuziehen. Es war ein grauer Decemberabend, die Landschaft war leer und öde, und am Himmel hingen schwere Schneewolken. Am Ende des langen Gartens, auf welchen ihr Fenster hinausging, war eine Mauer mit einem Pförtchen, das sich auf eine Feldgasse öffnete. Die Thür stand weit offen, wie sie in der zunehmenden Dunkelheit undeutlich sehen konnte, und bewegte sich langsam hin und her, wie wenn jemand draußen auf der Feldgasse sie schwänge. Es war ohne Zweifel ein Dienstmädchen. Aber als sie eben den Vorhang fallen lassen wollte, sah Viola ihre Schwester in den Garten hereinschreiten und eilig den Pfad nach dem Hause einschlagen. Sie ließ den Vorhang bis auf ein kleines Guckloch für ihre Augen fallen. Als Perdita den Pfad herankam, schien sie etwas an ihrer Hand zu untersuchen, indem sie es dicht unter ihre Augen hielt. Als sie das Haus erreichte, blickte sie den Gegenstand mit Innigkeit an und drückte ihn an ihre Lippen.

Die arme Viola kehrte langsam auf ihren Stuhl zurück und setzte sich vor ihren Spiegel, in welchem sie, wenn sie wenigstens zerstreut hineingesehen hätte, bemerkt haben würde, daß ihre hübschen Gesichtszüge traurig durch Eifer-

sucht entstellt waren. Einen Augenblick nachher öffnete sich die Thür hinter ihr, und ihre Schwester kam außer Athem und mit Wangen, die von der kalten Luft glühten, in das Zimmer herein.

Perdita fuhr zusammen. „Ah!“ sagte sie, „ich dachte, Du wärst bei der Mutter.“ Die Damen wollten in eine Theegesellschaft gehen, und bei solchen Gelegenheiten war es Gewohnheit, daß eins der jungen Mädchen ihrer Mutter beim Anziehen half. Statt hereinzukommen, zögerte Perdita an der Thür.

„Komm herein, komm herein,“ sagte Viola. „Wir haben noch mehr als eine Stunde vor uns. Ich würde es sehr gern sehen, wenn Du mir die Haare ein paar Mal durchkämmtest.“ Sie wußte, daß ihre Schwester sich zurückzuziehen wünschte, und daß sie im Spiegel alle ihre Bewegungen im Zimmer sehen konnte. „Nein, hilf mir nur einen Augenblick beim Haaremachen,“ sagte sie, „und ich werde dann zur Mutter gehen.“

Perdita kam zögernd und nahm die Haarbürste. Sie sah die Augen ihrer Schwester im Spiegel, wie sie ihr fest auf ihre Hände blickten. Sie hatte noch nicht drei Striche gethan, als Viola mit ihrer eigenen rechten Hand die linke ihrer Schwester packte und von ihrem Stuhle emporfuhr. „Wem gehört dieser Ring?“ rief sie leidenschaftlich, indem sie sie nach dem Lichte hinzog. Auf dem vorletzten Finger des jungen Mädchens funkelte ein kleiner goldner Ring, der mit ein paar kleinen Rubinen geschmückt war. Perdita fühlte, daß sie ihr Geheimniß nicht länger zu bewahren brauchte, und daß sie ihr Eingeständniß mit dreister Miene machen müsse. „Er gehört mir!“ sagte sie stolz.

„Wer gab ihn Dir?“ schrie die Andere.

Perdita zögerte einen Augenblick, dann sagte sie: „Herr Lloyd.“

„Herr Lloyd ist ja plötzlich recht freigebig.“

„Ach nein,“ schrie Perdita hitzig, „nicht plötzlich. Er bot mir ihn schon vor einem Monat an.“

„Und Du mußtest Dich einen Monat bitten lassen, ihn anzunehmen?“ sagte Viola, mit einem Blick auf das kleine Juwel, welches in der That nicht besonders elegant war, obwohl es das beste war, was der Juwelier in der Provinz zu liefern vermochte. „Ich würde mich mindestens zwei Monate besonnen haben, bevor ich ihn angenommen hätte.“

„Es ist nicht der Ring,“ sagte Perdita, „'s ist das, was er bedeutet.“

„Er bedeutet, daß Du kein sittsames Mädchen bist,“ schrie Viola. „Bitte, weiß Deine Mutter von Deiner Aufführung? Weiß Bernard davon?“

„Meine Mutter billigt meine Aufführung, wie Du es nennst. Herr Lloyd hat um meine Hand gebeten, und Mama hat sie ihm zugesagt. Möchtest Du lieber, daß er sich an Dich gewendet hätte, Schwester?“

Viola warf ihrer Schwester einen langen Blick voll leidenschaftlichen Neid und Kummer zu. Dann senkte sie ihre Augenwimpern auf ihre bleichen Wangen und wendete sich ab. Perdita empfand, daß es kein hübscher Auftritt gewesen, aber es war ihrer Schwester Schuld. Indeß gewann das ältere Mädchen rasch ihren Stolz wieder und wendete sich wieder um. „Meine besten Glückwünsche!“ sagte sie mit einer tiefen Verbeugung. „Ich wünsche Dir alles Wohlergehen und ein recht langes Leben.“ Perdita stieß ein bitteres Lachen aus. „Sprich nicht in diesem Tone. Es wäre mir lieber, wenn Du mich gerade heraus verfluchtest. Aber komm, Schwester,“ fügte sie dann hinzu, „er konnte uns doch nicht gut beide heirathen.“

„Ich wünsche Dir recht viel Vergnügen,“ wiederholte Viola mechanisch, indem sie sich wieder vor ihren Spiegel

hinsetzte, „und ein sehr langes Leben und eine Menge Kinder.“

In dem Tone dieser Worte war etwas, das Perdita gar nicht nach ihrem Geschmacke fand. „Willst Du mir nicht wenigstens ein Jahr Zeit geben?“ sagte sie. „In einem Jahre kann ich einen kleinen Jungen haben — oder doch ein kleines Mädchen. Wenn Du mir Deine Bürste wiedergeben willst, so will ich Dir die Haare machen.“

„Danke Dir,“ sagte Viola. „Du thätest besser, zur Mama zu gehen. Es schickt sich nicht, daß eine junge Dame mit einem Verlobten einem Mädchen aufwartet, das keinen hat.“

„Nein,“ sagte Perdita gutgelaunt, „ich habe Arthur zum Aufwarten; Du bedarfst meiner Dienste mehr, als ich Deiner bedarf.“

Aber ihre Schwester winkte ihr, zu gehen, und sie verließ das Zimmer. Als sie fort war, fiel die arme Viola vor ihrem Ankleidetische auf die Knie, begrub ihren Kopf in ihre Arme und ergoß sich in einer Fluth von Thränen und Seufzern. Nach diesem Erguß ihres Kummers fühlte sie sich viel besser. Als ihre Schwester zurückkam, bestand sie darauf, ihr beim Ankleiden zu helfen und ihr ihre hübschesten Sachen zum Tragen zu leihen. Sie nöthigte sie, ein Stück von ihren Spitzen anzunehmen, und erklärte, daß sie jetzt, wo sie sich verheirathen sollte, ihr Bestes thun müsse, um der Wahl ihres Bräutigams würdig zu erscheinen. Sie entledigte sich dieser Pflichten in strengem Schweigen, aber wie ihre Dienstleistungen und Anerbietungen auch beschaffen sein mochten, sie mußten als Entschuldigung und Buße hingenommen werden; denn nie entschuldigte sie sich auf andere Weise.

Jetzt, wo Lloyd von der Familie als angenommener Freier empfangen wurde, blieb nichts mehr zu thun übrig als

die Festsetzung des Hochzeitstages. Er wurde für den nächstfolgenden April bestimmt, und in der Zwischenzeit traf man fleißig Vorbereitungen für die Heirath. Lloyd seinerseits hatte mit seinen commerziellen Anordnungen und mit der Einrichtung einer Correspondenz mit dem großen Handelshause zu thun, dem er sich in England angeschlossen hatte. Er kam deshalb jetzt nicht so häufig in das Haus der Frau Willoughby, als während der Monate, wo er unsicher und unentschlossen gewesen war, und die arme Viola hatte weniger vom Anblick der gegenseitigen Liebesbezeugungen des jungen Brautpaares zu leiden, als sie gefürchtet hatte. In Betreff seiner zukünftigen Schwägerin hatte Lloyd ein vollkommen reines Gewissen. Nicht ein Wörtchen empfindsamer Art war zwischen ihnen geäußert worden, und er hatte nicht die leiseste Vermuthung, daß sie noch etwas mehr, als nur seine brüderliche Achtung begehrte. Er befand sich ganz behaglich, das Leben ließ sich so gut an sowohl in häuslichen als in finanziellen Dingen. Die lauernden Wolken der Revolution waren noch zwanzig Jahre unter dem Horizont, und es wäre abgeschmackt, es wäre gotteslästerlich gewesen, zu befürchten, daß sein eheliches Glück eine tragische Wendung nehmen könne.

Inzwischen war im Hause der Frau Willoughby ein größeres Rascheln von Seide und ein rascheres Scheerenklappern und Nadelfliegen zu bemerken als je vorher. Frau Willoughby hatte beschlossen, daß ihre Tochter vom Hause die eleganteste Ausstattung mitnehmen solle, die ihr Geld kaufen oder das Land liefern könnte. Alle weisen Weiber des Countys wurden zusammenberufen und ihr vereinigter Geschmack auf die Auswahl der Garderobe Perdita's gerichtet. Viola's Lage war in diesem Augenblicke sicherlich nicht zu beneiden. Das arme Mädchen

hatte eine fast krankhafte Liebe zum Putz und den besten Geschmack in der Welt, wie ihre Schwester ganz gut wußte. Viola war hochgewachsen, sie war voll und von schwebendem Gange, sie war dazu geschaffen, steifen Brocat und Massen schwerer Spitzen zu tragen, wie sie zur Toilette eines reichen Mädchens gehören. Aber Viola saß da, erhaben über diese Vorbereitungen, sie schlug ihre schönen Arme übereinander und wendete den Kopf ab, während ihre Mutter und Schwester und die vorerwähnten ehrwürdigen Frauen sich abmühten und absorgten über ihre Materialien und ganz niedergedrückt waren von der Menge ihrer Hülfsquellen.

Eines Tages kam ein wunderschönes Stück weißer Seide, durchwebt mit himmlischem Blau und Silber, herein, das der Bräutigam selbst gesandt hatte, da man es damals nicht für ungehörig hielt, daß der Erwählte zur Ausstattung der Braut beitrug. Perdita war ganz und gar nicht im Stande, sich eine Verarbeitung zu denken, welche der Pracht des Stoffes genügende Ehre anthun könnte.

„Blau ist mehr Deine Farbe, Schwester, als meine," sagte sie mit bittenden Augen. „'s ist Schade, daß es nicht für Dich ist. Du würdest wissen, was damit anzufangen wäre."

Viola stand von ihrem Platze auf und besah sich den großen glänzenden Stoff, wie er so über der Lehne eines Stuhles ausgebreitet war. Dann nahm sie ihn in die Hände und befühlte ihn liebevoll, wie Perdita sehen konnte, und wandte sich mit ihm vor den Spiegel. Sie ließ ihn zu ihren Füßen herabrollen und warf das andere Ende über ihre Schulter, indem sie es mit ihrem weißen, bis zum Ellbogen entblößten Arme um ihre Taille zusammenfaßte. Sie warf ihren Kopf zurück und blickte auf ihr Bild, und eine herabhängende Flechte ihres kastanienbraunen

Haares fiel auf die prachtvolle Fläche der Seide. Es gab ein entzückendes Bild. Die umherstehenden Frauen stießen ein kurzes „Ah!" der Bewunderung aus. „Ja, in der That," sagte Viola ruhig, „Blau ist meine Farbe!" Aber Perdita konnte sehen, daß ihre Phantasie angeregt worden war, und daß sie sich jetzt an die Arbeit machen und alle ihre seidnen Räthsel lösen werde. Und sie betrug sich wirklich sehr gut, wie Perdita, die ihre unersättliche Liebe zu Damenputzartikeln kannte, ganz gern zugestand. Unzählbare Yards glänzender Seiden- und Atlasstoffe, Musselin, Sammet und Spitzen gingen durch ihre geschickten Hände, ohne daß ein Wort der Mißgunst ihr über die Lippen kam. Dank ihrem Fleiße war Perdita, als der Hochzeitstag kam, so ausgestattet, daß sie mehr von den Eitelkeiten des Lebens ihr Eigenthum nennen konnte, als irgend eine junge Braut, die mit Hangen und Bangen sich den sacramentalen Segen eines Geistlichen Neuenglands erbeten hatte.

Es war so eingerichtet worden, daß das junge Paar verreisen und die ersten Tage ihres ehelichen Lebens im Landhause eines englischen Herrn bringen sollte — eines Mannes von Stande und eines sehr gefälligen Freundes Lloyds. Er war unverheirathet, er erklärte, daß er sich mit Freuden für eine Woche zurückziehen und sie ihrem Schnäbeln und Girren überlassen wolle. Nach der Ceremonie in der Kirche — sie war von einem englischen Pastor vollzogen worden — eilte die junge Frau Lloyd nach dem Hause ihrer Mutter zurück, um ihre Brautkleider mit einem Reitrocke zu vertauschen. Viola half ihr diese Veränderung bewerkstelligen. Es war in der kleinen alten Stube, in der sie als zärtliche Schwestern zusammen gewohnt hatten. Perdita eilte dann hinweg, um ihrer Mutter Lebewohl zu sagen, und überließ es Viola, ihr zu folgen.

Der Abschied war kurz, die Pferde standen vor der Thür, und Arthur harrte ungeduldig des Aufbruchs. Aber Viola war ihrer Schwester nicht gefolgt, und Perdita eilte zurück nach ihrem Zimmer, dessen Thür sie plötzlich aufstieß. Viola stand, wie gewöhnlich, vor dem Spiegel, aber in einer Stellung, welche die Andere vor Erstaunen still stehen ließ. Sie hatte sich den von Perdita abgelegten Brautkranz mit dem Schleier aufgesetzt, und um ihren Hals trug sie die schwere Perlenkette, welche das junge Mädchen von ihrem Bräutigam zum Hochzeitsgeschenke bekommen hatte. Diese Dinge waren hastig bei Seite gelegt worden, um die Verfügung ihrer Eigenthümerin nach deren Rückkehr vom Lande zu erwarten. Außer sich vor Entzücken in dieser unnatürlichen Tracht, stand Viola vor dem Spiegel, versenkte sich mit einem langdauernden Blick in seine Tiefen und las darin der Himmel weiß, was für kühne Weissagungen von der Zukunft. Perdita war entsetzt. Es war ein gräßliches Bild ihrer wieder aufgelebten früheren Rivalität. Sie that einen Schritt auf ihre Schwester zu, als ob sie ihr den Schleier und die Blumen abreißen wollte. Aber indem sie ihren Augen auf der Glasfläche begegnete, hielt sie inne.

„Lebe wohl, Viola," sagte sie. „Du hättest wenigstens warten können, bis ich zum Hause hinaus war." Und sie verließ eilig das Zimmer.

Herr Lloyd hatte in Boston ein Haus gekauft, das nach dem Geschmacke jener Tage für ein Wunder der Eleganz und der Behaglichkeit angesehen wurde, und hier richtete er sich sehr bald mit seiner jungen Frau ein. Er war auf diese Weise durch eine Strecke von zwanzig Meilen von dem Wohnorte seiner Schwiegermutter entfernt. Zwanzig Meilen waren in jener Urzeit der Straßen und Fahrgelegenheiten eine so ernste Sache als heutzutage

hundert, und Frau Willoughby sah von ihrer Tochter in den ersten zwölf Monaten seit ihrer Verheirathung nur wenig. Sie litt in nicht geringem Grade von ihrer Abwesenheit, und ihre Betrübniß wurde durch den Umstand nicht vermindert, daß Viola in furchtbar üble Laune verfallen war und sich nur durch einen Wechsel der Luft und der Verhältnisse daraus aufrütteln und aufheitern ließ. Die wirkliche Ursache der Niedergeschlagenheit des jungen Mädchens wird der Leser unschwer errathen. Frau Willoughby jedoch und ihre Klatschgevatterinnen hielten ihr Uebel für ein rein physisches und zweifelten nicht, daß ihr das soeben erwähnte Heilmittel Erleichterung verschaffen werde. Ihre Mutter schlug infolge dessen zu ihrer Aufheiterung einen Besuch bei gewissen Verwandten von väterlicher Seite vor, die sich in Neuyork niedergelassen und schon lange geklagt hatten, daß sie so wenig von ihren Vettern und Basen in Neuengland zu sehen bekämen. Viola wurde unter passender Escorte zu diesen guten Leuten gesandt und blieb mehrere Monate bei ihnen.

In der Zwischenzeit entschloß sich ihr Bruder Bernard, der als Sachwalter zu praktiziren begonnen, eine Frau zu nehmen. Viola kam zu der Hochzeit nach Hause, augenscheinlich geheilt von ihrem Herzweh, mit rechtschaffnen Rosen und Lilien in ihrem Gesichte und einem stolzen Lächeln auf den Lippen. Arthur Lloyd kam von Boston herüber, um der Trauung seines Schwagers beizuwohnen, aber ohne seine Frau, welche ihn binnen Kurzem mit einem Erben zu beschenken erwartete. Es war fast ein Jahr, seit Viola ihn zum letzten Male gesehen hatte. Sie war — kaum wußte sie, warum — froh, daß Perdita zu Hause geblieben. Arthur sah glücklich aus, aber er war ernster und feierlicher als vor seiner Verheirathung. Sie meinte, er sähe „interessant“ aus; denn obwohl dieses Wort in

seiner modernen Bedeutung damals noch nicht erfunden war, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß man die Idee schon kannte. Die Wahrheit aber war, daß er an die Lage seiner Frau dachte. Trotzdem verfehlte er keineswegs, zu bemerken, was für eine schöne und prächtige Erscheinung Viola war, und wie sie seine arme kleine Frau ganz überstrahlte. Das Geld, das Perdita auf ihre Kleider hatte verwenden dürfen, war jetzt auf ihre Schwester übertragen worden, die es wundervoll geltend zu machen wußte. An dem Morgen nach der Hochzeit ließ er einen Damensattel auf das Pferd des Dieners legen, der mit ihm aus der Stadt gekommen war, und ritt mit dem jungen Mädchen aus. Es war ein frischer, klarer Morgen im Januar, der Boden war eben und hart und die Pferde befanden sich in gutem Zustande — gar nichts zu sagen von Viola, die in ihrem Federhute und ihrem dunkelblauen, mit Pelz besetzten Reitkleide reizend aussah. Sie ritten den ganzen Morgen hindurch umher, sie verloren ihren Weg und waren genöthigt, vor einem Farmhause Halt zu machen, um etwas zu essen. Die frühzeitige Dämmerung des Winters war hereingebrochen, als sie heimkamen.

Frau Willoughby trat ihnen mit einem langen Gesichte entgegen. Am Mittag war ein Bote von Frau Lloyd eingetroffen; sie hatte begonnen, sich krank zu fühlen, und wünschte die sofortige Rückkehr ihres Mannes. Der junge Mann stieß bei dem Gedanken, daß er mehrere Stunden verloren, und daß er bei scharfem Reiten schon bei seiner Frau sein könnte, einen leidenschaftlichen Fluch aus. Er willigte kaum ein, zu bleiben, um einen Bissen Abendbrot zu essen, sondern bestieg das Pferd des Boten und jagte im Galopp davon.

Er erreichte seine Heimath um Mitternacht. Seine Frau war von einem kleinen Mädchen entbunden worden.

„Ach, warum warst Du nicht bei mir!“ sagte sie, als er an ihr Bett trat.

„Ich war von Hause weg, als der Mann kam. Ich war mit Viola ausgeritten,“ sagte Lloyd arglos.

Frau Lloyd stieß ein leises Stöhnen aus und drehte sich um. Aber sie fuhr fort, sich ganz wohl zu befinden, und eine Woche lang ging ihre Genesung ohne Unterbrechung von Statten. Endlich jedoch stand es in Folge einer Unvorsichtigkeit im Essen oder einer Erkältung still damit, und dann wurde es mit der armen Dame immer schlimmer. Lloyd war in Verzweiflung. Es wurde bald offenbar, daß sie ihrem Ende entgegenging. Frau Lloyd wurde sich bewußt, daß der Tod sich ihr näherte, und erklärte, daß sie sich darein ergäbe. Am dritten Abend, nachdem der Wechsel in ihrem Befinden eingetreten, sagte sie ihrem Manne, daß sie fühle, sie werde die Nacht nicht überleben. Sie schickte ihre Dienstleute weg und ersuchte auch ihre Mutter, sich zurückzuziehen. Frau Willoughby war nämlich am vorhergehenden Tage eingetroffen. Man hatte das kleine Kind neben sie auf ihr Bett gelegt, und sie lag auf der Seite, das Kind an ihrer Brust, und hielt ihren Gatten an der Hand. Die Nachtlampe war hinter den schweren Vorhängen des Bettes verborgen, aber das Zimmer war von der rothen Gluth erleuchtet, die ein gewaltiges Feuer von Holzscheiten im Kamin verbreitete.

„Es scheint sonderbar, bei einem solchen Feuer sterben zu müssen,“ sagte die junge Frau, indem sie einen schwachen Versuch zum Lächeln machte. „Wenn ich nur ein wenig von diesem Feuer in meinen Adern hätte. Aber ich habe es alles an dieses Fünkchen Menschheit abgegeben.“ Und sie ließ ihre Augen auf das Kind fallen. Dann erhob sie sie wieder und blickte ihren Gatten mit einem langen durchdringenden Blicke an. Sie hatte sich noch nicht von dem

Stoße erholt, den es ihr gegeben, als Arthur ihr erzählt, daß er in der Stunde ihrer Geburtsnöthe mit Viola zusammen gewesen. Sie traute ihrem Gatten fast so sehr, als sie ihn liebte, aber jetzt, wo sie für ewig abgerufen wurde, empfand sie ein kaltes Grausen vor ihrer Schwester. Sie fühlte in ihrer Seele, daß Viola nie aufgehört hatte, sie um ihr Glück zu beneiden, und ein glückliches Jahr der Sicherheit hatte das Bild des jungen Mädchens nicht ververwischt, wie sie in ihre Hochzeitsgewänder gehüllt im herbeigesehnten Triumphe lächelte. Jetzt, wo Arthur allein stehen sollte, was konnte da nicht Viola thun? Sie war schön, sie verstand zu fesseln, was für Künste konnte sie nicht anwenden, welchen Eindruck konnte sie nicht auf das schwermüthige Herz des jungen Mannes machen? Frau Lloyd sah ihren Gatten schweigend an. Es schien am Ende hart, seine Beständigkeit in Zweifel zu ziehen. Seine schönen Augen waren mit Thränen gefüllt, sein Gesicht war krampfhaft verzogen vom Weinen, der Druck seiner Hand war warm und leidenschaftlich. Wie edel er aussah, wie zärtlich, wie treu und ergeben! „Nein," dachte Perdita, „der ist nicht für eine solche wie Viola. Er wird mich nie vergessen. Auch fühlt Viola nichts im Ernste für ihn; ihr liegen blos Eitelkeiten und schöne Sachen und Juwelen am Herzen." Und sie ließ ihre Augen auf ihre weißen Hände fallen, welche die Freigebigkeit ihres Gemahls mit Ringen bedeckt hatte, und auf die Spitzenkrausen, mit welchen der Rand ihres Nachtkleides besetzt war.

„Sie sehnt sich mehr nach meinen Ringen und Spitzen, als daß sie sich nach meinem Manne sehnt," sagte sie zu sich.

In diesem Augenblicke schien der Gedanke an die Habgier ihrer Schwester einen dunkeln Schatten zwischen sie und die hülflose Gestalt ihres kleinen Mädchens zu werfen.

„Arthur," sagte sie, „Du mußt mir meine Ringe abziehen. Ich will nicht mit ihnen begraben werden. Später soll sie meine Tochter einmal tragen — meine Ringe, meine Spitzen und meine Seidenkleider. Ich habe sie mir alle heute herbeiholen lassen, um sie zu besehen. Es ist eine große Garderobe — es giebt in der ganzen Provinz keine zweite der Art; ich kann ohne Eitelkeit jetzt sagen, daß ich damit fertig bin. Es wird eine schöne Erbschaft für meine Tochter sein, wenn sie zu einer jungen Dame erwachsen ist. Es giebt da Dinge, die niemand zwei Mal kauft, und wenn sie verloren gehen, wirst Du nie wieder dergleichen sehen. So behüte sie denn gut. Ein Dutzend Dinge hinterlasse ich Violen; ich habe sie meiner Mutter genannt. Sie soll das Blaue mit Silber haben, es war für sie bestimmt, ich trug es nur ein einziges Mal, ich sah übel drin aus. Aber das Uebrige soll sorgfältig für diese kleine Unschuldige aufbewahrt werden. Es ist eine so schöne Fügung, daß sie meine Gesichtsfarbe hat, sie kann meine Kleider tragen, sie hat die Augen ihrer Mutter. Du weißt, dieselben Moden kehren aller zwanzig Jahre wieder. Sie kann meine Kleider tragen, wie sie sind. Sie werden ruhig daliegen und warten, bis sie so groß geworden ist, daß sie ihr passen — eingewickelt in Tücher mit Kampher und Rosenblättern, und in ihrer süßduftenden Dunkelheit ihre Farben bewahren. Sie wird mein schwarzes Haar haben, sie soll mein fleischfarbnes Atlaskleid tragen. Versprichst Du mir das, Arthur?"

„Was soll ich versprechen, Theuerste?"

„Versprechen, daß Du die alten Kleider Deines armes Frauchens aufbewahren willst."

„Fürchtest Du, daß ich sie verkaufen werde?"

„Nein, aber daß sie zerstreut werden möchten. Meine Mutter wird sie gehörig einschlagen lassen, und Du sollst

sie unter doppeltem Verschluß bei Seite legen. Weißt Du, die große Truhe im Dachstübchen, die mit den eisernen Bändern. Da geht unendlich viel hinein. Du kannst Alles dort hineinthun. Meine Mutter und die Beschließerin werden es besorgen und Dir den Schlüssel geben. Und Du wirst den Schlüssel in Deinem Sekretär aufheben und ihn niemals einem andern Menschen geben als Deinem Kinde. Willst Du mir das versprechen?"

„Ah ja, ich verspreche es Dir," sagte Lloyd, verwundert über den Eifer, mit dem seine Frau sich an diese Idee anzuklammern schien.

„Willst Du schwören?"

„Ja, ich schwöre Dir's."

„Gut — ich traue Dir — ich traue Dir," sagte die arme Dame, indem sie ihn mit Augen in die Augen blickte, in denen er, wenn er vermuthet hätte, was für unbestimmte Befürchtungen sie quälten, ebensoviel von flehentlicher Bitte als von zuversichtlichem Vertrauen gelesen haben würde.

Lloyd ertrug seinen Verlust gelassen und mannhaft. Einen Monat nach dem Tode seiner Frau traten im Verlauf seiner Handelsgeschäfte Umstände ein, die ihm eine Gelegenheit darboten, nach England zu gehen. Er ergriff dieselbe als eine Ablenkung von seinen schwermüthigen Gedanken. Er war beinahe ein Jahr abwesend, während welcher Zeit sein kleines Mädchen von ihrer Großmutter zärtlich gehegt und gepflegt wurde. Bei seiner Rückkehr öffnete er sein Haus wieder dem gesellschaftlichen Verkehr und gab seine Absicht zu erkennen, denselben Aufwand wie bei Lebzeiten seiner Frau zu machen. Sehr bald fing man an, zu prophezeien, daß er wieder heirathen werde, und es gab wenigstens ein Dutzend junge Frauenzimmer, von denen man sagen kann, daß es nicht ihre Schuld war,

wenn die Weissagung sich während der ersten sechs Monate nach seiner Zurückkunft nicht erfüllte.

Während dieser Zwischenzeit ließ Lloyd seine kleine Tochter in den Händen der Frau Willoughby, indem ihm die letztere versicherte, daß ein Wechsel des Aufenthalts in einem so zarten Alter ihrer Gesundheit Gefahr bringen würde. Endlich aber erklärte er, daß sein Herz sich nach der Gegenwart seiner Tochter sehne, und daß sie in sein Haus gebracht werden müsse. Er schickte seine Kutsche und seine Haushälterin, um sie heimzuholen. Frau Willoughby war in Angst, daß sie auf der Straße etwas gefallen könnte, und im Einklang mit diesem Gefühl erbot sich Viola, mit ihr zu fahren. Sie könnte ja den nächsten Tag zurückkehren, sagte Sie. So ging sie denn mit ihrer kleinen Nichte nach der Stadt ab, und Herr Lloyd empfing sie auf der Schwelle seines Hauses, überwältigt von ihrer Gefälligkeit und seiner Dankbarkeit. Statt den nächsten Tag zurückzukehren, blieb Viola die ganze Woche weg, und als sie zuletzt wieder erschien, war sie nur gekommen, um ihre Kleider abzuholen. Arthur, sagte sie, wolle nichts davon hören, daß sie heim ginge, und das kleine Kind ebensowenig. Sie schrie und stöhnte, wenn Viola sie verließe, und beim Anblicke ihres Kummers hätte Arthur seinen Verstand verloren und geschworen, sie werde sterben. Kurz und gut, nichts würde ihnen passen, als daß Viola dabliebe, bis das arme Kind sich daran gewöhnt hätte, fremde Gesichter um sich zu sehen.

Es bedurfte zweier Monate, um das zu Stande zu bringen; denn nach Verlauf dieser Zeit geschah es, daß Viola sich von ihrem Schwager verabschiedete. Frau Willoughby hatte über die Abwesenheit ihrer Tochter den Kopf geschüttelt; sie hatte erklärt, daß es sich nicht schicke, und daß es das Gespräch der Stadt sei. Sie hatte sich

nur damit versöhnt, weil während des Besuchs des jungen Mädchens in Boston sich das Hauswesen einer ungewohnten Zeit des Friedens erfreute.

Bernard hatte seine Frau in das Haus gebracht, um dort mit ihr zu bleiben, und zwischen ihr und ihrer Schwägerin entspann sich eine bittere Feindschaft. Viola war vielleicht kein Engel, aber in der täglichen Praxis des Lebens war sie ein hinreichend gutmüthiges Mädchen, und wenn sie sich mit der Frau Bernards zankte, so geschah es nicht ohne Herausforderung. Zanken mußte sie sich indeß, und zwar nicht blos zu großem Verdruß ihrer Gegnerin, sondern auch der beiden Zuschauer bei diesen unaufhörlichen Zänkereien. Ihr Verbleiben im Hause ihres Schwagers würde ihr daher sehr angenehm gewesen sein, wenn es sie nur von dem Zusammentreffen mit dem Gegenstande ihrer Antipathie daheim fern gehalten hätte. Es war doppelt — es war zehnmal so angenehm dadurch, daß es sie in der Nähe ihrer alten Leidenschaft bleiben ließ.

Das peinigende Mißtrauen der Frau Lloyd war der Wahrheit sehr fern geblieben. Das Gefühl Viola's war von Anfang an leidenschaftlich gewesen, und es blieb leidenschaftlich — es war eine Leidenschaft, deren ausstrahlende Hitze Herrn Lloyd sehr bald, wenn auch gedämpft durch seine zartere Art zu empfinden, ihren Einfluß fühlen ließ. Lloyd war, wie ich schon angedeutet habe, kein moderner Petrarca, es lag nicht in seiner Natur, eine ewig dauernde Beständigkeit an den Tag zu legen. Er war noch nicht viele Tage mit seiner Schwägerin im Hause gewesen, als er sich zu überzeugen begann, daß sie, um in damaliger Sprache zu reden, „ein verteufelt schönes Frauenzimmer" sei. Es ist nicht nöthig, daß wir untersuchen, ob Viola wirklich jene hinterlistigen Künste anwendete, die ihre Schwester ihr zuzuschreiben sich versucht gefühlt hatte. Es

genügt, wenn ich sage, daß sie Mittel fand, sich aufs vortheilhafteste geltend zu machen. Sie pflegte sich jeden Morgen vor den großen Kamin im Speisezimmer zu setzen und an einer Stickerei zu arbeiten, während ihre kleine Nichte sich zu ihren Füßen auf dem Teppich oder der Schleppe ihres Kleides vergnügte und mit ihren wollenen Bällen spielte. Lloyd würde ein sehr stumpfsinniger Mensch gewesen sein, wenn er unempfindlich geblieben wäre gegen die vielfältigen Eindrücke dieses reizenden Bildes. Er liebte sein kleines Mädchen ganz außerordentlich und wurde nie müde, sie auf seine Arme zu nehmen und sie auf und ab tanzen zu lassen, daß sie vor Vergnügen krähte. Sehr oft indeß nahm er sich größere Freiheiten heraus, als die junge Dame schon zu gestatten bereit war, und sie gab dann durch lautes ärgerliches Geschrei ihr Mißfallen zu erkennen. Dann pflegte Viola ihre Stickerei fallen zu lassen und ihre hübschen Hände mit dem ernsten Lächeln des jungen Mädchens auszustrecken, dessen jungfräuliche Phantasie ihm alle Besänftigungskünste einer Mutter offenbart haben. Lloyd gab ihr dann das Kind hin, ihre Augen begegneten sich, ihre Hände berührten sich, und Viola erstickte das Schluchzen des kleinen Mädchens an den schneeigen Falten des Tuches, das sich über ihrem Busen kreuzte. Sie beobachtete ein vollkommen würdiges Benehmen, und nichts konnte taktvoller sein, als die Art und Weise, in welcher sie die Gastfreundschaft ihres Schwagers annahm. Man kann vielleicht beinahe sagen, daß etwas Schroffes in ihrer Zurückhaltung lag. Lloyd hatte das verdrießliche Gefühl, daß sie im Hause und daß sie doch unnahbar war. Eine halbe Stunde nach dem Abendessen, bei Beginn der langen Winterabende, schon pflegte sie ihre Kerze anzuzünden, dem jungen Manne einen höchst achtungsvollen Knix zu machen und nach ihrem Bette abzumarschiren. Wenn das Künste waren, so war Viola

eine große Künstlerin. Aber ihre Wirkung war so sanft, so allmählig, sie waren so berechnet, auf die Phantasie des jungen Wittwers mit fein schattirtem Crescendo zu wirken, daß, wie der Leser gesehen hat, mehrere Wochen verflossen, bevor Viola sicher zu werden begann, daß ihre Heimkehr ihre Auslagen decken würde. Als dies ihr zur moralischen Gewißheit geworden war, packte sie ihren Koffer und kehrte nach dem Hause ihrer Mutter zurück.

Drei Tage wartete sie — am vierten erschien Herr Lloyd als achtungsvoller, aber liebeglühender Freiersmann. Viola hörte ihn mit großer Demuth an und erklärte mit unendlicher Bescheidenheit, daß sie seine Hand annehme. Es läßt sich schwer vorstellen, daß Frau Lloyd dies ihrem Gatten vergeben haben würde, aber wenn irgend etwas ihren Verdruß entwaffnet haben könnte, so würde es die ceremoniöse Zurückhaltung gewesen sein, die bei diesem Zwiegespräche herrschte. Viola legte ihrem Bräutigam nur eine kurze Probezeit auf. Sie wurden, wie sich's schickte, ganz im Stillen — fast im Geheimen — getraut, vielleicht, wie Spaßvögel damals bemerkten, in der Hoffnung, daß die selige Frau Lloyd nichts davon hören würde.

Die Ehe war allem Anscheine nach eine glückliche, und jeder Theil bekam, was er gewünscht hatte — Lloyd ein „verteufelt schönes Frauenzimmer" und Viola — doch Viola's Wünsche sind uns, wie der Leser bemerkt haben wird, vielfach ein Räthsel geblieben. Es gab indeß zwei dunkle Stellen in ihrem Glücke, doch konnte die Zeit dieselben vielleicht wegbringen. Während der ersten drei Jahre ihrer Ehe wollte es sich nicht ereignen, daß Frau Lloyd Mutter wurde, und ihr Gemahl seinerseits erlitt schwere Geldverluste. Dieser letztere Umstand gebot eine wesentliche Einschränkung in seinen Ausgaben, und Viola war infolge dessen nothwendig weniger die große Dame, welche ihre

Schwester gewesen war. Sie wußte es indessen so einzurichten, daß sie mit ungebrochner Beständigkeit die Rolle einer eleganten Dame fortsetzen konnte, obwohl zugestanden werden muß, daß es die Anwendung von mehr Erfindungsgabe erforderte, als zu unserer wahrhaft aristokratischen Ruhe gehört. Sie hatte längst schon Gewißheit darüber gewonnen, daß die ungeheure Garderobe ihrer Schwester zu Gunsten ihrer Tochter unter Sequester gelegt worden war, und daß sie in dankloser Düsterheit hinschmachtend in dem staubigen Dachstübchen lag. Es war ein empörender Gedanke, daß diese herrlichen Fabrikate auf die Befehle eines kleinen Mädchens warten sollten, das in einem hohen Kinderstühlchen saß und Brot und Milch mit einem hölzernen Löffel aß. Viola hatte indeß den guten Geschmack, nicht eher etwas über die Sache zu sagen, als bis mehrere Monate verflossen waren. Dann endlich theilte sie es schüchtern ihrem Gatten mit. Ob es nicht Schade wäre, meinte sie, daß so viel Putzsachen verloren sein sollten? — denn verloren würden sie doch in der That sein, da die Farben verschießen, die Motten daran herumfressen und die Moden sich ändern würden. Aber Lloyd ertheilte auf ihre Erkundigung eine verneinende Antwort in so schroffer und peremptorischer Weise, daß sie sah, daß ihr Versuch für jetzt ein vergeblicher war.

Indeß vergingen sechs Monate und brachten neue Bedürfnisse und neue Gelüste mit sich. Viola's Gedanken schwebten liebevoll um die Reliquien ihrer Schwester. Sie ging hinauf und besah sich die Truhe, in der sie eingekerkert lagen. Es lag ein finstrer Trotz in ihren drei großen Vorlegeschlössern und ihren eisernen Bändern, der ihr Begehren nur lebendiger werden ließ. Es war empörend, wie sie so unbeweglich, so durch nichts zu gewinnen dastand. Sie sah aus wie ein alter finstrer und grauköpfiger Dienstbote

des Hauses, der hinter seinen Lippen ein Familiengeheimniß verschlossen hielt. Und dann hatte sie vermöge ihrer Größe das Aussehen, als ob sie viel enthalten könnte, und es klang, als ob sie dicht vollgepackt wäre, als Viola mit der Spitze ihres Pantöffelchens daran klopfte, ein Geräusch, vor dem sie in unerfüllter Sehnsucht erröthete.

„'s ist abgeschmackt," rief sie, „'s ist ungehörig, 's ist geradezu ruchlos!" und sofort entschloß sie sich, einen zweiten Angriff auf ihren Gatten zu machen.

Am folgenden Tage nach dem Mittagsessen, als er seinen Wein getrunken hatte, machte sie sich tapfer daran. Aber er schnitt ihr mit großer Strenge das Wort ab.

„Viola," sagte er, „ein für alle Mal, davon kann nicht die Rede sein. Ich werde ernstlich böse werden, wenn Du auf die Angelegenheit zurückkommst."

„Sehr gut," sagte Viola. „Ich freue mich, den Werth zu erfahren, den ich habe. Großer Himmel!" schrie sie, „was für eine glückliche Frau ich doch bin! Es ist angenehm, zu fühlen, daß man einer Laune geopfert wird." Und ihre Augen füllten sich mit Thränen des Zornes und der Enttäuschung.

Lloyd hatte das Entsetzen eines gutherzigen Mannes vor dem Schluchzen einer Frau, und so versuchte er — ich kann sagen, so ließ er sich herab — ihr die Sache zu erklären. „Es ist keine Laune, Liebste," sagte er, „es ist ein Versprechen — ein Eid."

„Ein Eid? Schöne Sache für einen Eid! Und wem wurde er geleistet, bitte?"

„Perdita," sagte der junge Mann, indem er die Augen für einen Moment aufschlug, sie aber augenblicklich wieder sinken ließ.

„Perdita — ach, Perdita!" Und Viola brach in Thränen aus. Ihr Busen hob sich von stürmischem Schluchzen —

einem Schluchzen, welches das lange zurückgehaltene Seitenstück zu jenem heftigen Anfall von Weinen war, dem sie sich an dem Abende überlassen hatte, wo sie die Verlobung ihrer Schwester entdeckt hatte. Sie hatte sich in ihren bessern Momenten der Hoffnung hingegeben, sie sei ihre Eifersucht losgeworden, aber ihr Charakter hatte bei dieser Gelegenheit eine Falte bekommen, die sich nicht wieder glätten ließ. „Und bitte, welches Recht hatte Perdita, über meine Zukunft zu verfügen? Welches Recht hatte sie, Dich zur Niederträchtigkeit und Grausamkeit zu verpflichten? Ach, ich nehme einen würdigen Platz ein, und ich mache eine sehr schöne Figur! Ich soll haben, was Perdita hinterlassen hat. Und was hat sie hinterlassen? Erst jetzt hab' ich erfahren, wie wenig. Nichts, nichts, nichts!"

Das war sehr schlechte Logik, aber sehr kräftige Leidenschaft. Lloyd legte seiner Frau den Arm um die Taille und versuchte sie zu küssen, aber sie schüttelte ihn mit großmächtigem Hohne ab. Der arme Mensch, er hatte ein „verteufelt schönes Frauenzimmer" begehrt, und er hatte jetzt eins. Ihr höhnisches Wesen war unausstehlich. Er ging weg, indem ihm die Ohren klangen, unentschlossen, zerstreut. Vor ihm befand sich sein Sekretär und in ihm der heilige Schlüssel, mit dem er mit eigner Hand das dreifache Schloß zugeschlossen hatte. Er ging hin nach ihm und öffnete ihn und nahm den Schlüssel aus einem geheimen Schubfache. Derselbe war in ein kleines Packet eingeschlossen, das er mit seinem eignen Petschaft zugesiegelt hatte. Teneo, sagte das Motto des Siegels — „ich halte fest." Aber er schämte sich, es wieder hineinzulegen. Er warf es auf den Tisch neben seiner Frau.

„Behalt' es!" schrie sie. „Ich mag es nicht. Es ist mir verhaßt!"

Frau Lloyd zuckte entrüstet die Achseln und fegte aus

dem Zimmer, während der junge Mann seinen Rückzug durch eine andere Thür bewerkstelligte. Zehn Minuten später kehrte Frau Lloyd zurück und fand in dem Zimmer nur ihre kleine Stieftochter und das Kindermädchen. Der Schlüssel war nicht auf dem Tische. Sie warf einen Blick auf das Kind. Das Kind hockte auf einem Stuhle und hatte das Päckchen in den Händen. Es hatte das Siegel mit seinen Fingerchen aufgebrochen. Frau Lloyd nahm hastig Besitz von dem Schlüssel.

Zu der gewöhnlichen Stunde des Abendessens kam Arthur Lloyd aus seinem Comptoir zurück. Es war im Monat Juni, und das Abendessen wurde bei Tageslicht aufgetragen. Die Speisen standen auf dem Tische, aber Frau Lloyd erschien nicht. Der Diener, den sein Herr abschickte, um sie zu rufen, kam mit der Versicherung zurück, daß ihr Zimmer leer sei, und daß die Weiber ihm gesagt, sie sei seit Mittag nicht zu sehen gewesen. Sie hätten bemerkt, daß sie in Thränen gewesen, und da sie vermuthet, daß sie sich in ihre Kammer eingeschlossen habe, hätten sie sie nicht stören wollen. Ihr Gemahl rief sie in verschiedenen Theilen des Hauses beim Namen, aber ohne Antwort zu erhalten. Zuletzt fiel ihm ein, daß er sie vielleicht finden werde, wenn er seinen Weg nach dem Bodenstübchen nähme. Der Gedanke verursachte ihm ein seltsames Gefühl der Unbehaglichkeit, und er befahl, seinen Dienstleuten zurückzubleiben, indem er bei seinem Nachsuchen keine Zeugen haben wollte. Er erreichte den Fuß der Treppe, die nach dem obersten Boden führte, und stand mit der Hand auf dem Geländer und rief den Namen seiner Frau. Seine Stimme bebte. Er rief wieder, diesmal lauter und entschiedener. Das einzige Geräusch, welches die gänzliche Stille unterbrach, war ein schwaches Echo seines eigenen Rufes, welches seine Frage unter dem großen Dachstuhle wiederholte.

Nichtsdestoweniger fühlte er sich unwiderstehlich angetrieben, die Treppe hinauf zu steigen. Sie öffnete sich oben auf einen breiten Saal, der mit hölzernen Verschlüssen besetzt war und mit einem Fenster endigte, welches nach Westen hinausging und die letzten Strahlen der Sonne hereinließ. Vor dem Fenster stand die große Truhe. Vor der Truhe aber sah der junge Mann mit Staunen und Entsetzen die Gestalt seiner Frau auf den Knieen liegen. In einem Augenblicke ging er, keines Wortes fähig, über den Raum zwischen ihnen hin. Der Deckel der Truhe stand offen und zeigte inmitten ihrer parfümirten Servietten ihre Schätze an Stoffen und Juwelen. Viola war aus einer knienden Stellung nach rückwärts gefallen und stützte sich mit der einen Hand auf den Fußboden, während sie die andere an's Herz gepreßt hatte. Ihre Glieder hatte die Starre des Todes ergriffen, und auf ihrem Antlitze lag in dem dämmernden Lichte der Sonne etwas mehr als der Schrecken vor dem Tode. Ihre Lippen waren wie zu flehentlicher Bitte, wie zu einem Ausdruck des Schmerzes, wie zu einem Ausruf des Todeskampfes geöffnet, und auf ihrer blutlosen Stirn und ihren bleichen Wangen glühten die Spuren von zehn gräßlichen Wunden, die ihr zwei rachsüchtige gespenstische Hände zugefügt hatten.

Madame de Mauves.

I.

Die Aussicht von der Terrasse des Schlosses zu Saint Germain en Laye ist unermeßlich und berühmt. Paris liegt in seiner düstern Gewaltigkeit vor uns, mit seinen Kuppeln und Festungswerken, hier und da durch seine leichten Dünste hindurchflimmernd und umgürtet mit seiner silbernen Seine. Hinter uns befindet sich ein Park stattlich und symmetrisch angelegt, und dahinter ein Wald, wo man über Rasendurchgänge und lichtbesprenkelte Wildbahnen schlendern und ganz vergessen kann, daß man kaum eine halbe Stunde von den Boulevards entfernt ist. Eines Nachmittags indeß in der Mitte des Frühlings, vor etwa fünf Jahren, hatte es einem jungen Manne, der auf der Terrasse saß, beliebt, es nicht zu vergessen. Seine Augen waren in träger Nachdenklichkeit auf den mächtigen menschlichen Bienenkorb vor ihm gerichtet. Er war ein Freund des Ländlebens, und er war eine Woche vorher nach Saint Germain gekommen, um dem Frühling auf halbem Wege zu begegnen; aber obwohl er sich rühmen konnte, mit der großen Stadt sechs Monate bekannt zu sein, blickte er auf sie von seinem gegenwärtigen Standpunkte nie ohne ein schmerzliches Gefühl unbefriedigter Neugier. Es gab Mo-

mente, wo es ihm schien, als ob er, wenn er nicht da wäre, ein aufregendes Kapitel der Erfahrung zu entbehren haben werde. Und doch war die Erfahrung, die er den Winter über gemacht, ziemlich fruchtlos gewesen, und er hatte das Buch beinahe mit einem Gähnen geschlossen. Obwohl er nicht im Mindesten ein Cyniker war, war er doch, was man einen enttäuschten Beobachter nennen kann, und nie wählte er die Straße zur Rechten, ohne nach einstündiger Pilgerfahrt schon auf die Vermuthung zu kommen, daß die zur Linken die interessantere gewesen sein würde. Es war ihm jetzt wohl ein Dutzend Mal zu Muthe, als sollte er diesen Abend nach Paris gehen, um im Café Brébant zu diniren und sich später nach dem Gymnasetheater zu begeben und der neuesten Auseinandersetzung der Pflichten des betrognen Ehemanns zu zuhören. Er würde sich wahrscheinlich erhoben haben, um dieses Project auszuführen, wenn er nicht ein kleines Mädchen bemerkt hätte, das über die Terrasse hingewandert war und jetzt plötzlich stehen blieb und ihn mit rundäugiger Offenheit anzublicken begann. Für einen Augenblick war er einfach ergötzt; denn das Gesicht des Kindes verrieth hülflose Verwunderung, im nächsten war er angenehm überrascht.

„Ei der Tausend, das ist ja meine Freundin Maggie," sagte er. Ich sehe, daß Du mich nicht vergessen hast."

Maggie wurde nach kurzem Parlamentiren bewogen, ihr Wiedererkennen mit einem Kusse zu besiegeln. Dann eingeladen, zu erklären, wie sie nach Saint Germain gekommen, machte sie sich an einen Bericht, in welchem das Allgemeine nach der Methode kleiner Kinder dem Besondern so fatal geopfert war, daß Longmore sich nach einer bessern Quelle der Benachrichtigung umsah. Er fand dieselbe in Maggie's Mama, die mit einer andern Dame am entgegengesetzten Ende der Terrasse saß. So nahm er

das Kind bei der Hand und führte es zu seinen Begleiterinnen zurück.

Maggie's Mama war eine junge amerikanische Dame, die, wie man sofort bemerkt haben würde, ein hübsches und freundliches Gesicht hatte und einen kostspieligen Frühjahrsanzug trug. Sie begrüßte Longmore mit überraschter Herzlichkeit, erwähnte seinen Namen gegen ihre Freundin und hieß ihm, sich einen Stuhl zu holen und sich zu ihnen zu setzen. Die andere Dame, welche, obwohl ebenso jung und vielleicht hübscher, einfacher gekleidet war, verhielt sich schweigend und streichelte nur die Haare des kleinen Mädchens, das sie an ihr Knie gezogen hatte. Sie hatte nie von Longmore gehört, aber sie erfuhr jetzt, daß ihre Gefährtin mit ihm über den Ocean gekommen, ihn später auf ihrer Reise getroffen hatte und (da sie ihren Gemahl auf der Wall Street zurückgelassen) ihm für verschiedene kleine Gefälligkeiten verpflichtet war.

Maggie's Mama drehte sich von Zeit zu Zeit um und lächelte ihrer Freundin mit einladender Miene zu. Die letztere lächelte sie wieder an und fuhr anmuthig fort, nichts zu sagen.

Zehn Minuten lang empfand Longmore ein Wiederaufleben seines Interesses an der Dame, die sich mit ihm unterhielt; dann machte dasselbe, da Räthsel unterhaltender sind als Gemeinplätze, der Neugier in Betreff ihrer Freundin Platz. Seine Augen wanderten von ihr weg, ihre Zungenfertigkeit ließ weniger denken als das Schweigen der letzteren.

Die Fremde fiel vielleicht nicht sofort als Schönheit und nicht sofort als Amerikanerin auf, obwohl sie bei näherer Betrachtung entschieden Beides war. Sie war schmächtig und blond und, obwohl von Natur bleich, zart geröthet, anscheinend von kurz vorhergegangner Aufregung.

Was Longmore hauptsächlich an ihrem Gesichte auffiel, war, daß sich in demselben ein Paar wunderschön sanfte, fast schmachtende graue Augen mit einem ungewöhnlich ausdrucksvollen und strengen Munde vereinigten. Ihre Stirn war etwas breiter, als sie sich bei classischen Typen findet, und ihr dichtes braunes Haar war nicht nach der Mode geordnet, die damals gerade sehr häßlich war. Ihr Hals und ihre Büste waren nicht voll, aber sie standen deshalb nur mehr im Einklange mit gewissen raschen reizenden Bewegungen des Kopfes, welchen sie alle Augenblicke mit der Miene der Aufmerksamkeit und einem Seitenblick aus ihren taubenhaften Augen zurückwarf. Sie schien zugleich rührig und theilnahmlos, nachdenklich und unruhig zu sein, und Longmore entdeckte sehr bald, daß sie, wenn auch keine glänzende, doch wenigstens eine sehr interessante Schönheit war. Gerade dieser Eindruck ließ ihn großmüthig sein. Er merkte, daß er ein vertrauliches Gespräch unterbrochen hatte, und er hielt es für taktvoll, sich zurückzuziehen, nachdem er vorher von Maggie's Mama — einer Frau Draper — erfahren, daß sie mit dem Zuge, der um sechs Uhr abging, nach Paris zurückfahren werde. Er versprach, sie an der Station zu treffen.

Er hielt seine Zusage, und Frau Draper kam zu rechter Zeit, begleitet von ihrer Freundin. Die letztere jedoch nahm an der Thür Abschied und fuhr wieder weg, indem sie Longmore nur soviel Zeit ließ, um den Hut zu lüften.

„Wer ist sie?" fragte er mit sichtlichem Eifer, als er Frau Draper ihre Billets brachte.

„Kommen Sie und besuchen Sie mich morgen im Hotel de l'Empire," antwortete sie, „und ich will Ihnen Alles über sie erzählen." Longmore ermaß den Werth dieses Anerbietens, das ihn pünktlich im Hotel de l'Empire erscheinen lassen sollte, ohne Zweifel nicht genau, und es

war vielleicht gut, daß er das nicht that; denn er fand seine Freundin, die auf dem Punkte stand, Paris zu verlassen, durch Putzmacherinnen, die ihre Ablieferungsfrist verschoben, und meineidige Wäschefabrikantinnen so in Aufregung und Zerstreuung versetzt, daß ihr keinerlei Lust übrig blieb, um sich auf Erzählungen einzulassen, die nicht ihr eignes Interesse betrafen.

„Sie müssen Saint Germain fürchterlich langweilig finden," sagte sie, als er gehen wollte. „Warum wollen Sie nicht mit mir nach London kommen?"

„Führen Sie mich bei Madame de Mauves ein," antwortete er, „und Saint Germain wird mich zufrieden stellen." Alles, was er erfahren hatte, war der Name und Wohnort der Dame.

„Ah, sie, die arme Frau, wird Ihnen Saint Germain nicht erheitern. Sie ist sehr unglücklich."

Longmore's weitere Erkundigungen wurden durch die Ankunft einer jungen Dame mit einer Putzschachtel unterbrochen, aber er nahm, als er ging, das Versprechen eines Briefchens mit, das ihn einführen und ihm sofort nach Saint Germain zugeschickt werden sollte.

Er wartete eine Woche, aber das Briefchen kam nicht, und er erklärte, daß Frau Draper kein Recht habe, sich über das treulose Betragen ihrer Putzmacherin zu beklagen. Er schlenderte über die Terrasse und wandelte im Walde herum, studirte vorstädtisches Straßenleben und machte einen matten Versuch, die Spuren des Hofes der verbannten Stuarts zu verfolgen; aber seine meiste Zeit verbrachte er damit, daß er sich fragte, wo Madame de Mauves wohnte, und ob sie nie auf der Terrasse spazieren ginge. Er entdeckte schließlich, daß sie dies manchmal that; denn eines Nachmittags gegen die Dämmerung hin, bemerkte er sie, wie sie allein an der Brüstung lehnte. Es

kam ihm vor, als ob in seinem kurzen Zögern sich zu nähern beinahe ein Anflug zitternder Befangenheit läge, aber seine Neugier wurde durch das Bewußtsein, daß dies das Ergebniß einer viertelstündigen Bekanntschaft war, nicht vermindert. Sie erkannte ihn, als er sich näherte, sogleich wieder und zwar in der Weise jemandes, der nicht gewohnt ist, einer verwirrenden Menge verschiedener Gesichter zu begegnen. Ihre Kleidung, ihr Gesichtsausdruck waren dieselben wie vorher, auch ihr Zauber war da, wie der einer holden Musik, die man zum zweiten Mal hört. Sie erleichterte die Unterhaltung bald dadurch, daß sie ihn nach Nachrichten von Frau Draper fragte. Longmore sagte ihr, daß er jeden Tag Kunde von ihr erwartete, und erwähnte nach einer Pause des ihm zugesagten Einführungsbillets.

„Es scheint jetzt weniger nothwendig," sagte er — „wenigstens für mich. Aber für Sie — ich möchte wohl, daß Sie die schmeichelhaften Dinge erführen, die Frau Draper wahrscheinlich über mich sagen wird."

„Wenn es endlich eintrifft," antwortete sie, „so müssen Sie kommen und mich besuchen. Und wenn es nicht kommt, so müssen Sie mich ohne dasselbe besuchen."

Dann, als sie trotz des dunklerwerdenden Zwielichts weiter verweilte, erklärte sie es damit, daß sie auf ihren Mann warte, der mit dem Zuge von Paris kommen solle und der oft auf seinem Nachhausewege über die Terrasse ginge. Longmore erinnerte sich, daß Frau Draper sie unglücklich genannt, und er fand es passend, anzunehmen, daß dieser selbe Mann sie unglücklich mache. Auf Grund der Erfahrungen, die er während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Paris gemacht, fragte er sich: „Wie kann es anders sein mit einem holden amerikanischen Mädchen, das einen unsaubern Franzosen heirathet?"

Aber dieses zärtliche Warten auf die Rückkehr ihres Eheherrn untergrub seine Hypothese, und dieselbe erhielt einen weitern Stoß durch die sanfte Hast, mit der sie sich einer herankommenden Gestalt zukehrte und sie begrüßte. Longmore gewahrte in dem schwindenden Lichte einen untersetzten Herrn in den ersten Vierzigern, der einen hohen hellen Hut trug, und dessen Gesicht, sich undeutlich vom Himmel abhebend, mit einem phantastisch spitzgedrehten Schnurrbarte geziert war. Herr de Mauves begrüßte seine Frau mit überfeiner Galanterie und richtete, nachdem er sich gegen Longmore verbeugt, auf Französisch verschiedene Fragen an sie. Bevor sie den ihr dargebotnen Arm nahm, um nach ihrem an der Terrassenthür harrenden Wagen zu gehen, stellte sie ihm unsern Helden als einen Freund der Frau Draper vor, einen Landsmann, den sie in ihrem Hause zu sehen hoffe. Herr de Mauves antwortete kurz, aber höflich in recht gutem Englisch und führte seine Frau hinweg.

Longmore beobachtete ihn, wie er seinen malerischen Schnurrbart drehend dahinging, mit einem Gefühl von Verdruß, von dem er sicherlich nicht im Stande gewesen wäre, sich Rechenschaft zu geben. Die einzige denkbare Ursache war das Licht, welches das gute Englisch des Herrn de Mauves auf sein eignes schlechtes Französisch warf. Longmore sah sich außer Stande, die Sprache erträglich zu sprechen. Er bewunderte sie und erfreute sich an ihr, aber wenn er in ihr seine Redewendungen wählen sollte, war es, als ob der Genius der Verlegenheit und Unbehülflichkeit selbst ihn beherrschte. Aber er bedachte mit Genugthuung, daß Madame de Mauves und er ein und dasselbe Idiom redeten, und sein Verdruß wurde schließlich dadurch zerstreut, daß er diesen Abend auf seinem Tische einen Brief von Frau Draper fand. Derselbe enthielt eine kurze formelle Einführungsepistel an Madame de Mauves, aber der Brief

selbst war ausführlich und vertraulich. Sie hatte das Schreiben aufgeschoben, bis sie London erreicht, wo sie natürlich eine Woche lang andere Amusements gefunden hatte.

„Mich dünkt, es sind diese alle Welt verwirrenden Engländerinnen mit ihren grünen Barege-Kleidern und ihren weißgesteppten Stiefelchen, die mich in Vertheidigung meiner selbst an meine anmuthige Freundin in Saint Germain und mein Versprechen, Sie bei ihr einzuführen, erinnert haben. Ich glaube, ich habe Ihnen schon erzählt, daß sie unglücklich ist, und ich fragte mich später, ob ich mich damit nicht eines Vertrauensbruchs schuldig gemacht habe. Aber Sie würden es ja selbst herausgefunden haben, und überdies erzählte sie mir keine Geheimnisse. Sie erklärte, sie sei das glücklichste Geschöpf von der Welt, und dann brach das arme Ding in Thränen aus, und ich betete, Herr erlöse uns von solchem Glücke. Es ist die klägliche Geschichte eines amerikanischen Mädchens, das geboren, um weder eine Sklavin noch ein Spielzeug zu sein, einen liederlichen Franzosen heirathet, der des Glaubens lebt, daß ein Weib entweder das Eine oder das Andere sein muß. Das einfältigste amerikanische Frauenzimmer ist zu gut für den besten Ausländer, und die ärmsten unter uns haben geistige Bedürfnisse, die ein Franzose nicht zu würdigen versteht. Sie war romantischer und eigensinniger Natur und hielt die Amerikaner für ordinär. Eheliches Glück ist vielleicht etwas Ordinäres, aber mich dünkt, heute wünscht sie ein bischen weniger elegant zu sein. Herrn de Mauves war es natürlich um nichts als um ihr Geld zu thun, welches er wie ein König für seine menus plaisirs verthut. Ich hoffe, daß Sie das Compliment zu schätzen wissen, das ich Ihnen mache, wenn ich Ihnen empfehle, hinzugehen und eine unglückliche Gattin zu trösten. Ich habe nie einem Manne

einen solchen Beweis meiner Werthschätzung gegeben, und wenn ich mich in Ihnen täuschte, würde ich der Welt entsagen. Beweisen Sie der Madame de Mauves, daß ein amerikanischer Freund Bewunderung und Hochachtung besser mit einander zu verbinden versteht, als ein französischer Ehemann. Sie vermeidet alle Gesellschaft und lebt allein, indem sie niemand bei sich sieht als eine entsetzliche französische Schwägerin. Bitte, lassen Sie mich hören, daß Sie ihrem verzweiflungsvollen Lächeln etwas von seiner Traurigkeit benommen haben. Machen Sie, daß sie mit gutem Gewissen lächelt."

Diese eifrigen Ermahnungen riefen in Longmore's Gemüth einige Verwirrtheit hervor. Er sah sich an den Rand einer häuslichen Tragödie gestellt, vor der er sich instinctmäßig auf sich zurückzog. Mit seiner jetzigen Kenntniß der Verhältnisse bei Madame de Mauves vorzusprechen, kam ihm gewissermaßen wie Fischen in getrübtem Wasser vor. Er war ein bescheidener Mann, und doch legte er sich die Frage vor, ob die Wirkung seiner Aufmerksamkeiten nicht zu ihrer Trübsal beitragen werde. Das schmeichelhafte Gefühl, einen ungewöhnlichen Fall vor sich zu haben ließ ihn jedoch im Verlaufe der Zeit zuversichtlicher werden — möglicherweise auch rücksichtsloser und dreister. Es schien eine begeisternde Idee, dem Lächeln seiner holden Landsmännin die Traurigkeit zu benehmen, und er hoffte wenigstens sie zu überzeugen, daß es so etwas wie einen angenehmen Amerikaner gäbe. Er machte ihr ohne Verzug seinen Besuch.

II.

Sie war vor vierzehn Jahren von einer verwittweten Mutter, die lieber in Homburg und Nizza war, als daß sie Stufen in den Röcken einer rasch wachsenden Tochter ausließ, ihrer Ausbildung halber in ein pariser Kloster gethan worden. Hier erwarb sie sich neben verschiedenen eleganten Fertigkeiten — der Kunst, eine Schleppe zu tragen, einen Strauß geschmackvoll zu binden, eine Tasse Thee zu präsentiren — eine gewisse Richtung der Einbildungskraft, welche für ein Zeichen frühreifer Weltlichkeit hätte angesehen werden können. Sie träumte davon, sich einen Titel zu erheirathen — nicht um des Vergnügens willen, sich Madame la Vicomtesse nennen zu hören (woraus sie sich, wie ihr schien, nie viel machen würde), sondern weil sie den romantischen Glauben hegte, daß die vornehmste Herkunft die Bürgschaft für ein ideales Zartgefühl sei. Romane werden selten in so vollkommen gutem Glauben gestaltet, und Euphemia's Entschuldigung lag in ihrer von Grund aus reinen Phantasie. Sie war durch nichts von der Welt zu verderben, und sie hegte und pflegte diese verhängnißvolle Vorstellung, als ob sie eine Lehre wäre, die ihr ein Engel mit weißen Schwingen offenbart hätte. Selbst nachdem ihr die Erfahrung hundert sehr greifbare Andeutungen gegeben, daß dem nicht so sei, fand sie es leichter, an Fabeln zu glauben, wenn sie einen gewissen edlen Zug einschlossen, als an wohlbezeugte, aber unsaubere Thatsachen. Sie glaubte, daß ein Herr mit einem langen Stammbaume nothwendig ein sehr feiner Mensch sein müsse, und daß das Bewußtsein einer malerischen Familienüberlieferung dem Charakter einen vortrefflichen Ton mittheile. Noblesse oblige, dachte sie, was den Adeligen selbst betrifft, und sie ist

eine Versicherung, was dessen Frau betrifft. Nie hatte sie mit einem Edelmann gesprochen, und diese Ueberzeugungen waren nur eine Sache überschwänglicher Theorie. Sie waren zum Theil die Frucht der Lectüre verschiedener ultramontaner Dichtungen — der einzigen, welche in der Bibliothek des Klosters Zulaß gefunden hatten — in welchen der Held immer ein legitimistischer Vicomte war, der Dutzende von Duellen ausfocht, aber zweimal monatlich zur Beichte ging, und zum Theil die Folge des parfümirten Geplauders ihrer Gefährtinnen, von denen viele filles de haut lieu waren, die im Klostergarten, nachdem sie den Sonntag zu Hause zugebracht, ihre Brüder und Vettern als Prinzen von der bezaubernden Gestalt und als junge Paladine schilderten. Euphemia hörte zu und sagte nichts, sie verhüllte ihre Visionen von der Ehe unter einer Grafenkrone in gewissenhaft bewahrtes Geheimniß. Sie gehörte nicht zu dem Typus junger Damen, die sich leicht bewogen finden, zu erklären, daß ihr Mann sechs Fuß in der Länge messen, ein bischen kurzsichtig sein, sein Haar in der Mitte scheiteln und bernsteinfarbene Lichter in seinem Barte haben müsse. Ihren Gefährtinnen kam es vor, als ob sie eine recht matte Phantasie hätte, und selbst der Umstand, daß sie ein Zweig der transatlantischen Demokratie war, erklärte ihnen nie genügend ihre Gleichgültigkeit gegen gesellschaftliche Fragen. Sie hatte im Geiste ein Bild von jenem Sohn der Kreuzfahrer, der ihr einst gestatten würde, ihn anzubeten, aber wie so mancher Künstler, der ein Meisterstück der Idealisirung geschaffen hat, schreckte sie davor zurück, es der öffentlichen Beurtheilung auszusetzen. Es war das Portrait eines Herrn, der eher häßlich als hübsch und eher arm als reich war. Aber seine Häßlichkeit sollte von edlem Ausdruck und seine Armuth von zartfühlendem Stolze sein. Euphemia hatte ein eignes Vermögen, welches er zu rechter

Zeit, nachdem er in beredtem Schweigen jene schönen Augen auf sie geheftet, welche die feudale Strenge seines Antlitzes mildern sollten, mit einer Menge erstickter Weigerungen annehmen sollte. Nur eine Bedingung wollte sie machen — sein Blut müßte von der feinsten Art sein. Hierauf wollte sie ihr Glück setzen.

Es begab sich, daß Umstände eintraten, welche dieser kindlichen Logik überzeugende Farbe verliehen.

Obwohl Euphemia nicht viel sprach, war sie eine eifrige Zuhörerin, und es gab Augenblicke, wo sie förmlich an den Lippen der Mademoiselle de Mauves hing. Ihr Freundschaftsverhältniß zu dieser auserwählten Schulkameradin gründete sich wie die meisten Freundschaftsverhältnisse auf gewisse Punkte, in denen sie sich von einander unterschieden. Mademoiselle de Mauves war sehr sicher in ihrem Auftreten, sehr gerieben, sehr ironisch, sehr französisch — kurz alles, wovon Euphemia fühlte, daß sie es unverzeihlicher Weise nicht sei. Während der Sonntage, wo sie en ville war, hatte sie die Welt geprüft und ein Urtheil über sie gewonnen, und sie theilte ihre Eindrücke unsrer aufmerksam lauschenden Heldin mit einer angenehmen Mischung von Enthusiasmus und Scepticismus mit. Sie war überdies eine hübsche und wohlgewachsene Person, an der Euphemia's Schmucksachen und Bänder besser auszusehen den Eigensinn hatten als an ihrer schmächtigen Eigenthümerin. Endlich hatte sie das hohe Verdienst, ein entschiedenes Beispiel der Tugend vornehmer Geburt zu sein, indem sie Ahnen, deren bei Joinville und Comines ehrenvoll Erwähnung geschieht, und eine Großmutter mit einer Habichtsnase hatte, die nach den Ferien aus einer echten alten Burg in der Auvergne zurückkam. Es schien Euphemien, als ob diese Eigenschaften ihre Freundin in der Welt mehr zu Hause sein ließen, als wenn sie die Tochter des wohlhäbigsten Materialwaarenhändlers

gewesen wäre. Eine gewisse aristokratische Unverschämtheit besaß Mademoiselle de Mauves im Ueberflusse, und ihre Raubzüge unter den Putzsachen ihrer Freundin waren ganz nach dem Geiste der Barone, ihrer Ahnen, im zwölften Jahrhundert — einem Geiste, den Euphemia nur als eine Art weitherziger Auffassung der Freundschaft und als ein Freisein von kleinlicher Rücksichtnahme auf die Meinungen der Welt betrachtete, welches sich früher oder später durch Handlungen überraschender Großherzigkeit rechtfertigen werde.

Mademoiselle de Mauves erfreute sich vielleicht nur in geringem Grade jener Denkart, die es der Gesellschaft gegenüber leicht nimmt, und um die Euphemia sie beneidete. Sie erwies sich später im Leben als eine so geschickte Intriguantin, daß das Bewußtsein, weitere Höhen ersteigen zu müssen, frühzeitig bei ihr erwacht sein muß. Die Bänder und Schmucksachen unsrer Heldin hatten mit der schwesterlichen Gönnerschaft der Andern zu thun, und die immer nach oben blickende Biegsamkeit ihres Charakters sogar noch mehr, der Hauptgrund aber, der Marie bewog, Euphemia einzuladen, ihre dreiwöchentlichen Ferien auf der Burg in der Auvergne zuzubringen, schloß weit höhere Betrachtungen ein. Mademoiselle de Mauves war allerdings in dieser Zeit siebenzehn Jahre alt und, wie anzunehmen war, fähig, sich weitgehende Zwecke zu setzen, und Euphemia, die kaum jünger war, war ein sehr geeignetes Object zu Versuchen, zumal sie hübsch genug war, um den Erfolg im Voraus sicher zu stellen.

Es ist ein Beweis für die Aufrichtigkeit des Strebens Euphemia's, daß die Burg ihrem Glauben keinen Stoß gab. Sie war weder ein heiterer noch ein luxuriöser Wohnort, aber das junge Mädchen fand sie so entzückend wie ein Theaterstück. Sie hatte zertrümmerte Thürme und einen trocknen Graben, eine rostige Zugbrücke und einen

mit buckeligen und grasüberwachsenen Steinen gepflasterten Hof, in welchem die Räder des altmodischen Wagens der alten Dame mit der Habichtsnase die Echos des siebzehnten Jahrhunderts aufzuwecken pflegten. Euphemia wurde nicht aus ihrem Traume aufgeschreckt, sie hatte im Gegentheil die Freude, ihn die Consistenz eines schmeichelhaften Vorgefühls annehmen zu sehen. Sie fand Geschmack an alten Dienstboten, alten Anekdoten, altem Hausgeräth, verblichnen Farben im Hauswesen und süßlichen stumpfen Düften — muffigen Schätzen, deren das Château de Mauves die Hülle und Fülle besaß. Sie machte ein Dutzend Skizzen in Wasserfarben nach der Art, wie man sie in ihrem Kloster betrieb, aber mit ihrer Empfindsamkeit skizzirte sie, wie man sagen kann, fortwährend mit freierer Hand.

Die alte Madame de Mauves hatte nichts Strenges als ihre Nase, und sie kam Euphemien als das vor, was sie in der That war, als eine anmuthige und ehrwürdige Reliquie einer historischen Ordnung der Dinge. Sie fand großen Gefallen an der jungen Amerikanerin, die den ganzen Tag bereit war zu ihren Füßen zu sitzen und auf Anekdoten vom bon temps und Citaten aus der Familienchronik zu hören. Madame de Mauves war eine sehr rechtschaffne alte Frau, die ihre Gedanken mit antiker Deutlichkeit äußerte. Eines Tages, nachdem sie Euphemien die glänzenden Locken zurückgestrichen und sie unter ihrer Brille her mit einiger Zärtlichkeit angeblinzelt hatte, erklärte sie mit einem energischen Kopfschütteln, daß sie nicht wisse, was sie aus ihr machen solle. Und als Antwort auf das erschrockene Erröthen des jungen Mädchens sagte sie:

„Ich möchte Ihnen wohl einen Rath geben, aber Sie scheinen mir so aus einem Stück zu sein, daß ich fürchte, wenn ich Ihnen einen Rath gebe, werde ich Sie verderben. Es ist leicht zu sehen, daß Sie keine von uns sind. Ich

weiß nicht, ob Sie besser sind, aber Sie scheinen mir mehr auf das Murmeln Ihres eignen jungen Geistes zu lauschen als auf die Stimme, die aus dem Beichtstuhl kommt, oder auf das Geflüster der Bequemlichkeit. Junge Mädchen waren zu meiner Zeit, wenn sie dumm waren, sehr gelehrig, aber wenn sie aufgeweckt waren, sehr schlau. Sie sind aufgeweckt genug, wie mich dünkt, und doch, wenn ich in diesem Augenblicke alle Ihre Geheimnisse erriethe, ist darunter wohl ein einziges, zu dem ich ein finstres Gesicht zu machen hätte? Ich kann Ihnen eins erzählen, das schlimmer ist als irgend eins, welches Sie für sich selbst entdeckt haben. Wenn Sie in Frankreich zu leben erwarten und glücklich sein wollen, so hören Sie nicht zu genau auf die kleine Stimme, von der ich soeben sprach, die Stimme, die weder die des Pfarrers noch die der Welt ist. Es wird Ihnen vorkommen, als sagte sie Dinge, die zu hören Ihnen nichts helfen würde. Sie werden Sie traurig machen, und wenn Sie traurig sind, werden Sie häßlich werden, und wenn Sie häßlich sind, werden Sie bitter, und wenn Sie bitter sind, werden Sie sehr unangenehm werden. Ich wurde zu dem Glauben auferzogen, daß die erste Pflicht der Frauenzimmer die wäre, zu gefallen, und die glücklichsten Weiber, die ich gekannt habe, waren diejenigen, welche dieser Pflicht getreulich nachkamen. Da Sie keine Katholikin sind, so können Sie vermuthlich keine Betschwester werden, und wenn Sie das Leben nicht als fünfzig Jahre lang dauernde Messe auffassen, so ist die einzige Weise, es aufzufassen, die, daß man es als ein Spiel auffaßt, wo die gewandte Hand gewinnt. Hören Sie mir zu: um nicht zu verlieren, müssen Sie — ich sage nicht, betrügen, aber nicht zu sicher sein, daß Ihr Nachbar das nicht thut, und sich nicht aus der Fassung bringen lassen, wenn er es thut. Verlieren Sie nicht, meine Liebe, ich bitte Sie inständig, ver-

lieren Sie nicht. Sein Sie weder mißtrauisch noch leichtgläubig, und wenn Sie finden, daß Ihr Nachbar Ihnen in die Karte guckt, schreien Sie nicht auf, sondern warten Sie recht höflich ihre Gelegenheit ab. Ich habe zu meiner Zeit mehr als einmal meine Revanche gehabt, aber ich bin nicht sicher, daß die süßeste, die ich am Leben als Ganzes nehmen könnte, die sein würde, wenn ich Ihre selige Unschuld von meiner Erfahrung Nutzen ziehen ließe."

Das war ein ziemlich unheimlicher Rath, aber Euphemia verstand ihn zu wenig, um entweder erbaut oder erschrocken zu sein. Sie saß da und horchte darauf, ungefähr wie sie auf die Reden einer alten Dame in einer Komödie gehorcht haben würde, deren Redeweise malerisch dem Muster ihrer Mantille und der Mode ihres Kopfputzes entsprechen sollte. Ihre Gleichgültigkeit war doppelt gefährlich; denn Madame de Mauves sprach getrieben von der Voraussicht der Dinge, die da kommen sollten, und ihre Worte waren die Folge eines etwas beunruhigten Gewissens — eines Gewissens, das ihr auf der einen Seite sagte, daß Euphemia ein zu zartes Opfer sei, um einem ehrgeizigen Plane geopfert zu werden, während es ihr auf der andern entgegenhielt, daß das Gedeihen ihres Hauses ein zu kostbares Erbtheil sei, um einem Bedenken geopfert zu werden. Das in Rede stehende Gedeihen hatte wiederholt schmerzliche Unterbrechungen erlitten und das Haus der de Mauves war von dem kalten Behagen eines Etablissements durchzogen worden, in welchem die Leute genöthigt waren, sich mit Tischgesprächen von ritterlichen Ahnen über den Mangel an Gerichten zu trösten, ein Stand der Dinge, der um so bedauerlicher war, als die Familie jetzt hauptsächlich durch einen Herrn vertreten war, der einen starken Appetit hatte, und der mit Recht behauptete, daß die geschichtliche Glorie des Hauses nicht von schlechtgenährten Helden herrühre.

Drei Tage nach Euphemia's Ankunft kam Richard de Mauves von Paris herauf, um seiner Großmutter seine Achtung zu bezeugen, und tractirte unsere Heldin mit ihrem ersten Zusammentreffen mit einem Edelmann von Fleisch und Blut. Als er hereinkam, küßte er seiner Großmutter die Hand mit einem Lächeln, welches sie veranlaßte, sie mit Würde wegzuziehen, und Euphemia, die dabeistand, sich verwundert fragen ließ, was zwischen ihnen vorgekommen sein müsse. Ihre unbeantwortete Frage war nur der Anfang eines Lebens voll bitterer Verlegenheit, aber der Leser darf erfahren, daß das Lächeln des Herrn de Mauves eine Antwort auf eine gewisse Nachschrift war, welche die alte Dame einem Briefe hinzugefügt hatte, der sofort von ihrer Enkelin an ihn gerichtet worden war, nachdem man sich überzeugt, daß Euphemia die Verheißungen der letzteren rechtfertigte. Mademoiselle de Mauves brachte ihren Brief ihrer Großmutter zur Billigung, erlangte aber nicht mehr, als was sich durch ein eiskaltes Nicken ausdrückte. Die alte Dame beobachtete sie mit einem düstern Blicke, als sie zur Versiegelung des Briefes schritt, und gebot ihr plötzlich, ihn wieder zu öffnen und ihr eine Feder zu bringen.

„Die Schmeicheleien Deiner Schwester sind nichts als Unsinn," schrieb sie, „die junge Dame ist viel zu gut für Dich schlechten Kerl. Wenn Du ein Gewissen hast, so wirst Du nicht kommen und von einem Engel voll Unschuld Besitz nehmen."

Das junge Mädchen, welches diese Zeilen gelesen hatte, schnitt ein etwas böses Gesicht, als sie den Brief in ein anderes Couvert steckte und eine andere Adresse schrieb; aber sie legte ihre Feder mit einem zuversichtlichen Kopfnicken hin, welches bedeuten konnte, daß nach ihrem besten Wissen ihr Bruder kein Gewissen hatte.

„Wenn Sie wirklich meinten, was Sie sagten,"

flüsterte der junge Mann seiner Großmutter bei der ersten bequemen Gelegenheit zu, „so würde es einfacher gewesen sein, wenn Sie sie den Brief nicht hätten schicken lassen.“

Vielleicht weil Madame de Mauves durch diese cynische Anspielung verletzt war, blieb sie während des größern Theiles der Zeit, die Euphemia auf der Burg verweilte, auf ihrem Zimmer, so daß die engelhafte Unschuld der letzteren ganz der Gnade und Barmherzigkeit des Barons überlassen war. Dieselbe erlitt indeß kein schlimmeres Mißgeschick, als daß sie veranlaßt wurde, sich ernster mit sich selbst zu beschäftigen.

Herr de Mauves war der wirklich gewordene Held der Romantik des jungen Mädchens und stimmte so vollständig mit diesem Geschöpfe ihrer Einbildungskraft überein, daß sie sich vor ihm fast wie vor einer übernatürlichen Erscheinung fürchtete. Er war fünfunddreißig Jahre alt, jung genug, um an die Möglichkeit einer eifrigen Thätigkeit denken zu lassen, und alt genug, um sich Meinungen gebildet zu haben, denen zuzuhören ein einfaches Frauenzimmer für ein geistiges Vorrecht halten konnte. Er war vielleicht ein klein wenig hübscher als Euphemias ziemlich finsteres, an Don Quixote erinnerndes Ideal, aber sehr wenige Tage dauerte es, und sie hatte sich mit seinem guten Aussehen ausgesöhnt, wie sie sich in ebenso kurzer Zeit mit seiner Häßlichkeit ausgesöhnt haben würde. Er war ruhig, ernst und eminent vornehm. Er sprach wenig, aber seine Reden hatten, ohne sentenziös zu sein, eine gewisse Noblesse des Tones, die sie noch am Ende des Tages in den Ohren des jungen Mädchens widerhallen ließen. Er erwies ihr direct sehr wenig Aufmerksamkeit, aber die Worte, die er zufällig an sie richtete, waren — wenn er sie auch nur fragte, ob sie etwas gegen seine

Cigarrette einzuwenden habe — von einem Lächeln voll außerordentlicher Freundlichkeit begleitet.

Bald nach seiner Ankunft begab es sich, daß er, als er ein widerspenstiges Pferd ritt, welches Euphemia ihn mit schüchterner Bewunderung im Burghofe hatte besteigen sehen, mit einer Gewalt abgeworfen wurde, die, ohne seiner Geschicklichkeit Eintrag zu thun, ihn für vierzehn Tage zu einem interessanten Kranken machte, der in der Bibliothek mit verbundenem Knie auf dem Sopha lehnte. Um ihm in seinem Stubenarrest die Zeit zu vertreiben, wurde Euphemia wiederholentlich veranlaßt, ihm etwas vorzusingen, was sie mit ein wenig natürlichem Zittern in ihrer Stimme that, das für eine treffliche Vervollkommung der Kunst hätte gelten können. Er überhäufte sie niemals mit Complimenten, aber er horchte ihr mit nie wegirrender Aufmerksamkeit zu, erinnerte sich aller ihrer Melodien und saß da und summte sie vor sich hin. So lange seine Einsperrung dauerte, verbrachte er Stunden in ihrer Gesellschaft und rief in ihr ein Gefühl hervor, nicht unähnlich dem eines freundlosen Künstlers, der plötzlich Gelegenheit gefunden hat, vierzehn Tage auf das Studium eines großen Modells zu verwenden. Euphemia studirte mit geräuschlosem Eifer das, was sie für den „Charakter" des Herrn de Mauves hielt, und je mehr sie hinsah, desto mehr schöne Lichter und Schatten glaubte sie an diesem Meisterwerke der Natur zu erblicken. Der Charakter des Herrn de Mauves war in der That, entweder weil er fühlte, daß man liebevoll in ihn eindrang, oder aus Gründen, die anmuthig sich der Analyse entziehen, nie so liebenswürdig gewesen, er schien wirklich von der Reinheit, die Euphemia in ihn hineininterpretirte, wiederzustrahlen.

An dem Gemüthszustande, in dem er Paris verlassen hatte — dem festen Entschlusse, ein junges Mädchen zu

heirathen, deren Reize den Bericht seiner Schwester von ihnen rechtfertigen oder nicht rechtfertigen mochten, die aber im schlimmsten Falle über ein paar Mal hunderttausend Franks jährlich gebot, — war eben nichts Besonderes zu bewundern gewesen. Er hatte auf Gefühle nicht gerechnet. Wenn sie ihm gefiel, desto besser, aber er hatte nur einen schmalen Rand dafür gelassen, und würde kaum zugegeben haben, daß eine so vortreffliche Partie dadurch noch hätte gewinnen können Er war ein gelassner Skeptiker, und es war ein eignes Schicksal für einen Mann, der an nichts glaubte, daß jemand so zärtlich an ihn glaubte. Was sein ursprünglicher Glaube gewesen, hätte er uns schwerlich sagen können; denn als er nach der Heimath seiner Kinderjahre zurückkehrte, um durch vorgebliches Sichverlieben seine Vermögensverhältnisse zu verbessern, war er ein durch und durch verdorbnes Geschöpf und mit mehr Sünden beladen, als daß es ihn davon hätte befreien können, wenn er dieselben einen ganzen Sommertag hindurch seinem Gewissen abgefragt hätte. Ein zehn Jahre lang fortgesetztes Jagen nach Vergnügungen, für das er nichts aufzuweisen hatte, als ein Bureau voll unbezahlte Rechnungen, hatte den natürlichen jungen Menschen so ziemlich erstickt, dessen ungestümer Wille und großherziges Temperament durch andere Verhältnisse möglicher Weise zu einem Resultate gestaltet worden wären, welches eine romantische Einbildungskraft recht wohl als eine spät blühende Blume ererbter Ehrenhaftigkeit hätte hinnehmen können. Das ungestüme Wesen des Barons war gedämpft worden, und er hatte gelernt, untadelhaft höflich zu sein, aber seine Großherzigkeit hatte ihre Schneide eingebüßt, und seine Höflichkeit, für welche auf die Dauer die Gesellschaft bezahlte, war kaum mehr als eine Form luxuriöser Selbstsucht wie seine Liebhaberei für

Batisttaschentücher, lavendelfarbene Handschuhe und anderen Flitterstaat, bei welchem die Philister in den Läden nichts in die Tasche bekamen. In späteren Jahren war er furchtbar höflich gegen seine Frau. Er hatte sich geformt, wie die Redensart lautete, und die ihm von der Gesellschaft, in die ihn seine Geburt und sein Geschmack einführten, vorgeschriebne Form wurde durch einige besondere Züge bezeichnet. Derjenige, welcher uns hauptsächlich angeht, ist seine Klassificirung der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts als Dinge, die nicht wesentlich verschieden sind von — nun, sagen wir von den hellen Handschuhen, die man in einem Abend schmutzig macht und wegwirft. Um indeß Herrn de Mauves Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — er hatte im Verlaufe der Zeit so vielfältige Beweise dieser nachgiebigen handschuhartigen Eigenschaft im weiblichen Charakter angetroffen, daß eine idealistische Auffassung ihm naturgemäß ein Spiel zu sein schien, bei dem er verlieren würde.

Euphemia schien ihm, wenn er auf seinem Sopha lag, keineswegs eine Widerlegung dieser Ansichten zu sein. Sie erinnerte ihn einfach daran, daß sehr junge Frauenzimmer in der Regel unschuldig sind, und daß dies im Ganzen das reizendste Stadium ihrer Entwickelung wäre. Ihre Unschuld flößte ihm den tiefsten Respect ein, und es schien ihm, daß dieselbe, wenn er recht bald ihr Gemahl würde, einer Gefahr weniger ausgesetzt sein würde. Die alte Madame de Mauves, die sich schmeichelte, in dieser ganzen Sache mit lobenswerther Strenge verfahren zu sein, hätte von seiner galanten Betrachtung lernen können. Vierzehn Tage lang war der Baron beinahe wieder ein erröthender Knabe. Er beobachtete sie hinter dem „Figaro" her, bewunderte sie und hielt den Mund. Er war nicht im Mindesten zu Liebelei geneigt, er hegte nicht den Wunsch,

die Wasser zu trüben, die er in den goldnen Kelch der Ehe hinüberzuleiten gedachte. Bisweilen gab ihm ein Blick, eine Bewegung Euphemia's das höchst wunderliche Gefühl, daß er beinahe verschämt sei oder es wenigstens scheine; denn sie hatte es an der Art, ihre Augen nicht niederzuschlagen, wie es der geheimnißvolle jungfräuliche Mechanismus verlangt, nicht verlegen aus dem Zimmer zu flattern, wenn sie ihn dort allein fand, ihn eher wie einen wohlthätigen als wie einen verderblichen Einfluß zu behandeln — eine strahlende Offenheit des Benehmens endlich trotz einer augenscheinlichen natürlichen Zurückhaltung, welche nicht zum Gegenstand eines Compliments zu machen, unartig, und nicht als selbstverständlich zu betrachten, unzart zu sein schien. In dieser Weise entwickelte sich im Gemüthe des Barons ein unbestimmter und ungewohnter Widerhall sanfter Eindrücke, wie wir es nennen dürfen, welcher die Umwandlung des „Gefühls" aus einer Zufälligkeit in eine Thatsache anzeigte. Seine Phantasie erfreute sich daran, er war ein großer Freund der Musik, und dies erinnerte ihn an etwas von der besten, die er jemals gehört hatte. Trotz des verdrießlichen Umstandes, daß er mit einem lahmen Knie daliegen mußte, war er auf besserer Laune, als er sie seit Monaten gekannt hatte. Er lag da und rauchte Cigaretten und hörte den Nachtigallen mit dem behaglichen Lächeln eines seiner Nachbarn vom Lande zu, dessen großer Ochse bei der Fettvieh-Ausstellung den Preis bekommen hatte. Aller Augenblicke erklärte er mit einer ungeduldigen Ahnung der Aehnlichkeit, daß er erbärmlich bête sei, aber er unterlag einem Zauber, welcher selbst der höchsten Strafe trotzte, lächerlich zu erscheinen.

Eines Morgens hatte er ein halbstündiges Gespräch unter vier Augen mit dem Beichtvater seiner Großmutter,

einem alten Abbé mit sanfter Stimme, welchen Madame de Mauves aus Gründen, die sie für sich behielt, plötzlich hatte rufen lassen und den sie im Salon hatte warten lassen, während sie sich ihre Locken in Ordnung brachte. Als Hochehrwürden zu der alten Dame hinaufging, versicherte er ihr, daß der Herr Baron sich in höchst erbaulichem Gemüthszustande befinde und ein vielversprechendes Object für das Wirken der Gnade sei. Dies war eine fromme Deutung der augenblicklichen guten Stimmung des Barons. Er hatte sich immer träge gefragt, wozu eigentlich Priester gut seien, und er erinnerte sich jetzt mit dem Gefühl, dem Abbé besonders verpflichtet zu sein, daß sie sich vortrefflich für Leute eigneten, die heirathen wollten.

Ein paar Tage darnach machte er seine Bandagen ab und versuchte es mit einem Spaziergange. Er nahm seinen Weg in den Garten und humpelte mit Erfolg eine der Alleen hin, aber inmitten seines Fortschreitens ergriff ihn ein Schmerzanfall, der ihn zwang, still zu stehen und um Hülfe zu rufen. Im Augenblicke kam Euphemia den Pfad entlang getrippelt und bot ihm mit der offenherzigsten Besorgniß ihren Arm an.

„Nicht nach dem Hause," sagte er, indem er ihn annahm, „weiter nach dem Bosquet." Diese Wahl wurde ihm dadurch eingegeben, daß sie soeben gestanden, sie habe ihn das Haus verlassen sehen und einen Unfall gefürchtet, und so sei sie ihm auf den Zehen gefolgt.

„Warum schlossen Sie sich mir nicht an?" hatte er gefragt, indem er ihr einen Blick zugeworfen, in welchem seine Bewunderung sich nicht mehr verbarg, und sich doch halb und halb vor der Antwort gefürchtet, daß man eine junge Dame nicht einem Herrn folgen sehen dürfe. Aber diese Bewunderung that einen Athemzug, der ihre Lunge für eine lange Folgezeit füllte, als sie einfach erwiderte,

wenn sie ihn eingeholt hätte, so würde er ihren Arm aus Höflichkeit angenommen haben, während sie doch gewünscht hätte, das Vergnügen zu haben, ihn allein gehen zu sehen.

Das Bosquet war mit einem duftigen Geflecht blühender Reben bedeckt, und eine Nachtigall trillerte Liebeslieder in einer solchen verschwenderischen Fülle, daß dem Baron sein eigenes Verhalten als Gipfel der Schicklichkeit vorkam.

„In Amerika," sagte er, „habe ich immer gehört, daß ein Mann, wenn er ein junges Mädchen zu heirathen wünscht, sich ihr einfach, Gesicht zu Gesicht, ohne irgendwelche Ceremonie anträgt — ohne daß Eltern und Oheime und Vettern in einem Kreise dabei herumsitzen."

„Je nun, ich glaube, das ist so," sagte Euphemia, indem sie große Augen machte, und zu überrascht war, um beunruhigt zu sein.

„Sehr wohl denn," sagte der Baron, „nehmen wir an, unser Bosquet hier wäre in Amerika. Ich biete Ihnen meine Hand auf amerikanische Manier an. Es wird mich mit einigem Glück erfüllen, wenn Sie sie annehmen."

Ob Euphemia's Annahme auf amerikanische Manier erfolgte, weiß ich nicht zu sagen. Ich neige mich aber der Ansicht zu, daß es für klopfende, dankbare, vertrauensvolle, sanfterstaunte junge Herzen in der ganzen Welt nur eine Manier giebt.

Diesen Abend schrieb sie in dem kleinen Thurmstübchen, welches sie zu bewohnen das Glück hatte, einen pflichtgetreuen Brief an ihre Mama, und eben hatte sie ihn zugesiegelt, als von Madame de Mauves nach ihr geschickt wurde. Sie fand diese alte Dame in ihrem Boudoir in einem lavendelfarbenen Kleide. Alle Lichter waren angezündet, als ob sie ihres Enkels Verlobung feiern wollte.

„Sind Sie sehr glücklich?" fragte Madame de Mauves, indem sie Euphemia nöthigte, sich vor sie hinzusetzen.

„Ich fürchte fast, es zu sagen," sagte das junge Mädchen, „weil ich denke, ich könnte mich selbst aus meinem Traume aufwecken."

„Mögen Sie nie daraus erwachen, belle enfant," sagte die alte Dame feierlich. „Dies ist die erste Heirath, die in unsrer Familie je auf diese Art vor sich geht — wo ein Baron de Mauves einem jungen Mädchen wie Hans der Hanne in einer Laube seine Hand anträgt. Es ist nicht unsere Weise, die Sachen zu thun, und man kann sagen, es fehle ihr an Ehrlichkeit. Mein Enkel sagt mir, daß er es für die vollkommenste Ehrlichkeit hält. Sehr gut. Ich bin eine sehr alte Frau, und wenn Eure Meinungsverschiedenheiten immer so offen hervortreten wie Eure Uebereinstimmung, so möchte ich sie nicht sehen. Aber ich möchte nicht gern mit dem Gedanken sterben, daß Sie unglücklich werden sollten. Sie können das auch nicht über einen gewissen Punkt hinaus, weil, obwohl der Herr in dieser Welt bisweilen unsere Erwartungen vereitelt, er doch nie ganz außer Acht läßt, was wir verdienen. Aber Sie sind sehr jung und unschuldig und leicht zu betrügen. Nie gab es in der Welt einen Menschen, der so gut gewesen wäre als der Baron nach Ihrer Meinung — selbst unter den Heiligen nicht. Aber der Baron ist ein galant homme und ein Gentleman, und ich habe heut Abend mit ihm gesprochen. Ihnen wünsche ich dies zu sagen — vergessen Sie das weltliche Gerede, wo ich neulich von frivolen Weibern sprach, die glücklich wären. Es ist das nicht die Art Glück, die für Sie passen würde. Was Sie auch befallen möge, versprechen Sie mir das: bleiben Sie, was Sie sind. Die Baronin de Mauves wird sich dabei nicht schlechter stehen. Sie selbst, verstehen Sie, trotz alledem, trotz schlechter Lehren und schlechter Beispiele, selbst schlechter Behandlung. Seien Sie beharrlich und geduldig, was Sie

sind, und ein de Mauves wird Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Euphemia erinnerte sich dieser Rede in späteren Jahren, und mehr als einmal war ihr, wenn sie müde ihre Augen schloß, als ob sie die alte Frau kerzengerade in ihrem verschossnen Putze dasitzen und düster lachen sähe, wie eine der Schicksalsgöttinnen, welche sieht, wie das Rad des Glückes ihr Lieblingsereigniß emportreibt. Aber in jenem Augenblicke schien sie ihr blos die für die Lage der Dinge passende Ernsthaftigkeit zu haben. Dies war, wie sie vermuthete, die Art und Weise, in welcher glückliche junge Mädchen von vornehmen alten Frauen an ihrem Verlobungstage angeredet zu werden pflegten.

In ihrem Kloster, nach dem sie unmittelbar nach diesen Ereignissen zurückkehrte, fand sie einen Brief von ihrer Mutter, der sie viel mehr erschreckte als die Bemerkungen der Madame de Mauves. Wer wären denn diese Leute, fragte Frau Cleve, die sich unterstanden hätten, ihrer Tochter vom Heirathen zu sprechen, ohne sie um Erlaubniß zu bitten? Offenbar zweifelhaftes Adelsvolk, die feinsten Leute in Frankreich thäten so etwas niemals. Euphemia würde schnurstracks nach ihrem Kloster zurückkehren, sich einschließen und ihre Ankunft abwarten.

Es kostete Frau Cleve drei Wochen, um von Nizza bis Paris zu reisen, und während dieser Zeit hatte das junge Mädchen keinen Verkehr mit ihrem Verlobten, als daß sie einen Veilchenstrauß annahm, der mit seinen Anfangsbuchstaben bezeichnet und von einer Freundin zurückgelassen worden war. „Ich habe Dich nicht mit so ernstmeinender Sorgfalt erzogen," erklärte sie ihrer Tochter bei ihrem ersten Zusammentreffen, „damit Du einen Franzosen heirathen sollst, der keinen Pfennig hat. Ich werde Dich

schnurstracks nach Hause bringen, und Du wirst gefälligst Herrn de Mauves vergessen."

Frau Cleve empfing diesen Abend in ihrem Hotel einen Besuch vom Baron, welcher ihren Zorn milderte, ihren Entschluß aber nicht änderte. Er hatte sehr gute Manieren, aber sie war sicher, daß er gräßlich unmoralisch war, und Frau Cleve, die in Betreff ihrer eignen Rechnung eine sehr gutmüthige Beurtheilerin gewesen war, fühlte ein geistiges Bedürfniß, ihre Tochter der Schicklichkeit zum Opfer darzubringen. Sie gehörte zu einer großen Klasse von Amerikanern, die sich in vertrautem Gespräch leichtfertig über Amerika aussprechen, aber in ein Gefühl moralischer Verantwortlichkeit zurückgeschreckt werden, wenn sie finden, daß die Europäer sie beim Worte nehmen.

„Ich kenne den Typus, meine Liebe," sagte sie zu ihrer Tochter mit einem weisen Kopfnicken. „Er wird Dich nicht prügeln, aber bisweilen wirst Du wünschen, er thäte es."

Euphemia verharrte in feierlichem Schweigen; denn die einzige Antwort, die sie, wie sie fühlte, ihrer Mutter zu geben im Stande war, war die, daß ihr Gemüth ein zu kleines Maß für die Dinge sei, und daß der „Typus" des Barons ein solcher sei, zu dessen Würdigung es einer gewissen mystischen Erleuchtung bedürfe. Eine Person, die ihn mit dem gemeinen Troß ihrer Badeortsbekanntschaften zusammenwarf, war keine Person, mit der sich streiten ließ. Es schien Euphemien, als ob sie keine Sache zu vertheidigen habe, ihre Sache war in den Händen Gottes und ihres Liebhabers.

Herr de Mauves war betroffen und verdrießlich gewesen über den Widerstand Frau Cleve's, und wußte kaum, wie er eine Gegnerin behandeln sollte, die nicht begriff, daß ein de Mauves nothwendig mehr gab, als er empfing. Aber er hatte bei seiner Rückkehr nach Paris Mittheilungen er-

halten, welche den Nutzen demüthigen Auftretens im Werthe steigen ließen. Euphemia's Vermögen war wunderbarer Weise größer als sein Ruf, und im Hinblick auf einen solchen Preis konnte selbst ein de Mauves eine Abmuckung hinnehmen.

Der Takt des jungen Mannes, sein ehrerbietiges Betragen, seine höfliche Beharrlichkeit gewannen der Frau Cleve ein Zugeständniß ab. Die Verlobung sollte vorläufig für aufgehoben gelten und ihre Tochter nach Hause zurückkehren, in die Welt eingeführt werden und die Huldigung empfangen, auf die sie ein Recht hatte, und welche nur zu sicher eine Form annehmen würde, die der Bewerbung des Barons gefährlich wäre. Sie sollten weder Briefe noch Andenken noch Botschaften austauschen; aber wenn nach Verlauf von zwei Jahren Euphemia genug Anträge ausgeschlagen hätte, um die Fortdauer ihrer Neigung zu bezeugen, sollte er eingeladen werden, sich wieder an sie zu wenden.

Diese Entscheidung wurde in Gegenwart der dabei interessirten Personen bekannt gegeben. Der Baron hielt sich tapfer und sah das junge Mädchen an, indem er einen zärtlichen Einspruch erwartete. Aber sie sah ihn nur schweigend wieder an, indem sie weder weinte noch lächelte, noch ihm die Hand hinstreckte. Hierauf trennten sie sich; aber als der Baron wegging, erklärte er vor sich selbst, daß er doch trotz der verwünschten zwei Jahre ein recht glücklicher Bursch sei, indem er eine Braut habe, die neben verschiedenen Millionen Francs noch so wunderbar schöne Augen besäße.

Wie viel Anträge Euphemia ablehnte, interessirt uns nur mäßig, auch wie der Baron seine zwei Jahre sich vertrieb, ist ziemlich einerlei. Er fand, daß er Zerstreuungen nöthig habe, und da Zerstreuungen kostspielig sind, so vermehrte er die Liste der Schulden, die mit Euphemia's Mil-

lionen gedeckt werden sollten, um schwere Summen. Manchmal setzte er mitten in dem, was er einst mit festerer Ueberzeugung als jetzt Vergnügen genannt, sich den Fall, daß es mit ihnen am Ende doch nichts würde, und dann entsann er sich jener letzten stummen Versicherung ihrer Augen und that einen tiefen Athemzug so festen Vertrauens, als er auf nichts Anderes in der Welt setzte, als auf seine eigne Pünktlichkeit in einer Ehrensache.

Endlich nahm er mit einem Briefe von Frau Cleve in der Tasche ein Billet für den Courierzug nach Havre, und zehn Tage später machte er Mutter und Tochter in Neuyork seine Verbeugung. Sein Aufenthalt war kurz, und er war augenscheinlich unfähig, sich klar zu machen, was Euphemia's Oheim, Herr Butterworth, der sie am Altar zusammengab, unsern großen Versuch in demokratischer Selbstregierung in ernstem Lichte nannte. Er lächelte über Alles und schien die neue Welt als eine Art kolossale Plaisanterie zu betrachten. Es ist freilich wahr, daß ein stetes Lächeln der natürlichste Ausdruck des Gesichts für einen Mann war, der im Begriffe stand, Euphemia Cleve zu heirathen.

III.

Longmore's erster Besuch schien ihm so reichliche Gelegenheit zu ruhigem Vergnügtsein zu eröffnen, daß er sehr bald einen zweiten abstattete, und nach Verlauf von vierzehn Tagen hatte er eine große Menge Stunden in dem kleinen Salon verbracht, den Madame de Mauves selten und nur dann verließ, wenn sie eine Fahrt oder einen

Spaziergang im Walde machte. Sie lebte in einem altmodischen Pavillon zwischen einem Hofe mit hohen Mauern und einem maßlos gekünstelten Garten, hinter dessen Einfassung man eine lange Reihe von Baumwipfeln sah. Longmore liebte den Garten und pflegte an den milden Nachmittagen, während seine Wirthin drinnen sitzen blieb, seinen Stuhl durch die offne Glasthür nach der kleinen Terrasse zu tragen, die ihn überblickte. Nach einer Weile kam sie dann heraus und wandelte durch die schmalen Alleen und neben der in dünnem Strahle aufsteigenden Fontaine hin, bis sie ihn zuletzt durch ein Pförtchen in der Gartenmauer führte, das sich auf eine in den Wald führende Feldgasse öffnete. Hierher wanderte sie mehr als einmal mit ihm, in bloßem Kopfe und mit der Absicht, nicht weiter als zwanzig Ruthen zu gehen, aber immer schlenderte sie gutherzig weiter, und oft machte sie einen tüchtigen Spaziergang. Sie entdeckten eine Menge Dinge, über die sich plaudern ließ, und Longmore hatte die Genugthuung, zu dem Vergnügen, zu fühlen, wie die Stunden sich mit unhörbarem Tritt entfernten, noch die Vermuthung hinzutreten zu sehen, daß er für Madame de Mauves eine „Hülfsquelle" sei. Er hatte ihre Bekanntschaft mit dem nicht durchweg angenehmen Gefühle gemacht, daß sie eine Frau mit einem schmerzlichen Geheimnisse sei, und daß ihre Bekanntschaft suchen ungefähr dasselbe war wie der Besuch eines Hauses, wo sich ein Kranker befand, der kein Geräusch vertragen konnte. Aber sehr bald bemerkte er, daß ihr Kummer, wofern es Kummer war, kein vordringlicher war, daß er keine Attituden und Ceremonien liebte, und daß sie den ernsten Wunsch hegte, ihn zu vergessen. Er fühlte, daß er, selbst wenn Frau Draper ihm nicht gesagt hätte, daß sie unglücklich war, es errathen haben würde, aber er hätte kaum auf einen Beweis dafür hinweisen können. Er war

hauptsächlich negativer Art — sie erwähnte niemals ihres Mannes. Darüber hinaus schien ihm ihr ganzes Wesen auf einen tieferen Ton gestimmt zu sein, als die harmonische Natur beabsichtigt, sie war wie eine Sängerin mit kräftiger Stimme, die ihre hohen Noten verloren hatte. Sie hing nie den Kopf, seufzte nie und verrieth nie durch Blicke unaussprechliche Dinge, sie überließ sich niemals düstern Sarkasmen gegen das Schicksal, sie hatte, kurz gesagt, nichts von der Coquetterie einer unglücklich sein Wollenden an sich. Aber Longmore war überzeugt, daß ihre sanfte Heiterkeit das Ergebniß einer mannhaften Anstrengung war, und daß sie sich für seine Gedanken zu interessiren versuchte, um den ihrigen zu entgehen. Wenn sie den Wunsch gehegt hätte, seine Neugier zu erregen und ihn im Sturm in ihr Vertrauen zu ziehen, so hätte nichts ihrem Zwecke besser dienen können als diese edle Zurückhaltung.

Longmore sagte sich, daß in solcher eifriger Selbstverläugnung eine seltene Großherzigkeit lag, und daß nur ein Weib unter zehntausenden im Stande war, einen tiefempfundenen persönlichen Schmerz danklos so zu verbergen, daß man äußerlich nichts davon gewahr wurde. Madame de Mauves ließ ihre Augen, wie er instinctmäßig fühlte, nicht am Horizont nach einem Ersatz oder einem Tröster umherschweifen, sie hatte eine persönliche Täuschung erlitten, die ihr Personen widerwärtig gemacht hatte. Sie strebte nicht darnach, ihrem Kummer durch eine stark gewürzte Freude das Gegengewicht zu halten, für jetzt versuchte sie mit ihm zu leben, friedlich, ehrenwerth, ohne Aergerniß — indem sie gelegentlich den Schlüssel zu ihm drehte, wie man das mit einem Gefährten macht, der einem Anfall von Wahnsinn ausgesetzt ist. Longmore war ein Mann von feinen Sinnen und lebhafter Einbildungskraft, deren Leitbänder ihm nie aus der Hand entschlüpft waren. Er begann seine Wirthin als eine Ge-

stalt zu betrachten, die von einem Schatten verfolgt wurde, der gewissermaßen ihr intensiveres, authentischeres Selbst war. Dieses sie umschwebende Geheimniß wurde für ihn allmählig zu einem ganz außerordentlichen Zauber. Ihre zarte Schönheit nahm vor seinem Auge die Miene gewisser weißgestirnter griechischer Statuen an, und zuweilen, wenn seine Einbildungskraft mehr als sein Ohr in dem Tone, in welchem sie versuchte, zu bewirken, daß eine freundschaftliche Frage hinter sich nichts von dem hohlen Wiederhall der Geistesabwesenheit hatte, ein leises Zittern entdeckte, gaben ihr seine verwunderten Augen eine beredtere, obwohl viel weniger auf den fraglichen Punkt gerichtete Antwort, als sie erwartete.

Sie gab ihm in der That viel zu denken, und in seiner Unbekanntschaft mit ihrem innern Leben bildete er sich ein Dutzend versuchsweise aufgestellter Theorien über die Geschichte ihrer Ehe. Sie hatte aus Liebe geheirathet und ihre ganze Seele dabei eingesetzt, davon war er überzeugt. Sie hatte nicht deshalb einen Franzosen geheirathet, um in der Nähe von Paris und ihrer Basis für die Versorgung mit Putzmacherschöpfungen zu sein; er war sicher, daß sie das eheliche Glück in einem Lichte gesehen hatte, von dem ihr gegenwärtiges Leben mit seinen bequemen Gelegenheiten, von Putzladen zu Putzladen herumzuschweifen, und seiner sittlichen Unfruchtbarkeit und Oede die vollständige Negation war. Aber durch welchen außerordentlichen Proceß des Herzens, — durch welches geheimnißvolle Aussetzen jenes sittlichen Instincts, der mit dem Herzen selbst dann noch Schritt halten kann, wenn dieses Organ ungewöhnlich rasch geht, war sie dahin gelangt, ihre Neigungen einem anmaßenden frivolen Franzosen zuzuwenden? Longmore hatte nicht nöthig, daß man ihm das sagte, er wußte, daß Herr de Mauves frivol war, es war in seinen

Augen, seiner Nase, seinem Munde, seiner Haltung ausgeprägt. Für französische Frauen hatte Longmore nur wenig Wohlwollen oder wenigstens — was bei ihm ungefähr auf dasselbe hinauslief — nur wenig Galanterie; sie schienen ihm allesammt zu dem Typus einer gewissen feinen Dame zu gehören, der er einen Empfehlungsbrief zu überreichen gewagt, und die er unmittelbar nach seinem ersten Besuche bei ihr in sein Notizbuch als „metallisch" eingetragen hatte. Warum sollte Madame de Mauves das Loos einer Französin gewählt haben — sie, deren Charakter einen Duft hatte, der selbst den glänzendsten Metallen nicht eigen ist? Er fragte sie eines Tages freimüthig, ob es ihr nichts gekostet habe, sich zu verpflanzen — ob es ihr nicht schwer auf der Seele liege, in ganz unversöhnlichem Widerspruch „mit allen diesen Leuten" zu stehen. Sie schwieg eine Weile, und er meinte, sie überlege sich, ob sie eine so unceremoniöse Hindeutung auf ihren Gemahl nicht übel nehmen solle. Er wünschte beinahe, daß dies der Fall, es würde wie ein Beweis aussehen, daß ihr tiefes Zurückhalten mit ihrem Grame eine Grenze habe.

„Ich bin beinahe hier aufgewachsen," sagte sie zuletzt, „und hier war es, wo für mich jene Träume von der Zukunft Gestalt annahmen, die wir alle haben, wenn wir aufhören, sehr jung zu sein. Wie die Dinge liegen, kann man sehr amerikanisch sein und es doch mit seinem Gewissen einrichten, in Europa zu leben. Meine Einbildungskraft — ich hatte etwas davon, als ich jünger war — half vielleicht auch mit, wenn ich hier Glück zu finden meinte. Und was bedeutet es am Ende für eine Frau? Dies hier um mich ist vielleicht nicht Amerika, aber es ist ebensowenig Frankreich. Frankreich ist da draußen, jenseits des Gartens, in der Stadt, im Walde; aber hier, dicht um mich herum, in meinem Zimmer und" — sie hielt

einen Augenblick inne — „in meinem Innern ist ein namenloses Land, in dem ich allein lebe. Nicht das Land, in dem eine Frau lebt, ist's, was sie glücklich oder unglücklich macht," setzte sie hinzu.

Von Madame Clairin, Euphemia's Schwägerin, hätte man vermuthen können, daß sie die anmuthige Aufgabe übernommen hätte, Longmore mit Scham über seine spöttischen Notizen in Betreff ihres Geschlechtes und Volkes zu erfüllen. Mademoiselle de Mauves hatte ein Beispiel zur Bestätigung einer Regel geliefert, indem sie ein lohnendes Ehebündniß geschlossen und ihren adeligen Namen den Millionen eines gedeihenden und strebsamen Großhändlers in Apothekerwaaren geopfert hatte — eines Herrn, der freigebig genug dachte, um sein Vermögen als einen mäßigen Preis dafür anzusehen, daß er in Kreise bugsirt wurde, die nicht nach pharmaceutischen Düften rochen. Sein System war möglicherweise richtig, aber die Art, wie er es anwendete, war eine unglückliche. Herr Clairin ließ sich durch sein Glück den Kopf verrücken. Nachdem er sich eine aristokratische Frau angeschafft, nahm er auch ein aristokratisches Laster an und begann an der Börse zu spielen. In einer bösen Stunde erlitt er schwere Verluste und wagte dann schwere Summen, um sich wieder aufzuhelfen. Aber seinem ersten Verluste folgte nur ein größerer. Dann ließ er Alles fallen — seinen Verstand, seinen Muth, seine Rechtlichkeit — kurz Alles, was ihn zu dem hatte werden lassen, was seine lächerliche Heirath so rasch zu nichte gemacht hatte. Er schritt eines Tages die Hände in den leeren Taschen die Rue Vivienne hinauf und stand eine halbe Stunde da, um verwirrt den glitzernden Boulevard auf und ab zu stieren. Die Leute rannten gegen ihn an, und ein halb Dutzend Wagen überfuhren ihn beinahe, bis endlich ein Polizeimann, der ihn eine Zeit lang beobachtet

hatte, ihn beim Arme nahm und sanft hinwegführte. Mit Thränen in den Augen blickte er nach dem dreieckigen Hute und dem Säbel des Mannes, er hoffte, derselbe werde ihm den Zorn des Himmels deuten, an ihm die Strafe vollziehen, welche die Selbstverachtung erheischte, die auf seiner Seele lastete. Aber der Stadtsergeant stellte ihn nur in eine Thüröffnung, damit ihm kein Schade passire, und ging dann weg, um einen finanziellen Streit zwischen einer alten Dame und einem Fiackerkutscher zu überwachen. Der arme Herr Clairin war nur ein Jahr verheirathet gewesen, aber er hatte Zeit gehabt, den hochfahrenden Geist der de Mauves zu ermessen. Als die Nacht herabgesunken war, begab er sich nach dem Hause eines Freundes und bat um Unterkunft für eine Nacht, und da sein Freund, der einfach sein früherer Buchhalter war und in beschränkten Verhältnissen lebte, einige Noth hatte, ihn unterzubringen, sagte Clairin: „Sie müssen mich entschuldigen, aber ich kann nicht nach Hause gehen. Ich fürchte mich vor meiner Frau.“ Gegen Morgen jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Seine Wittwe wußte die Reste seines Vermögens besser zur Geltung zu bringen, als man erwarten konnte, und trug die allerhübschesten Trauerkleider. Vielleicht aus diesem letzteren Grunde geschah es, daß sie sich in andern Beziehungen einschränken und eine zeitweilige Heimath unter dem Dache ihres Bruders annehmen mußte.

Das Schicksal hatte Madame Clairin einen fürchterlichen Streich gespielt, war bei ihr aber nur auf eine Gegnerin und nicht auf ein Opfer gestoßen. Obwohl aller Schönheit baar, hatte sie immer das gehabt, was man eine vornehme Haltung zu nennen pflegt, und von jetzt an war ihre Haltung vornehmer wie je. Wenn sie so in ihren schwarzen Falbeln das Kleid nachschleppend hinschwebte,

ihren wohlfrisirten Kopf zurückwarf und ihre wachsame Lorgnette an die Augen hielt, schien sie das ganze Feld der Gesellschaft mit den Blicken zu durchschweifen und sich zu fragen, wo sie Rache nehmen könne für das ihr vom Schicksal widerfahrene Unrecht. Plötzlich erspähte sie dieselbe, ganz nahe zur Hand, in dem Reichthum und der Liebenswürdigkeit des armen Longmore. Amerikanische Dollars und amerikanische Weichherzigkeit hatten das Glück ihres Bruders gemacht, warum sollten sie nicht auch das ihre machen? Sie überschätzte Longmore's Reichthum und deutete sich seine Liebenswürdigkeit falsch; denn sie war überzeugt, daß ein Mann nicht so zufrieden ohne reich und nicht so anspruchslos ohne weichherzig zu sein sein könnte. Er begegnete ihrem Entgegenkommen mit einer förmlichen Artigkeit, welche viel wenig schmeichelhaftes Mißvergnügen verbarg. Es wurde ihm vor ihr äußerst unbehaglich zu Muthe, und obwohl er in Verlegenheit war, zu begreifen, wie er ein Gegenstand des Interesses für eine geriebene Pariserin sein könne, so hatte er doch ein unklares Gefühl, wie das Opfer einer Beschwörung in einen Zauberkreis eingeschlossen zu sein.

Wenn Madame Clairin seine puritanische Seele hätte ergründen können, so würde sie ihren Zauberstab und ihr Buch bei Seite gelegt und zugestanden haben, daß mit ihm nichts anzufangen sei. Sie verursachte ihm eine Art moralischen Schauder, und nie gedachte er ihrer in seinem Innern anders als mit dem Ausdrucke, das furchtbare Weib — das entsetzliche Weib. Er ließ ihrer Vornehmheit Gerechtigkeit widerfahren, aber wenn er sich freuen wollte, zog er die Nichtvornehmheit der Madame de Mauves vor, und nie machte er ihr, nachdem er vor einer ihrer gnädigen Einleitungen zu einem vertraulichen Verhältnisse fünf Minuten lang mit eiskalter Gelassenheit gestanden, seine Ver-

beugung, ohne besonders lebhaft den Wunsch zu empfinden, in den Wald hinaus zu schlendern, sich in das warme Gras zu werfen und in den blauen Himmel hinaufstarrend zu vergessen, daß es Weiber in der Welt gebe, die nicht wie die wogenden Baumgipfel dem Herzen wohlthäten.

Eines Tages begegnete sie ihm bei seiner Ankunft im Hofe und sagte ihm, daß ihre Schwägerin sich mit einem Kopfweh eingeschlossen, und daß sein Besuch ihr gehören müsse. Er folgte ihr mit der besten Miene, die ihm zu Gebote stand, in den Salon und saß dort eine halbe Stunde vor ihr und drehte seinen Hut. Plötzlich verstand er sie, die schmeichelnde Cadenz ihrer Stimme war eine deutliche Einladung für ihn, sich die unvergleichliche Ehre ihrer Hand zu erbitten. Er wurde roth bis an die Wurzeln seiner Haare und sprang mit unwiderstehlichem Ungestüm empor. Dann bemerkte er, als er einen Blick auf Madame Clairin fallen ließ, die da saß und ihn mit harten Augen so zu sagen über dem Rande ihres Lächelns beobachtete, auf ihrer Stirn ein Aufblitzen nie verzeihenden Ingrimms. Es sah nicht hübsch aus, aber seine Augen verweilten einen Augenblick darauf; denn der Blitz schien ihren Charakter zu beleuchten. Was er da sah, erschreckte ihn und er fühlte, wie er murmelte: „Die arme Madame de Mauves!“ Er ging plötzlich weg, und dies Mal eilte er wirklich in den Wald hinaus und legte sich ins Gras.

Nach diesem Vorfalle bewunderte er Madame de Mauves mehr als je, sie schien eine hellere Gestalt, gefolgt von einem dunkleren Schatten. Nach Verlauf eines Monats empfing er einen Brief von einem Freunde, mit dem er einen Ausflug durch die Niederlande verabredet hatte, und der ihn an sein Versprechen erinnerte, ihn zu rechter Zeit in Brüssel zu treffen. Erst nachdem er seine Antwort auf die Post gegeben, ermaß er vollständig den Eifer, mit dem

er erklärt hatte, daß die Reise entweder aufgeschoben oder aufgegeben werden müsse — daß es ihm unmöglich sei, Saint Germain zu verlassen. Er machte einen Spaziergang in den Wald und fragte sich, ob das unwiderruflich wahr sei. Wenn es so war, so war es ohne Zweifel seine Pflicht, schnurstracks nach Hause zu gehen und seinen Koffer zu packen. Der arme Webster, der, wie er wußte, mit allem Eifer auf diesen Ausflug gerechnet hatte, war ein vortrefflicher Mensch, vor sechs Wochen noch würde er durch Feuer und Wasser gegangen sein, um sich Webster anzuschließen. Es war niemals seine Art gewesen, einen Freund, den er seit zehn Jahren geliebt, um einer Frau willen über Bord zu werfen, die er seit sechs Wochen — bewundert hatte. Es stand sicherlich außer Frage, daß er zu Saint Germain verweilte, weil dieses bewundernswürdige verheirathete Weib dort war, aber was war mitten in aller dieser Bewunderung aus der Klugheit geworden? Das war das Betragen eines Mannes, der auf dem Wege war, sich bis über die Ohren zu verlieben. Wenn sie so glücklich war, wie er glaubte, so konnte die Liebe eines solchen Mannes ihr sehr wenig mehr helfen als seine Gleichgültigkeit; war sie es weniger, so bedurfte sie keiner Hülfe und konnte auf seine freundschaftlichen Dienste verzichten. Er war überdies überzeugt, daß sie, wenn sie erfuhr, daß er ihrethalben dablieb, außerordentlich verdrießlich darüber sein würde. Aber gerade dieses Gefühl machte es ihm schwer, zu gehen, ihr Mißvergnügen konnte den sanften Stoicismus, der ihn bis ins tiefste Herz hinein rührte, nur steigern.

In gewissen Momenten allerdings sagte er sich, daß es einfach ungebührlich war, zu bleiben, daß es unzart war, einen solchen vor der Welt zurücktretenden Gram zu einem täglichen Studium zu machen. Aber seine Neigung dazu antwortete, daß die Kraft, mit der sie sich auf sich selbst

stützte, ihr eines Tages ausgehen würde, und er hatte eine Vision, die ihm zeigte, wie dieses bewundernswürdige Wesen vergeblich um Hülfe rief. Er wollte ihr für alle Zeit ein Freund sein, es war für sie beide unwürdig, an die Folgen zu denken. Aber er war ein Freund, der ein murrendes Bedauern mit sich herumtrug, daß er sie nicht fünf Jahre früher kennen gelernt habe, und zugleich eine brütende Feindseligkeit gegen die, welche ihm zuvorgekommen waren. Es schien einer der höhnischsten Streiche des Schicksals, daß sie von Menschen umgeben sein sollte, deren einziges Verdienst darin bestand, daß sie dem Zauber ihr Charakters ein strahlendes Relief gaben.

Longmore's wachsender Verdruß machte es ihm immer schwieriger, in dem Baron de Mauves irgend ein anderes Verdienst zu erblicken. Und doch würde es, wenn man die Sache uninteressirt betrachtete, schwer gewesen sein, den ungeheuerlichen Lastern, die eine solche Abschätzung in sich schloß, einen Namen zu geben, und es gab Zeiten, wo unser Held gegen sein feineres Urtheil überzeugt war, daß er eigentlich der rücksichtsvollste der Gatten sei, und daß seine Frau die Schwermuth um der Schwermuth willen liebe. Seine Manieren waren vollkommen gut, seine Artigkeit war ohne Grenzen, und er schien sie nie anders als mit dem Hute in der Hand anzureden. Sein Ton gegen Longmore war, wie dieser sich vollkommen bewußt war, der eines Mannes von Welt gegen jemand, der nicht ganz ein Mann von Welt war, aber was ihm an Achtung mangelte, ersetzte er durch eine behagliche Freundschaftlichkeit.

„Ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie die Schüchternheit meiner Frau überwunden haben," erklärte der Baron mehr als einmal. „Wenn wir sie thun ließen, was ihr gefiele, so würde sie sich lebendig begraben. Kommen Sie recht oft, und bringen Sie noch jemand mit. Sie will

mit meinen Freunden nichts zu schaffen haben, aber vielleicht wird sie die Ihrigen annehmen."

Der Baron machte diese Bemerkungen mit einer gewissenlosen Gemüthsruhe, die unsern Helden in das größte Staunen versetzte, da derselbe des arglosen Glaubens lebte, daß der Kopf eines Menschen ihm die Gebrechen seines Herzens zeigen und ihn veranlassen müsse, sich ihrer zu schämen. Er konnte ihn nicht für fähig halten, seine Frau zu vernachlässigen und ihr Leiden fast humoristisch aufzufassen. Longmore hatte jedenfalls das empörende Gefühl, daß der Baron eher weniger als mehr von seiner Frau hielt, als sie verdiente, und zwar auf Grund gerade desselben feinen Unterschieds der Naturen, der seine Sympathie so tief anregte.

Der Baron war während der Besuche Longmore's selten zugegen und machte täglich eine Reise nach Paris, wo er, wie er einmal — nicht im mindesten im Tone der Entschuldigung — erwähnte, „Geschäfte" hatte. Wenn er erschien, war es spät am Abend und mit einer durch nichts zu störenden Miene, als ob er mit aller Welt auf dem besten Fuße stände, die ganz besonders unangenehm war, wenn man zufällig persönlich etwas mit ihm auszumachen hatte. Wenn er ein guter Mensch war, so war er sicherlich ein guter Mensch, der verdorben war. Etwas hatte er jedoch, um das Longmore ihn in unbestimmter Weise beneidete — eine Art stolzer Bestimmtheit — eine durch die Ueberlieferung von Jahrhunderten abgerundete und geglättete Manier seines Auftretens — eine heitere Gemüthsruhe, die er seinetwegen und nicht um seines Nächsten willen bewahrte, und welche die Folge von etwas Besserem als einem guten Gewissen, von einem kräftigen und unbekümmerten Temperament zu sein schien. Der Baron war offenbar kein moralischer Mann, und der arme Longmore,

der einer war, würde sich gefreut haben, wenn er das Geheimniß seiner überquellenden Heiterkeit hätte erfahren können. Was war es, das ihn in den Stand setzte, ohne ein Ungeheuer mit sichtbar gespaltenen Füßen und nach Schwefeldampf riechendem Athem zu sein, eine so liebenswürdige Frau zu mißachten und in der Welt mit einem Lächeln unter seinem Schnurrbarte herum zu gehen? Es war die im Grunde rohe Beschaffenheit seiner Einbildungskraft, die ihm trotzdem so viele nette Complimente zu drechseln geholfen hatte. Er konnte sehr höflich und er konnte ohne Zweifel im höchsten Grade unverschämt sein, aber er war ebenso unfähig, eine moralische Schlußfolgerung feinerer Art zu ziehen, wie ein Schulknabe, der eine Woche lang die Schule geschwänzt hat, im Stande ist, ein Problem der Algebra zu lösen. Es war zehn gegen eins zu wetten, daß er nicht wußte, daß seine Frau sich unglücklich fühlte, er und seine brillante Schwester stimmten offenbar darin überein, daß sie ihre Gefährtin für ein puritanisches Persönchen hielten, das, von dürftigen Ansprüchen und mäßiger Bildung, zufrieden war, wenn es von der Terrasse nach Paris hinblicken und als besonderes Tractament einen ihm sehr ähnlichen Landsmann haben konnte, der es mit plumpem transantlantischen Geplauder versorgte. Herr de Mauves war seiner Lebensgefährtin überdrüssig, er liebte eine saftigere weibliche Gesellschaft. Sie war zu bescheiden, zu einfach, zu zart, sie hatte zu wenig Künste, zu wenig Gefallsucht, zu viel Herz. Herr de Mauves war vermuthlich eines Tages, als er sich eine Cigarre anzündete, zu dem Schlusse gelangt, daß sie dumm sei. Es war, wie Longmore moralisirte, dieselbe Sorte Geschmack, wie der, welcher an Gérôme als Maler und an Herrn Gustave Flaubert als Schriftsteller Gefallen fand. Der Baron war ein Heide, und seine Frau war eine Christin, und infolge dessen war

zwischen ihnen eine Kluft. Er war nach Herkunft und Instinct ein Grand Seigneur. Longmore hatte oft von diesem vornehmen gesellschaftlichen Typus gehört und war gebührend dankbar für die Gelegenheit, ihn von nahe betrachten zu können. Er hatte gewiß eine malerische Kühnheit der Umrisse, aber er wurde von geistigen Quellen gespeist, so weit entlegen von denen, deren lebendiges Sprudeln er in seiner eignen Seele fühlte, daß er sich darüber betraf, wie er durch einen trüben historischen Nebel mit unversöhnlichem Widerwillen nach ihm hinblickte. „Ich bin ein moderner Bourgeois," sagte er sich, „und vielleicht kein so guter Richter darüber, wie weit die Zunge einer Frau beim Souper gehen kann, ohne ihren Ruf zu schädigen. Aber ich bin nicht mit einer der holdesten Frauen zusammengekommen, ohne sie zu erkennen und zu entdecken, daß eine gewisse Charaktereigenthümlichkeit bessere Unterhaltung gewährt, als Therese's Gassenhauer, von einer liederlichen Herzogin gesungen. Witz gegen Witz, ich denke, mit meinem komme ich weiter."

Es war in der That leicht zu bemerken, daß Herr de Mauves, wie sich das für einen Grand Seigneur schickte, einen Vorrath strenger Ansichten hatte. Er würde vielleicht nicht gerade gewünscht haben, daß seine Frau in Liebhaber-Operetten als Nebenbuhlerin der in Rede stehenden Herzoginnen hauptsächlich neueren Ursprungs auftrete; aber er war der Meinung, daß ein Herr sich sein Vergnügen nehmen könne, wo er es finde, daß es ihm völlig frei stehe, es zu Hause nicht zu finden, und daß die Frau eines de Mauves, die den Kopf hinge und rothgeweinte Augen hätte, und sich erlaubte, auf zudringliches Bedauern etwas Anderes zu antworten, als daß die Vergnügungen ihres Gemahls seine Sache wären, jeden Anspruch darauf verscherzt hätte, daß man sich über ihre Fingerspitzen beuge und sie küsse.

Und doch glaubte Longmore, daß der Baron trotz dieser gesunden Grundsätze über die untadelige Zurückhaltung seiner Frau eher verdrießlich als erfreut wäre. Dämmerte es ihm dunkel auf, daß es Selbstbeherrschung und nicht Selbstauslöschung war? Sie war ein Muster aller untergeordneten Matronen seines Geschlechts in Vergangenheit und Zukunft, und eine gelegentliche „Scene" von ihr in einem passenden Augenblick würde etwas Beruhigendes gehabt haben — würde ihre Dummheit ein wenig überzeugender dargethan haben, als ihre unergründliche Ruhe.

Longmore würde viel darum gegeben haben, wenn er den Grund ihrer Unterwürfigkeit unter ihr Schicksal hätte erfahren können, und er versuchte mehr als einmal, aber mit ungeschickter Schüchternheit, das Geheimniß zu ergründen. Sie schien sich lange gegen die Beweiskraft grausamer Thatsachen gesträubt, und obwohl sie derselben zuletzt erlegen war, sich das Recht zur Klage abgesprochen zu haben, weil sie zwar den Glauben verloren, aber ihren heroischen Edelsinn bewahrt hatte. Er glaubte sogar, daß sie im Stande sei, sich selbst anzuklagen, daß sie zu viel erwartet, und daß sie sich ihre bitteren Empfindungen auszureden suche, indem sie sage, daß ihre Hoffnungen Täuschungen gewesen, und daß sie dies eben — Leben heiße.

„Ich hasse die Tragödie," sagte sie einmal zu ihm, „ich habe eine wahrhaft kleinmüthige Furcht vor moralischen Leiden. Ich glaube, daß es — ohne daß man dabei an schmachvolle Zugeständnisse zu denken braucht — stets einen Weg giebt, ihm zu entgehen. Ich möchte lieber niemals in meinem Leben lächeln, als einem einzigen heftigen Ausbruch des Kummers unterliegen."

Sie lebte augenscheinlich in nervöser Furcht, einmal in verhängnißvoller Weise die Ueberzeugung in die Hände zu bekommen — ihrer Täuschung auf den Grund zu sehen.

Longmore empfand, wenn er daran dachte, eine unendliche Sehnsucht, ihr etwas bieten zu können, wovon sie so überzeugt sein könne, wie davon, daß die Sonne am Himmel steht.

IV.

Sein Freund Webster verlor keine Zeit, ihn der niederträchtigsten Untreue anzuklagen und ihn zu fragen, was er an Saint Germain fände, daß er es Van Eyck und Hemling, Rubens und Rembrandt vorzöge. Einen oder zwei Tage, nachdem er Websters Brief erhalten, machte er mit Madame de Mauves einen Spaziergang im Walde. Sie setzten sich auf einen umgefallnen Baumstaum, und sie begann die Anemonen und Veilchen, die sie gesammelt, zu einem Strauße zu ordnen.

„Ich habe einen Brief bekommen," sagte er zuletzt, „von einem Freunde, den ich in Brüssel zu treffen versprochen habe. Die Zeit ist gekommen — sie ist vorübergegangen. Sie findet mich ganz furchtbar abgeneigt, Saint Germain zu verlassen."

Sie blickte mit dem aufrichtigen Interesse auf, das sie immer für seine Angelegenheiten an den Tag gelegt hatte, war aber augenscheinlich nicht geneigt, seinen Worten eine Deutung nach ihrer Person hin beizulegen.

„Saint Germain ist ja ganz hübsch," sagte sie, „aber lassen Sie sich wohl Gerechtigkeit widerfahren? Werden Sie nicht in Zukunft bedauern, daß Sie, statt zu reisen, Städte, Monumente, Museen zu sehen und Ihren Geist zu bilden, hier gesessen haben — zum Beispiel wie jetzt —

auf einem Baumstamme, um meine Blumen zu zerpflücken?"

„Was ich in zukünftigen Tagen bedauern werde," antwortete er nach einigem Zaudern, „ist, daß ich hier gesessen und in der Sache nicht die Wahrheit gesagt habe. Ich bin ein Freund von Museen und Monumenten, und ich liebe es, meinen Geist zu bilden, und ich liebe ganz besonders meinen Freund Webster. Aber ich kann mich nicht dahin bringen, Saint Germain zu verlassen, ohne Ihnen eine Frage vorzulegen. Sie müssen mir vergeben, wenn sie eine unglückliche ist, und sich versichert halten, daß Wißbegierde nie mit mehr Hochachtung verbunden war. Sind Sie wirklich so unglücklich, als ich mir einbilde?"

Sie hatte offenbar seine Frage nicht erwartet, und sie begrüßte sie mit einem erschreckten Erröthen. „Wenn es Ihnen auffällt, daß ich mich unglücklich fühle," sagte sie, „so bin ich Ihnen weniger Freundin gewesen, als ich zu sein wünschte."

„Ich bin Ihnen vielleicht mehr Freund gewesen, als Sie vermuthet haben. Ich habe Ihre Zurückhaltung, Ihren Muth, Ihre studirte Heiterkeit bewundert. Aber ich habe gefühlt, daß darunter ein Etwas sich verbirgt, das mehr Sie selbst ist, als diese Eigenschaften und Aeußerungen — mehr Sie selbst, als daß ich wünschte, Sie so kennen zu lernen — etwas, wovon ich geglaubt habe, daß es ein steter Kummer ist."

Sie hörte ihm mit großem Ernste zu, aber ohne daß es aussah, als ob sie Anstoß daran nähme, und er fühlte, daß, während er ängstlich die letzten Folgerungen der Freundschaft berechnet, sie dieselben ruhig angenommen hatte.

„Sie überraschen mich," sagte sie langsam, und ihr Erröthen verweilte noch auf ihrer Wange. „Wollte ich mich

aber weigern, Ihnen zu antworten, so würde das einen Eindruck befestigen, der augenscheinlich bereits zu stark ist. Ein Gefühl des Unglücklichseins, bei dem man dasitzen und behaglich darüber sprechen kann, ist ein Unglücklichsein mit bestimmten Grenzen. Wenn ich von einer Commission zur Erforschung des Glückes der Menschheit verhört würde, so würde ich gewiß für ein sehr glückliches Frauenzimmer erklärt werden."

Es lag etwas entzückend Sanftes für ihn in ihrem Tone, und die Weichheit desselben schien sich zu vertiefen, als sie fortfuhr: „Aber lassen Sie mich mit aller Dankbarkeit für Ihre Theilnahme hinzufügen, daß dies ganz und gar meine Sache ist. Es braucht Sie nicht zu stören, Herr Longmore; denn ich bin mir in Ihrer Gesellschaft oft wie ein recht zufriednes Menschenkind vorgekommen."

„Sie sind ein wundervolles Weib," sagte er, „und ich bewundere Sie, wie ich niemals jemand bewundert habe. Sie sind klüger, als irgend etwas, ich zum Beispiel, Ihnen sagen kann, und um was ich Sie bitte, ist nicht, mir zu erlauben, daß ich Ihnen einen Rath gebe oder Trost einspreche, sondern daß ich Ihnen einfach danke, daß ich Sie kennen lernen durfte." Er hatte keinen solchen Ausbruch der Gefühle beabsichtigt, aber seine Stimme klang laut, und er empfand eine Art ungewohnter Freude, als er die Worte aussprach.

Sie schüttelte ihren Kopf mit einiger Ungeduld. „Lassen Sie uns Freunde sein — solche Freunde, wie ich dachte, daß wir werden würden — ohne feierliche Versicherungen und schöne Worte. Wenn Sie mir Complimente wegen meiner Klugheit machen wollten, so würde das mich wirklich unglücklich machen. Ich kann auf Ihre Bewunderung besser verzichten als die vlämischen Maler — besser als Van Eyck und Rubens trotz aller ihrer Verehrer. Gehen Sie, gesellen Sie

sich zu Ihrem Freunde — sehen Sie Alles, genießen Sie Alles, lernen Sie Alles, und schreiben Sie mir einen vortrefflichen Brief, der von Ihren Eindrücken überfließt. Ich liebe die niederländischen Maler über die Maßen," fügte sie mit einem leisen Versagen der Stimme hinzu, das Longmore schon einmal bemerkt, und das er sich als plötzliche Ermüdung eines Geistes gedeutet hatte, der sich selbst verurtheilt, eine Rolle zu spielen, die nicht sein Wesen ausdrückt.

„Ich glaube nicht, daß Sie sich aus den niederländischen Malern auch nur das Geringste machen," sagte er mit einem Lachen, das er nicht zurückzudrängen suchte. „Aber gewiß werde ich Ihnen einen Brief schreiben."

Sie erhob sich und wandte sich heimwärts, indem sie im Gehen gedankenvoll wieder ihre Blumen ordnete. Es wurde wenig gesprochen. Longmore fragte sich mit einem Zittern in den unausgesprochnen Worten, ob das Alles einfach bedeute, daß er liebe. Er blickte nach den Krähenschwärmen, die zwischen den Baumwipfeln am goldfarbnen Himmel ihre Schwenkungen machten, aber nicht nach seiner Begleiterin, deren liebliche Gegenwart sich in das Glück verloren hatte, das sie geschaffen. Madame de Mauves war still und ernsthaft; denn sie fühlte sich schmerzlich enttäuscht. Eine sentimentale Freundschaft war nicht ihr Wunsch gewesen, sie hatte den Plan gehabt, mit Longmore als einem ruhigen Geiste einen guten Theil ihrer Mußezeit zu verbringen, welche sie nützlicher Unterhaltung unpersönlicher Art zu widmen geneigt war. Sie hatte ihn außerordentlich gern und empfand, daß in ihm ein Etwas lag, dem sie, als sie sich in ihrem Mädchenherzen gesagt, daß ein ärmlicher französischer Baron die reifste Frucht der Zeit sei, nur sehr wenig Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen.

Sie gingen durch das Pförtchen in der Gartenmauer

und näherten sich dem Hause. Auf der Terrasse unterhielt sich Madame Clairin mit einem Freunde — einem kleinen ältlichen Herrn mit einem weißen Schnurrbart und einem Orden im Knopfloche. Madame de Mauves zog es vor, um das Haus herum in den Hof zu gehen, worauf ihre Schwägerin, indem sie Longmore mit einem gebietenden Kopfnicken grüßte, ihre Lorgnette nach den Augen erhob und sie anstarrte, als sie vorbeigingen. Longmore hörte den alten Herrn ein altmodisches Epigramm von „la vieille galanterie française" aussprechen, und dann blickte er auf einen plötzlichen Antrieb hin nach Madame de Mauves und fragte sich verwundert, was sie in einer solchen Welt thäte. Sie blieb vor dem Hause stehen, ohne ihn zum Eintreten aufzufordern. „Ich hoffe," sagte sie, „daß Sie meinen Rath befolgen und keine Zeit mehr in Saint Germain verschwenden werden."

Einen Augenblick wollte ihm ein verblichnes Compliment, ungefähr der Art, daß er seine Zeit hier nicht verschwendet habe, auf die Lippen steigen, aber es erstarb vor der einfachen Aufrichtigkeit ihres Blickes. Sie stand da so sanft und ernst wie der Engel der Uninteressirtheit, und Longmore war es zu Muthe, als ob er sie beleidigen würde, wenn er ihre Worte als einen Köder für Schmeichelei behandelte. „Ich werde in ein paar Tagen aufbrechen," antwortete er; „aber ich werde Ihnen nicht versprechen, nicht wiederzukommen."

„Das hoffe ich auch nicht," sagte sie einfach. „Ich erwarte noch lange hier zu sein."

„Ich werde kommen und Ihnen Lebewohl sagen," erwiderte er, worauf sie lächelnd mit dem Kopfe nickte und in das Haus ging.

Er wendete sich ab und ging langsam über die Terrasse nach Hause zu. Es schien ihm, daß sie so zu verlassen, um

eines Gewinnes willen, auf den sie selbst bestand, sie besser kennen und mehr bewundern hieß. Aber er war in einer unbestimmten Gährung der Gefühle, die ihre ausweichende Antwort auf seine Frage vor einer halben Stunde eher gesteigert als erstickt hatte. Plötzlich begegnete er auf der Terrasse Herrn de Mauves, der mit dem Aufrauchen einer Cigarre beschäftigt an der Brustwehr lehnte. Der Baron, der, wie ihm vorkam, besonders leutselig aussah, bot ihm seine weiße, dralle Hand. Longmore blieb stehen. Er empfand den plötzlichen verdrießlichen Wunsch, ihm zuzuschreien, daß er das reizendste Weib der Welt habe, daß er sich schämen solle, das nicht zu wissen, und daß er bei aller seiner Gescheidtheit noch nie in die Tiefen ihrer Augen geblickt habe. Der Baron meinte das, wie wir wissen, gethan zu haben, aber es war jetzt etwas in Euphemia's Augen, was vor fünf Jahren noch nicht darin gewesen war. Sie sprachen eine Weile über verschiedene Dinge, und Herr de Mauves berichtete in launiger Weise über seinen Besuch in Amerika. Sein Ton beschwichtigte Longmores aufgeregte Gefühle nicht. Er schien das Land als einen gigantischen Spaß zu betrachten, und seine Höflichkeit ging nur so weit, daß er zugab, es sei kein schlechter. Longmore hatte es nicht an der Gewohnheit, den angriffsweise vorgehenden Lobredner unsrer Einrichtungen zu machen, aber die Erzählung des Barons bestätigte seine schlimmsten Eindrücke von französischer Oberflächlichkeit. Er hatte nichts verstanden, er hatte nichts gefühlt, er hatte nichts gelernt, und unser Held erklärte, indem er einen Seitenblick auf sein aristokratisches Profil that, wenn der Hauptwerth eines langen Stammbaumes darin bestünde, daß man dabei ein so großsprecherischer Pinsel bliebe, so danke er seinen Sternen, daß die Longmores erst im gegenwärtigen Jahr-

hundert in der Person eines unternehmenden Holzhändlers aus der Dunkelheit aufgetaucht seien.

Herr de Mauves verweilte natürlich auf der Hauptwunderlichkeit der Amerikaner, der Freiheit, die jungen Mädchen gestattet ist, und erzählte die Geschichte seiner Nachforschungen nach „Gelegenheiten", die dieselbe französischen Edelleuten biete — Nachforschungen, mit denen er während eines Aufenthalts von vierzehn Tagen manche angenehme Stunde verbracht hatte. „Ich muß übrigens zugestehen," sagte er, „daß ich in jedem einzelnen Falle durch die außerordentliche Aufrichtigkeit der jungen Damen entwaffnet wurde, und daß sie sich mit besserem Erfolge zu hüten wußten, als ich in Frankreich viele Mamas ihre Töchter hüten sehen habe." Longmore begrüßte dieses hübsche Geständniß mit dem grimmigsten Lächeln und fand seine Patronage verdammt unverschämt.

Als er zuletzt erwähnte, daß er im Begriff stehe, Saint Germain zu verlassen, war er erstaunt, ohne gerade zugleich sich geschmeichelt zu fühlen, über die Art, wie die Aufmerksamkeit des Barons sofort lebhafter wurde. „Ei das bedauere ich sehr!" rief der letztere. „Ich hoffte, wir würden Sie den Sommer behalten." Longmore murmelte etwas Höfliches und fragte sich verwundert, warum Herr de Mauves sich irgendwie darum kümmere, ob er bliebe oder ginge. „Sie waren eine Zerstreuung für Madame de Mauves," fügte er hinzu. „Ich versichere Ihnen, ich segnete Ihre Besuche im Geiste."

„Sie waren für mich eine große Freude," sagte Longmore ernst. „Ich hoffe eines Tages zurückzukommen."

„Bitte, thun Sie das," und der Baron legte seine Hand dringend auf seinen Arm. „Sie sehen, ich setze Vertrauen auf Sie." Longmore schwieg einen Augenblick, und der Baron paffte nachdenklich seine Cigarre und be-

obachtete den Rauch. „Madame de Mauves," sagte er endlich, „ist eine recht eigenthümliche Frau."

Longmore wechselte seine Stellung und fragte sich, ob er etwa im Begriff sei, Madame de Mauves zu „erklären."

„Da Sie ihr Landsmann sind," fuhr der Baron fort, „so nehme ich keinen Anstand, von der Leber weg zu reden. Sie ist ein bischen kränklich — das reizendste Weib von der Welt, wie Sie sehen, aber ein wenig grillenhaft — ein wenig exaltée. Nun sehen Sie, hat sie diese außerordentliche Vorliebe für die Einsamkeit gefaßt. Ich kann sie nicht dazu bringen, irgendwo hinzugehen, irgendwen zu besuchen. Wenn meine Freunde sich vorstellen, ist sie höflich, aber kalt wie Eis. Sie läßt sich selbst nicht Gerechtigkeit widerfahren, und ich erwarte jeden Tag, daß zwei oder drei von ihnen zu mir sagen: Deine Frau ist jolie à croquer, wie Schade, daß sie nicht auch ein wenig Esprit hat. Sie müssen herausgefunden haben, daß sie in Wirklichkeit sehr viel hat. Aber um die volle Wahrheit zu sagen, was ihr noth thut ist, sich selbst zu vergessen. Sie sitzt stundenlang allein und studirt in ihren englischen Büchern und blickt auf das Leben durch jenen fürchterlichen braunen Nebel, den sie mir immer über die Welt zu werfen schienen. Ich bezweifle, daß Ihre englischen Schriftsteller," fuhr der Baron mit einer heiteren Ruhe fort, die Longmore später als sublim bezeichnete, „eine sehr gesunde Lectüre für junge verheirathete Frauen sind. Ich mache keinen Anspruch darauf viel von ihnen zu wissen; aber ich erinnere mich, daß Madame de Mauves es einmal nicht lange nach unsrer Verheirathung unternahm, mir aus einem gewissen Wordsworth vorzulesen, einem Dichter, der bei Ihnen, wie es scheint, hochgeschätzt wird. Mir war es, als ob sie mich beim Genick nähme und mir den Kopf eine halbe Stunde über eine Schüssel voll Krautsuppe

hielte, und als ob man den Salon lüften müßte, bevor Besuch käme. Aber ich glaube, Sie kennen ihn, ce génie là. Ich glaube, meine Frau hat mir das niemals vergeben, und es ist für sie ein wirklicher Schreck gewesen, zu finden, daß sie einen Mann geheirathet hat, der fast ganz denselben Geschmack in der Literatur wie in der Kochkunst hat. Aber Sie sind ein Mann von allgemeiner Bildung," sagte der Baron, indem er sich Longmore zukehrte und seine Augen auf das Petschaft an seiner Uhrkette heftete. „Sie können über Alles sprechen, und ich bin überzeugt, Sie lieben Alfred de Musset ganz ebenso wie Wordsworth. Plaudern Sie mit ihr von Allem, Alfred de Musset mit eingeschlossen. Bah! da vergaß ich, daß Sie fortwollen. Kommen Sie denn zurück sobald als möglich, und erzählen Sie 'was von Ihren Reisen. Wenn Madame de Mauves doch auch ein paar Monate reisen wollte, es würde ihr gut thun. Es würde ihren Gesichtskreis erweitern" — hier schwippte Herr de Mauves ein paar Mal mit seinem Stocke durch die Luft — „es würde ihre Einbildungskraft wecken. Sie ist zu streng, wissen Sie — es würde ihr zeigen, daß man sich ein bischen beugen kann ohne zu brechen." Er hielt einen Augenblick inne und paßte zwei, oder dreimal kräftig. Dann wendete er sich wieder seinem Gefährten zu und sagte mit einem leichten Kopfnicken und einem vertraulichen Lächeln: „Ich hoffe, Sie bewundern meine Offenheit. Ich würde dies alles nicht zu einem von uns sagen."

Der Abend kam heran, und das langsam schwindende Licht schien in mattgoldnen Sonnenstäubchen durch die Luft zu fluthen. Longmore stand da und blickte auf diese leuchtenden Stäubchen, sie kamen ihm fast wie ein Schwarm summender Insecten vor, der als Refrain murmelte: „Sie hat viel Esprit — sie hat viel Esprit." „Ja, sie

hat viel," sagte er mechanisch, indem er sich dem Baron zuwandte. Herr de Mauves sah ihn scharf an, als ob er ihn fragen wollte, von was zum Teufel er spräche. „Sie hat viel Geist," sagte Longmore langsam, „sie ist sehr schön, sie besitzt eine große Menge Tugenden."

Herr de Mauves beschäftigte sich einen Augenblick damit, daß er sich eine andere Cigarre anzündete, und als er damit fertig war, sagte er, indem sein vertrauliches Lächeln wiederkehrte: „Ich habe Sie im Verdachte, daß Sie denken, ich lasse meiner Frau nicht Gerechtigkeit widerfahren. Hüten Sie sich — hüten Sie sich, junger Mann, das ist eine gefährliche Beschäftigung. Im Allgemeinen läßt ein Mann seiner Frau immer Gerechtigkeit widerfahren. Mehr Gerechtigkeit," rief der Baron mit einem Gelächter, „als wir für die Frauen andrer Männer bewahren."

Longmore erinnerte sich späterhin zu Gunsten der anmuthigen Weise, mit welcher der Baron sprach, daß er in diesem Augenblicke den dunkeln Abgrund nicht ermessen, über dem sie schwebte. Aber eine Art tieferwerdendes unterirdisches Echo klang ihm noch eine Weile in seinem geistigen Ohr. Für jetzt war das Gefühl, das ihm am meisten am Herzen lag, der Wunsch, wegzukommen und laut auszuschreien, daß Herr de Mauves ein anmaßender Narr sei. Er sagte ihm rasch abbrechend eine gute Nacht, was, wie er bemerkte, zugleich als Verabschiedung dienen mußte.

„So gehen Sie also bestimmt fort?" sagte Herr de Mauves fast peremtorisch.

„Entschieden."

„Natürlich werden Sie kommen, um Madame de Mauves Lebewohl zu sagen." Sein Ton deutete an, daß die Unterlassung des von ihm Vorausgesetzten höchst un-

höflich sein würde; aber es schien Longmore so lächerlich, daß er eine Lection in rücksichtsvollem Betragen von Herrn de Mauves hinnehmen sollte, daß er in ein Gelächter ausbrach. Der Baron runzelte die Stirn wie ein Mann, für den es ein neues und sehr unangenehmes Gefühl war, in Verlegenheit zu sein. „Sie sind ein wunderlicher Mensch," murmelte er, als Longmore sich abwendete, wobei er nicht voraussah, daß er ihn allerdings für einen sehr wunderlichen Menschen halten würde, bevor er noch ganz mit ihm fertig wäre.

Longmore setzte sich in seinem Hotel mit seinen gewöhnlichen guten Absichten zum Essen hin; aber als er sein erstes Glas Wein zu den Lippen erhob, verfiel er plötzlich in Hinbrüten und setzte seinen Wein ungekostet hin. Sein Träumen währte lange, und als er daraus emportauchte, war sein Fisch kalt, aber das hatte nicht viel zu bedeuten; denn sein Appetit war verschwunden. Diesen Abend noch packte er seinen Koffer mit einer Art entrüsteter Energie. Diese war so wirksam, daß die Operation vor der Zeit zum Schlafengehen zu Stande gebracht war, und da er nicht im Mindesten schläfrig war, so verwendete er die Zwischenzeit darauf, daß er zwei Briefe schrieb. Der eine war ein kurzes Billet an Madame de Mauves, welches er einem Diener anvertraute, der es am nächsten Morgen abgeben sollte. Er hätte, sagte er, für das Beste gehalten, Saint Germain sogleich zu verlassen, erwartete aber in den ersten Tagen des Herbst in Paris zurück zu sein. Der andere Brief war das Resultat davon, daß er sich vor ein paar Tagen erinnert hatte, wie er dem Begehren von Frau Draper noch nicht nachgekommen, ihr eine Mittheilung über den Eindruck zukommen zu lassen, den ihre Freundin auf ihn gemacht habe. Die gegenwärtige Gelegenheit schien günstig, und er schrieb ein halb Dutzend

Seiten. Sein Ton war jedoch ernst, und Frau Draper war, als sie den Brief erhielt, ein wenig enttäuscht, — sie hätte es lieber gehabt, wenn er mehr nach Begeisterung geschmeckt hätte. Aber was uns hauptsächlich angeht, sind die Schlußsätze.

„Das einzige Mal, wo sie zu mir von ihrer Heirath sprach," schrieb er, „deutete sie an, daß es eine vollständige Heirath aus Liebe gewesen. Mag ich alles abziehen, was abzuziehen ist, so sind das vermuthlich die meisten Heirathen, aber in ihrem Fall wollte das, deucht mir, mehr bedeuten als in dem der meisten Frauen; denn ihre Liebe war eine vollständige Idealisirung. Sie glaubte, ihr Mann sei ein Held rosenfarbner Romantik, und es erweist sich, daß er nicht einmal ein Held mißfarbener Realität ist. Eine Zeit lang hat sie nun ihren Mißgriff sondirt, aber ich glaube nicht, daß sie dabei schon den Boden desselben berührt hat. Sie fällt mir als eine Person auf, die sich das vollständige Wissen von ihrer Lage fernzuhalten sucht, die einen Waffenstillstand mit der peinlichen Wahrheit geschlossen hat und eine Weile das Experiment versucht, mit geschlossnen Augen zu leben. Im Dunkeln versucht sie von Neuem die Vergoldung ihres Götzenbildes zu sehen. Illusion ist natürlich Illusion, und man muß stets dafür büßen; aber es liegt etwas wahrhaft Tragisches darin, wenn man eine solche himmlische Thorheit mit irdischer Strafe heimgesucht sieht. Was Herrn de Mauves angeht, so ist er ein Franzose bis zu seinen Fingerspitzen, und ich gestehe, ich würde ihm deshalb abgeneigt sein, auch wenn er ein besserer Mensch wäre. Er kann es seiner Frau nicht vergeben, daß sie ihn aus zu viel Gefühl geheirathet und ihn zu sehr geliebt hat; denn vermuthlich fühlt er in einem unverdorbnen Winkel seines Wesens, daß er so, wie sie ihn gesehen, hätte sein sollen. Es ist ihm ein unaufhörlicher Verdruß,

daß eine kleine amerikanische Bürgerliche sich eingebildet haben soll, er sei ein besserer Mensch, als er ist und überhaupt sein will. Er hat nicht einen Funken Kenntniß von seiner Frau, er kann den Strom der Leidenschaft, der so klar und still dahinfließt, nicht begreifen. Die Wahrheit zu gestehen, ich kann es selbst kaum. Aber wenn ich das Schauspiel sehe, kann ich es ganz rasend bewundern. Herr de Mauves würde es jedenfalls gern sehen, wenn er den Trost haben könnte, zu fühlen, daß seine Frau so leicht zu verderben sei als er selbst, und Sie werden mir kaum glauben, wenn ich Ihnen sage, daß er herumgeht und Herren, die er für würdig hält, das zu wissen, zu verstehen giebt, es würde ihm angenehm sein, wenn sie ein Liebesverhältniß mit ihr anfingen."

V.

Als Longmore Paris erreichte, kaufte er sich schnurstracks ein „Belgien" Murray's, um sich zu dem Glauben zu verhelfen, daß er morgenden Tages nach Brüssel aufbrechen werde, aber als der morgende Tag kam, fiel ihm ein, daß er zur Vorbereitung sich genauer mit den vlämischen Malern im Louvre bekannt machen sollte. Dieß nahm einen ganzen Morgen in Anspruch, aber es that wenig zur Beschleunigung seiner Abreise. Er hatte Saint Germain plötzlich verlassen, weil ihm schien, als verlange seine Achtung vor Madame de Mauves, daß er ihrem Gemahl keine Ursache zu der Vermuthung gebe, er habe ihn verstanden; aber jetzt, wo er dieses unmittelbare Bedürfniß des Zartgefühls befriedigt hatte, fand er, daß er immer inniger an Euphemia dachte. Es war ein schwächlicher Ausdruck dieser Innigkeit, un-

entschlossen auf den menschenleeren Boulevards zu verweilen, aber er verabscheute die Idee, Saint Germain fünfhundert Meilen hinter sich zu lassen. Er kam sich trotzem wie ein rechter Thor vor und wanderte in nervöser Aufregung herum, indem er sich vornahm, mit dem nächsten Zuge zu gehen, aber ein Dutzend Züge gingen, und Longmore war noch immer in Paris.

Diese Gefühlsaufregung war mehr, als worauf er gerechnet hatte, und wenn er in die Ladenfenster blickte, fragte er sich, ob es nicht am Ende eine „Leidenschaft" sei. Er hatte das Wort nie geliebt und war mit einer Art Entsetzen vor dem, was es ausdrückte, aufgewachsen. Er hatte gehofft, er werde, wenn er sich einmal verliebe, es mit einem vortrefflichen Gewissen und keiner größeren Aufregung als einer milden allgemeinen Gluth der Befriedigung thun. Aber hier war ein Gefühl, zusammengesetzt ebensosehr aus Mitleid und Zorn als aus Bewunderung und starrend von Bedenken und Zweifeln. Er war auf Reisen gegangen, um sich der vlämischen und aller andern Maler zu erfreuen, aber welche blondlockige Heilige von Van Eyck oder Memling war eine so rührende Figur als Madame de Mauves? Seine ruhelosen Schritte trugen ihn zuletzt aus der langen von Villen begrenzten Avenue hinaus, die in das Gehölz von Boulogne führt.

Der Sommer war jetzt ordentlich im Gange, und die Fahrstraße neben dem See war leer; aber verschiedene Müßiggänger befanden sich auf den Bänken und Stühlen, und das große Café hatte eine belebte Miene. Longmore's Spaziergang hatte ihm Appetit gemacht, und so ging er in das Etablissement und bestellte ein Diner, indem er beim Anblick der netten unter freiem Himmel aufgestellten Tischchen zum hundertsten Male bemerkte, wie viel besser man das in Frankreich einrichte als in Amerika.

„Will der Herr im Garten speisen oder im Salon?“ fragte der Kellner. Longmore wählte den Garten und setzte sich, indem er bemerkte, daß ein großer Strauch von Junirosen über die Hauswand gezogen worden, an einen Tisch nahe dabei, wo ihm auf dem weißesten Linnen im spiegelblankſten Porzellan das beste Diner aufgetragen wurde. Es traf sich, daß sein Tisch in der Nähe eines Fensters war, und daß er, während er so dasaß, in die eine Ecke des Salons sehen konnte. So geschah es, daß seine Aufmerksamkeit auf einer Dame haften blieb, die gerade hinter dem Fenster, welches offen war, und, wie es schien, Gesicht zu Gesicht einem Gefährten gegenüber saß, welcher vom Vorhange verborgen wurde. Sie war ein sehr hübsches Frauenzimmer, und Longmore blickte sie so oft an, als es sich mit guten Manieren vertrug. Nach einer Weile begann er sich sogar zu fragen, wer sie sein möchte, und zu vermuthen, daß sie eine von jenen Damen sei, welche man so oft als einem beliebt ansehen darf, ohne gegen gute Manier zu verstoßen. Longmore würde auch, wenn er dazu aufgelegt gewesen wäre, um so mehr in der Lage gewesen sein, ihr seine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, als die ihrige auf die ihr gegenüber befindliche Person gerichtet war. Sie war, was die Franzosen eine belle brune nennen, und obwohl unser Held, der in solchen Dingen einen ziemlich conservativen Geschmack hatte, keinen großen Gefallen an ihren kühn hervortretenden Umrissen und ihren noch kühner auftretenden Farben empfand, konnte er doch nicht umhin, den Eindruck von der Sonne durchwärmten Behagens zu bewundern, den sie zeigte.

Sie war augenscheinlich sehr glücklich, und ihr Glück gab ihr ein unschuldiges Aussehen. Das Geplauder ihres Freundes, wer er auch war, entsprach reichlich ihrer Stimmung; denn sie saß da und hörte ihm mit einem breiten trägen

Lächeln zu und unterbrach ihn gelegentlich, während sie ihre Bonbons knackte, mit einer gemurmelten Antwort, welche seine Beredsamkeit zu steigern schien. Sie trank eine Menge Champagner und aß eine unermeßliche Anzahl von Erdbeeren und war ganz offenbar eine Person, die gleichgroßes Wohlgefallen an Erdbeeren, Champagner und dem fand, was sie Bétisen genannt haben würde.

Sie waren mit ihrem Essen halb fertig, als Longmore sich setzte, und er war noch an seinem Platze, als sie aufstanden. Sie hatte ihren Hut an einen Pflock über ihrem Stuhle gehangen, und ihr Gefährte ging um den Tisch herum, um ihn für sie herunterzunehmen. Indem er dies that, beugte sie den Kopf, um nach einem Weinfleck auf ihrem Kleide zu sehen, und bei dieser Bewegung entblößte sie den größern Theil des hintern Theiles eines sehr hübschen Halses. Der Herr bemerkte das und bemerkte, wie es schien, gleichermaßen, daß das Zimmer hinter ihnen leer war. Daß er von Longmore gesehen werden konnte, bemerkte er nicht. Er bückte sich plötzlich und drückte einen galanten Kuß auf die schöne Fläche. Longmore erkannte jetzt Herrn de Mauves. Die Empfängerin dieses kräftigen Tributs setzte ihren Hut auf, indem sie sein freudeglühendes Lächeln als Spiegel benutzte, und im nächsten Augenblick gingen sie durch den Garten auf dem Wege zu ihrem Wagen.

Jetzt erst wurde Herr de Mauves Longmore gewahr. Mit raschem Blicke maß er das Verhältniß des jungen Mannes zu dem offnen Fenster und that dem Antrieb Einhalt, stehen zu bleiben und mit ihm zu sprechen. Er begnügte sich damit, sich, als er das Pförtchen für seine Begleiterin öffnete, mit großem Ernst vor ihm zu verbeugen.

An diesem Abend machte Longmore eine Eisenbahnfahrt,

aber nicht nach Brüssel. Er hatte wirklich aufgehört, sich noch um Brüssel zu kümmern, das Einzige, um was er sich noch kümmerte, war Madame de Mauves. Die Atmosphäre seines Gemüths hatte sich plötzlich aufgeklärt, Mitleid und Zorn pulsirten dort noch immer, aber sie hatten Raum, nach ihrem Gefallen zu rasen; denn Bedenken und Zweifel waren plötzlich gewichen. Es war, wie er fühlte, wenig, was er zwischen ihre Resignation und die schonungslose Herbigkeit ihrer Lage einschieben konnte, aber dieses Wenige konnte er ihr, wie ihm schien, wenn es das Opfer von Allem, was ihn an die ruhige Vergangenheit band, einschloß, mit einem Entzücken darbieten, welches zuletzt das Nachdenken zu einem kläglich hinkenden Ersatzmittel des Glaubens machte. Nichts in seiner ruhigen Vergangenheit hatte seinem Geiste einen solchen Antrieb gegeben als das Gefühl, mit seinem ganzen Wesen auf ein einziges Ziel hinzustreben, welches ihm auf seiner Reise nach Saint Germain Gesellschaft leistete. Wie er seine Rückkehr rechtfertigen, wie er seinen Eifer erklären sollte, machte ihm wenig Sorge. Er war sogar nicht einmal sicher, daß er verstanden zu werden wünschte, er wünschte nur zu fühlen, daß es nicht seine Schuld sei, wenn Madame de Mauves mit einem häßlichen Schicksal allein wäre. Er war sich keines bestimmten Wunsches bewußt, mit ihr ein Liebesverhältniß anzuknüpfen; wenn er das innerste Wesen seines Sehnens hätte aussprechen können, so würde er gesagt haben, er wünsche sie daran zu erinnern, daß in einer ihrem Auge infolge ihrer Enttäuschung graugefärbt erscheinenden Welt wenigstens ein in lebhaften Farben als redlich erscheinender Mann existire. Sie würde sich jedoch gewiß dessen erinnert haben, ohne daß er zurückgekommen wäre, um es ihr ins Gedächtniß zu rufen, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß er, als er diesen Abend seinen Mantelsack packte, ganz

unendlich innig den Wunsch hegte, den Klang ihrer Stimme zu hören.

Er wartete den nächsten Tag bis zu der Stunde, wo er gewöhnlich vorzusprechen pflegte — den späten Nachmittag, hörte aber an der Thür, daß Madame de Mauves nicht zu Hause sei. Der Diener machte aus freien Stücken die Mittheilung, daß sie im Walde spazieren gehe. Longmore ging durch den Garten und aus der kleinen Pforte in die Feldgasse, und nachdem er eine halbe Stunde vergeblich nach ihr geforscht, sah er sie am Ende eines grünen Nebenpfades auf sich zukommen. Als sie ihn gewahr wurde, blieb sie einen Moment stehen, als ob sie sich zur Seite wenden wollte, dann erkannte sie ihn und kam langsam weiter heran, und bald schüttelte er ihr die Hände.

„Es ist doch nichts passirt," sagte sie, indem sie ihn fest ansah, „Sie sind doch nicht krank?"

„Nichts, ausgenommen, daß ich, als ich nach Paris kam, fand, wie lieb ich Saint Germain gewonnen hatte."

Sie lächelte weder, noch sah sie geschmeichelt aus, es kam Longmore vielmehr vor, als ob sie verdrießlich sei. Er war jedoch ungewiß; denn er bemerkte sofort, daß sich während seiner Abwesenheit der ganze Charakter ihres Gesichts verändert hatte. Es sagte ihm, daß etwas Wichtiges sich ereignet hatte. Was er in ihren Augen las, war nicht mehr verhaltene Wehmuth, sondern Gram und Aufregung, die neuerdings mit jener leidenschaftlichen Liebe zum Frieden, von der sie zu ihm gesprochen, gekämpft und ihr die Erkenntniß aufgenöthigt hatten, daß tief gehende Erfahrung niemals friedlicher Natur ist. Sie war bleich, und sie hatte offenbar Thränen vergossen. Er fühlte, wie ihm das Herz heftig klopfte, er schien jetzt ihre Geheimnisse zu kennen.

Sie fuhr fort, ihn mit zusammengezognen Augenbrauen anzublicken, als ob seine Rückkehr ihr ein zu starkes Gefühl der Verantwortlichkeit erweckt habe, als daß es sich durch eine herkömmliche Bewillkommnung verbergen ließe. Einige Augenblicke nachdem er sich umgewendet und neben ihr herzugehen begonnen hatte, sprach Keins von Beiden. Dann fragte sie plötzlich: „Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Longmore, warum sind Sie zurückgekommen?"

Er wendete sich ihr zu und blickte sie mit einer Miene an, die ihr das, was sie gefürchtet, zu erschreckender Gewißheit werden ließ. „Weil ich die wahre Antwort auf die Frage erfahren habe, die ich Ihnen neulich vorlegte. Sie sind nicht glücklich — Sie sind zu gut, um auf die Ihnen gebotnen Bedingungen hin glücklich zu sein. Madame de Mauves," fuhr er mit einer Geberde fort, die gegen eine Geberde von ihr protestirte, „ich kann nicht glücklich sein, wenn Sie es nicht sind. Mir ist Alles gleich, so lange ich eine solche Tiefe unüberwindlicher Traurigkeit in Ihren Augen sehe. Ich fand während dreier öder Tage in Paris, daß dasjenige, was mir in der Welt am meisten am Herzen liegt, das Recht ist, Sie täglich zu sehen. Ich weiß, es ist ganz und gar brutal, Ihnen zu sagen, daß ich Sie bewundere, es ist eine Beleidigung gegen Sie, wenn ich Sie behandele, als hätten Sie sich gegen mich beklagt oder sich an mich um Hülfe gewendet. Aber eine Freundschaft wie die, zu der ich dort erwachte —" hier bewegte er den Kopf heftig nach der fernen Stadt zu — „ist, ich versichere Sie, eine mächtige Naturkraft, und wenn Kräfte zusammengepreßt werden, explodiren sie. Aber wenn Sie mir jeden Schmerz in Ihrem Herzen mitgetheilt hätten, so würde das die Sache wenig ändern, ich könnte nicht mehr sagen, als ich jetzt sagen muß, — daß nämlich, wenn dasjenige im

Leben, von dem Sie das Meiste gehofft haben, Ihnen das Wenigste gegeben hat, meine treuergebne Hochachtung sich keines Dienstes weigern und kein Vertrauen täuschen wird."

Sie hatte begonnen, mit der Spitze ihres Sonnenschirms Figuren auf die Erde zu zeichnen, aber sie hielt inne damit und hörte ihm in vollständiger Unbeweglichkeit zu. Oder vielmehr, ihre Unbeweglichkeit war nicht vollständig; denn als er nicht weiter sprach, hatte sich eine leichte Röthe auf ihre Wange gestohlen. Dieselbe sagte Longmore, daß sie gerührt war, und der Augenblick, wo er dies zuerst bemerkte, war der glücklichste seines Lebens. Sie erhob zuletzt ihre Augen und sah ihn mit einem Blick an, der zuerst bittende Furcht vor einem maßlosen Gefühlsausbruch zu sein schien.

„Dank Ihnen — dank Ihnen!" sagte sie ganz ruhig, aber im nächsten Augenblicke überwältigte sie ihr eignes Gefühl, und sie brach in Thränen aus. Ihre Thränen verschwanden so rasch, wie sie gekommen waren, aber sie thaten Longmore unendlich wohl. Er hatte stets eine unbestimmbare Scheu vor ihr empfunden, ihr Wesen war ihm, er wußte nicht wie, immer so vorgekommen, als ob es von einem tieferen Glauben und einem stärkeren Willen genährt werde als sein eignes, aber ihr kurz dauerndes halbersticktes Schluchzen zeigte ihm den Grund ihres Herzens und gab ihm die Versicherung, daß sie schwach genug war, um dankbar zu sein.

„Entschuldigen Sie mich," sagte sie, „ich bin zu nervös, um Ihnen zuzuhören. Ich glaube, ich hätte heute einem Feinde die Stirn bieten können, aber ich kann es vor einem Freunde nicht aushalten."

„Sie tödten sich selbst durch Stoicismus — das ist meine Ansicht," rief er. „Hören Sie denn einem Freunde um seiner selbst, wenn nicht um Ihretwillen zu. Ich habe

nie gewagt, Ihnen ein Atom von Mitleid darzubieten, und Sie haben sich keinen Mißbrauch der Barmherzigkeit vorzuwerfen."

Sie blickte sich mit einer Art müde Verwirrung um, welche eine widerwillige Aufmersamkeit versprach. Aber indem sie plötzlich am Wege den umgefallenen Baumstamm bemerkte, auf welchem sie vor ein paar Abenden ausgeruht hatten, ging sie auf denselben zu und setzte sich in ungeduldiger Ergebung hin und blickte Longmore, als er schweigend dastand und sie beobachtete, mit einer Miene an, die zu mahnen schien, wenn sie jetzt barmherzig sei, so müsse er sehr klug sein.

„Gestern erfuhr ich etwas," sagte er, „als er sich neben sie setzte, „was mir das entschiedenste Gefühl der moralischen Vereinsamung erweckte, in der Sie sich befinden. Sie sind die Wahrheit selbst, und um Sie herum ist nichts wahr. Sie glauben an Reinheit, Pflicht und Würde, und Sie leben in einer Welt, in der diese Tugenden täglich belogen werden. Ich frage mich zuweilen mit einer Art Wuth, wie Sie je in eine solche Welt gekommen sind — und warum die Launenhaftigkeit des Schicksals mich Sie nicht eher kennen lernen ließ."

„Mir gefällt meine Welt nicht besser als Ihnen, und wenn ich in sie kam, so geschah es nicht um ihretwillen. Aber auf welche besondere Gruppe von Leuten soll man denn sein Vertrauen setzen? Ich gestehe, es scheint mir bisweilen, als ob Männer und Weiber recht armselige Geschöpfe wären. Ich glaube, ich empfinde romantisch. Ich habe einen höchst unglücklichen Geschmack an Dingen, die so sind, wie sie bei den Poeten sich zutragen. Das Leben aber ist harte Prosa, die man gelassen lesen lernen muß. Ich dachte einst, daß alle Prosa in Amerika wäre, was sehr thöricht war. Was ich dachte, was ich glaubte,

was ich erwartete, als ich ein unwissendes Mädchen war, verhängnißvoll geneigt, mich in meine eignen Theorien zu verlieben, darüber ist mehr zu sagen, als ich Ihnen jetzt zu erzählen beginnen kann. Manchmal, wenn ich mich gewisser Impulse, gewisser Illusionen jener Tage entsinne, benehmen sie mir förmlich den Athem, und ich frage mich, wie es gekommen ist, daß die Visionen meiner Verblendung mich nicht in größere Trübsal führten, als die ist, die ich jetzt zu beklagen habe. Ich hatte eine Ueberzeugung, über die Sie wahrscheinlich lächeln würden, wenn ich sie Ihnen auszudrücken versuchen sollte. Es hieß eine eigenthümliche Form für leidenschaftlichen Glauben nehmen, aber es hatte alle die Süßigkeit und Gluth leidenschaftlichen Glaubens. Es bewog mich, einen großen Schritt zu thun, und es liegt jetzt hinter mir in der Ferne wie ein Schatten, der langsam vor dem Lichte der Erfahrung zusammenschmilzt. Es ist matter geworden, aber noch nicht verschwunden. Ich bin überzeugt, manche Gefühle sterben erst mit uns selbst, manche Illusionen sind ebenso sehr Bedingung unseres Lebens als das Klopfen unseres Herzens. Man sagt, das Leben selbst sei eine Illusion — daß diese Welt ein Schatten ist, dessen Wirklichkeit in der Zukunft liegt. Das Leben ist also ganz von einem Stück, und es ist keine Schande elend menschlich zu sein. Was meine Vereinsamung betrifft, so hat sie nicht viel zu bedeuten, daran ist zum Theil mein Eigensinn schuld. Es hat Zeiten gegeben, wo ich bis zum Wahnsinn unglücklich gewesen bin und, die Wahrheit zu sagen, jämmerlich von Heimweh geplagt, weil meine Magd — ein Juwel von einer Magd — mich einen Athemzug um den andern betrog. Es hat Momente gegeben, wo ich den Wunsch hegte, die Tochter eines armen Pastors in Neuengland zu sein, die in einem kleinen

weißen Hause unter ein paar Ulmen wohnt und alle Hausarbeit verrichtet."

Sie hatte langsam zu sprechen begonnen mit einer Art, als ob sie sich anstrenge, aber sie fuhr rasch fort, als ob Reden eine Erleichterung wäre. „Meine Heirath führte mich unter Menschen und Dinge, die mir zuerst sehr seltsam und dann entsetzlich und dann, um die Wahrheit zu sagen, sehr verächtlich vorkamen. Zuerst verschwendete ich auf das Alles viel Kummer, Gram und Mitleid, aber sehr bald kam eine Zeit, wo ich mich zu fragen begann, ob es unsrer Thränen werth wäre. Wenn ich Ihnen die für alle Ewigkeiten geschlossnen Freundschaften, die ich brechen sehen habe, den untröstlichen Jammer, der getröstet wurde, die Eifersüchteleien und Eitelkeiten, die den Tanz anführten, aufzählen könnte, Sie würden mir Recht geben, daß ein Temperament wie das Ihrige und das meinige weder solche Verluste noch solche Ausgleichungen begreifen kann. Vor einem Jahre, während ich auf dem Lande war, war eine Freundin von mir in Verzweiflung über die Untreue ihres Gemahls. Sie schrieb mir einen höchst tragischen Brief, und bei meiner Rückkehr nach Paris ging ich sogleich, um sie zu besuchen. Eine Woche war verflossen, und da ich seltsamere Dinge gesehen hatte, dachte ich, sie möchte wohl ihre gute Laune wiedergewonnen haben. Aber durchaus nicht, sie war noch immer in Verzeiflung — indeß weshalb? Ueber die Aufführung, die verruchte, schamlose Aufführung der Frau de T. Sie werden natürlich denken, daß Frau de T. die Dame war, die der Gemahl meiner Freundin seiner Gattin vorzog? Weit entfernt; er hatte sie nie gesehen. Wer also war Frau de T.? Frau de T. war grausam verliebt in Herrn de V. Und wer war Herr de V.? Nun, Herr de V. war — in zwei Worten: meine Freundin cultivirte zwei Sorten Eifersucht auf ein-

mal. Ich weiß kaum, was ich ihr sagte; jedenfalls etwas, was sie unverzeihlich fand; denn sie gab mich vollständig auf. Kurz darauf machte mein Mann den Vorschlag, nicht mehr in Paris zu leben, und ich willigte mit Freuden ein; denn ich glaube, ich versank in einen Gemüthszustand, der mich zu einer abscheulichen Gefährtin machte. Ich würde vorgezogen haben, ganz aufs Land hinaus zu ziehen, in die Auvergne, wo mein Mann ein Gut hat; aber für ihn ist Paris bis zu einem gewissen Grade eine Nothwendigkeit, und Saint Germain ist eine Art Vergleich gewesen."

„Eine Art Vergleich!" wiederholte Longmore. „Das ist Ihr ganzes Leben."

„So geht's mit dem Leben vieler Menschen, der meisten Menschen von ruhigen Neigungen, und es ist gewiß besser als acuter Schmerz. Man ist theoretisch in Verlegenheit, wie man einen Vergleich vertheidigen soll. Aber wenn ich ein armes Geschöpf fände, das von Tage zu Tage an mir hinge, so würde ich's üble Freundschaft nennen, wenn ich es nöthigte, seinen Halt loszulassen." Frau de Mauves hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als sie matt lächelte, als ob sie ihre persönliche Anwendung mildern wollte.

„Der Himmel verhüte," sagte Longmore, „daß man das thut, wo man nicht etwas Besseres zu bieten hat. Und doch verfolgt mich ein Traumbild von einem Leben, in welchem Sie keine Vergleiche gefunden hätten; denn sie sind doch nur eine Verkehrung der Naturen, die nur zur Güte und Rechtschaffenheit hinneigen. Wie ich die Sache ansehe, würden Sie ein heiteres, tiefes, vollständiges Glück gefunden haben, eine Kammerzofe, die vielleicht kein Juwel, von der aber garantirt gewesen wäre, daß sie per Tag nur eine Flause vorbringe, eine Gesellschaft möglicherweise ziemlich kleinstädtisch, aber trotz Ihrer geringen Meinung von der Menschheit mit einem guten Vorrath solider Tugend versehen, Eifer-

süchteleien und Eitelkeiten sehr zahmer Art und keine besondern Gottlosigkeiten und Ehebrüche. Einen Gatten," setzte er nach einem Augenblicke hinzu, „von Ihrem eignen Glauben, Ihrem Volke und ihrer geistigen Substanz, der Sie treu geliebt hätte."

Sie erhob sich auf ihre Füße und schüttelte den Kopf. „Sie sind sehr gütig, meinetwegen Traumbilder zu verschwenden," sagte sie. „Träume sind Schäume, wir müssen sehen, wie wir mit der Wirklichkeit zurecht kommen."

„Und doch," sagte Longmore, ärgerlich über eine Denkart, die ihm an ihr wie wahrhaft muthwilliges Umspringen mit der Geduld erschien, „hat die Wirklichkeit, wenn ich mich nicht irre, erst in den allerletzten Tagen eine Gestalt angenommen, die Ihre Philosophie stark auf die Probe stellt."

Sie schien auf dem Punkte, zu antworten, daß seine Theilnahme zu eifrig sei, aber ein paar ungeduldige Thränen in seinen Augen bewiesen, daß sie sich auf eine Anhänglichkeit gründete, der nicht nachzugeben unmöglich war.

„Philosophie?" sagte sie. „Ich habe keine. Dem Himmel sei's gedankt," rief sie mit Heftigkeit, „ich habe keine. Ich glaube, Herr Longmore," fügte sie nach einem Augenblicke hinzu, „daß ich auf Erden nichts habe als ein Gewissen — es ist eine gute Gelegenheit, Ihnen das zu sagen, — nichts als ein eigensinniges, sich festklammerndes, unbesiegbares Gewissen. Beweist mir das, daß ich wirklich von Ihrem Glauben und Volke bin, und haben Sie eins, von dem Sie dasselbe behaupten können? Ich sage es nicht aus Eitelkeit; denn ich glaube, wenn mein Gewissen mich abhält, etwas sehr Schlechtes zu thun, so wird es mich auch verhindern, etwas sehr Gutes zu thun."

„Ich bin entzückt, das zu hören," rief Longmore. „Wir

sind für einander geschaffen. Es ist ganz sicher, daß auch ich nie etwas besonders Gutes thun werde. Und doch habe ich mir vorgestellt, daß in meinem Falle jenes unbesiegbare Organ, das Sie so beredt beschreiben, in einer guten Sache für eine Weile geblendet und geknebelt, wo nicht ganz zur Thür hinausgeworfen werden könnte. Ist es," so fuhr er mit derselben anklagenden Ironie fort, „in Ihrem Falle völlig unbesiegbar?"

Aber ihre Stimmung machte seinem Sarkasmus kein Zugeständniß. „Lachen Sie nicht über Ihr Gewissen," antwortete sie ernhaft, „das ist die einzige Gotteslästerung, die ich kenne."

Sie hatte kaum ausgesprochen, als sie sich plötzlich bei einem unerwarteten Geräusch umwendete, und in demselben Augenblicke hörte er Fußtritte auf einem in der Nähe befindlichen Nebenpfade, der den ihrigen in kurzer Entfernung von der Stelle kreuzte, wo sie standen.

„Es ist Herr de Mauves," sagte Euphemia sogleich und ging langsam weiter. Longmore, der sich wunderte, daß sie das wußte, hatte sie bis zu der Zeit, wo ihr Gemahl so weit gekommen, daß man ihn sehen konnte, eingeholt. Ein einsamer Spaziergang im Walde war ein Vergnügen, dem Herr de Mauves sonst nicht zuneigte, aber er schien sich demselben bei dieser Gelegenheit mit einigem Gleichmuthe zugewendet zu haben. Er rauchte eine duftende Cigarre, und sein Daumen war in das Armloch seiner Weste geschoben, was ihm das Aussehen nachdenklicher Heiterkeit gab. Er blieb vor Ueberraschung, seine Frau und ihren Begleiter zu sehen, sofort stehen, und Longmore kam seine Ueberraschung impertinent vor. Er blickte rasch erst die Eine, dann den Andern an, sah Longmore für einen Augenblick scharf an und lüftete dann seinen Hut mit förmlicher Höflichkeit.

„Ich wußte nicht," sagte er zu Madame de Mauves, „daß ich Dir zur Rückkehr des Herrn Glück wünschen durfte."

„Du würdest sie erfahren haben," antwortete sie ernst, „wenn ich die Rückkehr Herrn Longmore's erwartet hätte."

Sie war sehr bleich geworden, und Longmore fühlte, daß dies die erste Begegnung nach einer stürmischen Trennung war. „Meine Rückkehr war gegen meine eigne Erwartung," sagte er. „Ich kam gestern Abend zurück."

Herr de Mauves lächelte mit der äußersten Artigkeit. „Ich habe nicht nöthig," sagte er, „Sie willkommen zu heißen. Madame de Mauves kennt die Pflichten der Gastlichkeit." Und mit einer zweiten Verbeugung setzte er seinen Spaziergang fort.

Madame de Mauves und ihr Begleiter kehrten langsam nach Hause zurück. Sie sprachen wenig, aber dachten an Allerlei, wenigstens war dies bei Longmore der Fall. Die Erscheinung des Barons hatte in ihm einen zornigen Schauder erweckt. Eine düstre Wolke sog das Licht wieder ein, welches zwischen ihm und seiner Gefährtin zu scheinen begonnen hatte.

Er beobachtete Euphemia, als sie so hinschritten, genau, und fragte sich, was sie in der letzten Zeit zu erdulden gehabt habe. Die Gegenwart ihres Mannes hatte ihrer Offenheit Halt geboten, aber nichts deutete an, daß sie die beleidigende Bedeutung seiner Worte verstanden hatte. Die Dinge waren offenbar zwischen ihnen zur Krisis gediehen, und Longmore versuchte vergeblich zu errathen, was auf Euphemia's Seite einen unbedingten Bruch verhindert hatte. Welchen Verdacht hegte sie? — wie viel wußte sie? Worauf hatte sie Verzicht geleistet? — wie viel hatte sie vergeben? Wie vor Allem vermochte sie mit dem, was sie wußte oder vermuthete, jene unausrottbare Zärtlichkeit zu vereinigen,

von der sie ihn soeben erst noch überzeugt hatte? „Sie hat ihn einmal geliebt," sagte sich Longmore mit verzagendem Herzen, „und bei ihr heißt einmal lieben, sein Wesen für immer hingeben. Ihr Gatte hält sie für zu streng. Wie würde es ein Poet nennen?"

Er versank mit einer Art schmerzender Abgespanntheit in das Gefühl, daß sie ihm, er wußte nicht recht, wie, fern stehe, unerreichbar, unermeßbar für seinen gramvollen Geist. Plötzlich ließ er seinen Stock dreimal mit leidenschaftlichem Schwunge durch die Luft pfeifen, sodaß Madame de Mauves sich umsah. Sie hätte kaum errathen können, daß dies bedeutete, daß es, wo Streben so vergeblich, eine harmlose Entschädigung war, sich in Verehrung zu stürzen.

Madame de Mauves fand in ihrem Salon den kleinen ältlichen Franzosen, Herrn de Chalumeau, den Longmore vor einigen Tagen auf der Terrasse bemerkt hatte. Auch bei dieser Gelegenheit unterhielt ihn Frau Clairin, aber als ihre Schwägerin hereinkam, überließ sie ihr ihren Platz und wendete sich zu unserm Helden. Longmore war, obwohl dreißig Jahre alt, noch immer ein zartfühlender Jüngling, und es lag etwas in der reichlichen Coquetterie dieser Dame, was ihn zum Erröthen veranlassen konnte. Er war überrascht, zu finden, daß er durch sein Verhalten bei ihrem letzten Zusammensein ihre Gunst nicht ganz und gar verscherzt hatte, und der Verdacht, daß sie ihm auf anderm Wege nahe zu treten beabsichtige, vervollständigte sein Unbehagen.

„So sind Sie also von Brüssel zurückgekommen," sagte sie, „und zwar auf dem Wege durch den Wald."

„Ich bin nicht in Brüssel gewesen," sagte er. „Ich bin gestern von Paris zurückgekehrt — auf dem einzigen Wege, mit der Eisenbahn."

Frau Clairin starrte ihn an und lachte. „Niemals hab' ich einen jungen Mann kennen gelernt, der Saint Germain so gern gehabt hätte," sagte sie. „Gewöhnlich erklären sie es für entsetzlich langweilig."

„Das ist nicht recht höflich gegen Sie," sagte Longmore, der sich über sein Erröthen ärgerte und entschlossen war, sich nicht einschüchtern zu lassen.

„Ach, was bin ich?" fragte Frau Clairin, indem sie ihren Fächer mit einem Schwunge öffnete. „Ich bin das langweiligste Ding hier. Sie haben keinen solchen Erfolg bei meiner Schwägerin gehabt wie Sie."

„Der würde sehr leicht zu haben gewesen sein. Madame de Mauves ist die Gutherzigkeit selbst."

„Ja, gegen ihre Landsleute."

Longmore verhielt sich schweigend, er haßte dieses Geplauder. Frau Clairin sah ihn einen Augenblick an, und wendete dann den Kopf und beobachtete Euphemia, der Herr de Chalumeau soeben wieder ein Epigramm servirte, welches sie mit einem leichten Senken des Kopfes empfing, während ihre Augen zerstreut durch das Fenster wanderten. „Wollen Sie mir doch nicht weiß machen," murmelte Frau Clairin plötzlich, „daß Sie nicht in diese hübsche Frau verliebt sind."

„Allons donc!" rief Longmore im besten Französisch, das je über seine Lippen gekommen war. In der nächsten Minute erhob er sich und nahm hastig Abschied.

VI.

Er ließ mehrere Tage vergehen, ohne daß er wiederkam. Es schien ein Gebot des Zartgefühls, es nicht so aussehen zu lassen, als betrachte er die Offenheit seiner Freundin während ihres letzten Zusammenseins als eine Einladung ein für alle Mal. Dies kostete ihn große Anstrengung; denn hoffnungslose Leidenschaften sind nicht die nachgiebigsten, und er hatte überdies fortwährend Furcht, daß, wenn, wie er glaubte, die Stunde zu entscheidenden „Erklärungen" gekommen wäre, der Zauber ihrer Großherzigkeit Herrn de Mauves bekehren könne. Lasterhafte Menschen, davon hatte man eine Menge von Beispielen, hatten sich dermaßen bekehrt, daß sie Gott annehmbar geworden waren, und das göttliche Etwas in Euphemia's Gemüth mußte jedes Mittel heiligen, welches sie anzuwenden beliebte. Ihre Mittel, so wiederholte er sich immer und immer wieder, gingen ihn nichts an, und die Wesenheit seiner Bewunderung mußte darin bestehen, daß er ihre Freiheit achtete; aber ihm war zu Muthe, als ob er in eine Welt hinaustreten sollte, aus der alle Freude gewichen wäre, wenn ihre Freiheit ihm am Ende nur ein gemurmeltes „Danke Ihnen" vergönnen sollte.

Als er wieder vorsprach, fand er zu seinem Verdrusse, daß er unter Frau Clairins zudringlicher Gastfreundschaft Spießruthen laufen sollte. Es war einer der ersten Morgen, wo es vollständig Sommer war, und der Salon wurde durch die offnen Fenster mit einem Gewirr von Düften und Vogelstimmen überfluthet, das ihn mit der Hoffnung erfüllte, Madame de Mauves würde herauskommen und den halben Tag im Walde verbringen. Aber Frau Clairin

fuhr mit noch nicht gemachten Haaren heraus wie ein blecherner Mißton in eine Fülle von Melodie.

In demselben Augenblicke kam der Diener mit Euphemia's Bedauern zurück, sie wäre nicht recht wohl und könne Herrn Longmore nicht empfangen. Der junge Mann wußte, daß er enttäuscht aussah, und daß Frau Clairin ihn beobachtete, und dieses Bewußtsein bewog ihn, ihr einen Blick fast beleidigender Kälte zuzuwerfen. Dies war augenscheinlich, was sie wünschte. Sie wollte, daß er seinen Gleichmuth verlöre, und wenn er sich nicht irrte, so hatte sie die Mittel, ihn dazu zu bringen.

„Legen Sie doch Ihren Hut ab, Herr Longmore," sagte sie, „und seien Sie wenigstens einmal artig. Sie waren neulich, wo ich Ihnen jene freundschaftliche Frage nach dem Zustande Ihres Herzens vorlegte, ganz und gar nicht artig."

„Ich habe kein Herz — über das sich sprechen läßt," sagte er unerbittlich.

„Sie können ebenso gut sagen, Sie hätten überhaupt keines. Ich rathe Ihnen, sich ein bischen auf die Beredsamkeit zu legen, Sie könnten Verwendung dafür haben. Das war damals keine bedeutungslose Frage von mir, ich thue keine bedeutungslosen Fragen. Seit ein paar Monaten, die Sie jetzt bei uns ein- und ausgegangen sind, haben Sie, wie mir scheint, immer sehr wenig zu antworten gehabt in jeder Beziehung."

„Ich bin sicherlich sehr gut behandelt worden," sagte Longmore.

Frau Clairin schwieg einen Augenblick, und dann fragte sie: „Haben Sie nie Neigung gehabt, nach etwas zu fragen?"

Ihr Blick, ihr Ton waren so voll von Lust, rund herauszusprechen, daß es Longmore vorkam, daß es schon

nach unanständiger Mitschuld schmecken würde, sie auch nur zu verstehen. „Was ist es, was Sie mir zu sagen haben?“ fragte er erröthend und die Stirn runzelnd.

Frau Clairin wurde roth. Es ist ziemlich hart, wenn man kommt und sich fast wie die Sibylle geberdet, als sie zu dem römischen König kam, etwas schlimmer behandelt zu werden als eine gewöhnliche Klatschgevatterin. „Ich könnte Ihnen sagen, Herr Longmore,“ sagte sie, „daß Sie einen so schlechten Ton haben wie irgend ein junger Mann, dem ich im Leben begegnet bin. Wo haben Sie gelebt — welcher Art sind Ihre Ideen? Ich wünsche Ihre Aufmerksamkeit auf einen Umstand zu lenken, den zu berühren es einigen Zartgefühls bedarf. Sie haben, wie ich vermuthe, bemerkt, daß meine Schwägerin nicht die glücklichste Frau in der Welt ist?“

Longmore bejahte das mit einer Geberde.

Frau Clairin sah ein wenig enttäuscht aus über seinen Mangel an Enthusiasmus. Trotzdem fuhr sie fort: „Sie haben vermuthlich Ihre Conjecturen angestellt über die Ursachen ihrer — Unbefriedigtheit.“

„Conjecturen waren überflüssig. Ich habe die Ursachen — oder wenigstens eine Probe davon — mit meinen eignen Augen gesehen.“

„Ich weiß sehr wohl, was Sie meinen. Mein Bruder ist, um es mit einem einzigen Worte zu sagen, in ein anderes Frauenzimmer verliebt. Ich sitze nicht über ihn zu Gericht, ich sitze auch nicht über meine Schwägerin zu Gericht. Ich erlaube mir nur, zu sagen, daß ich an ihrer Stelle es anders eingerichtet haben würde. Ich würde mir die Neigung meines Gemahls bewahrt oder, bevor es so weit gekommen wäre, — munter mich ohne sie beholfen haben. Aber meine Schwägerin ist eine wunderliche Mischung, ich bekenne, daß ich sie nicht verstehe. Deshalb

wendete ich mich bis zu einem gewissen Grade an Sie, ihren Landsmann. Natürlich werden Sie über die Art, wie ich die Angelegenheit ansehe, überrascht sein, und ich gebe zu, daß es eine Art ist, die nur unter Leuten üblich ist, deren Familienüberlieferungen sie zwingen, die Dinge von einem höheren Standpunkte aus zu betrachten."

Frau Clairin hielt inne, und Longmore fragte sich verwundert, wohin ihre Familienüberlieferungen sie führen würden.

„Hören Sie mich an," fuhr sie fort. „Nie hat ein de Mauves existirt, der seiner Frau nicht Ursache gegeben hätte, eifersüchtig zu sein. Wir kennen unsere Geschichte bis zurück in alte Zeiten, und die Thatsache steht fest. Es ist eine Schande, wenn Sie wollen, aber es ist immerhin etwas, eine Schande mit einem solchen Stammbaume zu haben. Die de Mauves sind echte Franzosen, und ihre Frauen sind, wie ich sagen darf, ihrer würdig gewesen. Sie können in unserm Château de Mauves alle ihre Portraits sehen, jede von ihnen eine beleidigte Schönheit, aber nicht eine, die den Kopf hinge. Nicht eine von ihnen hatte den schlechten Geschmack, eifersüchtig zu sein, und doch machte sich nicht eine unter dem Dutzend einer Escapade schuldig — nicht eine von ihnen kam ins Gerede. Da sehen Sie, wie verständig sie waren. Wie sie es fertig kriegten — gehen Sie und sehen Sie sich die nachgedunkelten, verblichnen Oel- und Pastellbilder an und fragen Sie sie. Sie waren Weiber mit Esprit. Wenn sie Kopfweh hatten, so legten sie ein wenig Roth auf und kamen heraus zum Souper wie gewöhnlich, und wenn sie Herzweh hatten, so legten sie ein wenig Roth auf an ihrem Herzen. Das sind schöne Ueberlieferungen, und es kommt mir vor, als ob es nicht billig wäre, wenn ein kleines amerikanisches Bürgermädchen hereinkommen und die Reihe unterbrechen und ihre Photo-

graphie mit ihrem eigensinnigen kleinen air penché in die Galerie unsrer geschiedten feinen Damen hängen wollte. Ein de Mauves muß ein de Mauves sein. Als sie meinen Bruder heirathete, hat sie ihn vermuthlich nicht für ein Mitglied der société de bonnes œuvres gehalten. Ich sage nicht, daß wir Recht haben, wer hat denn überhaupt Recht? Aber wir sind, wie die Geschichte uns gemacht hat, und wenn jemand sich zu ändern hat, so thäte Madame de Mauves gut, bei sich selber damit anzufangen." Wieder hielt Frau Clairin inne und öffnete und schloß ihren Fächer. „Mag sie sich nach uns richten! sagte sie mit erstaunlicher Frechheit.

Longmore's Antwort war zweideutig, er sagte einfach: „Ah!"

Frau Clairins pietätvoller Rückblick hatte ihrer Entrüstung allem Anscheine nach einen redlichen Eifer eingeflößt. „Lange Zeit," so fuhr sie fort, „hat meine Schwägerin die Attitude einer beleidigten Gattin angenommen, gethan, als ob die Welt sie anekelte, und sich eingeschlossen, um die Nachfolge Christi zu lesen. Ich habe nie eine Bemerkung über ihr Betragen gemacht, aber ich habe alle Geduld mit demselben verloren. Wenn eine Frau, die so hübsch wie sie ist, ihren Mann Andern nachlaufen läßt, so verdient sie ihr Schicksal. Ich wünsche nicht, daß Sie mit mir einer Meinung sind — im Gegentheil, aber ich nenne eine solche Frau eine Gans. Sie muß ihn tödtlich gelangweilt haben. Was seit vielen Monaten zwischen ihnen vorgekommen ist, braucht uns nicht zu kümmern — was für Veranlassung meine Schwägerin gehabt hat, wenn Sie wollen, meinethalben, welche ungeheuerliche Veranlassung — was für Langeweile mein Bruder erlitten hat. Es ist genug, daß vor einer Woche, gerade nachdem Sie ostensibel nach Brüssel abgereist waren, etwas vorgekommen ist, was eine Explosion

herbeiführte. Sie fand einen Brief in seiner Tasche — eine Photographie — ein Medaillon — que sais-je? Jedenfalls gab's eine fürchterliche Scene. Ich horchte nicht am Schlüsselloche, und ich weiß nicht, was für Reden fielen; aber ich habe Grund, zu glauben, daß er zur Rechenschaft gezogen wurde wie keiner von seinen Ahnen jemals — selbst von einem beleidigten Schätzchen."

Longmore hatte sich mit schweigender Aufmerksamkeit, die Ellbogen auf den Knien, vorwärts gebeugt und instinctmäßig sein Gesicht in die Hände fallen lassen. „Ach, die arme Frau!" stöhnte er.

„Voilà!" rief Frau Clairin. „Sie bemitleiden sie."

„Sie bemitleiden?" fragte Longmore, indem er mit brennenden Augen aufblickte und über den kläglichen Thatsachen den Geist vergaß, der Frau Clairins Erzählung beseelte. „Haben Sie denn kein Mitleid mit ihr?"

„Ein wenig. Aber ich handle nicht nach Gefühlsrücksichten, ich handle politisch. Ich wünsche zu vermitteln — meinen Bruder frei zu sehen, zu thun, was ihm beliebt — Euphemia zufrieden gestellt zu sehen. Verstehen Sie mich?"

„Sehr gut, wie ich denke. Sie sind die unmoralischste Person, mit der ich in der letzten Zeit mich zu unterhalten die Ehre gehabt habe."

Frau Clairin zuckte die Achseln. „Möglich," sagte sie. „Wo gab es je einen großen Politiker, der nicht unmoralisch gewesen wäre?"

„Nein," sagte Longmore in demselben Tone. „Sie sind zu oberflächlich, um ein großer Politiker zu sein. Sie haben noch nicht einmal angefangen, Madame de Mauves zu erkennen."

Frau Clairin neigte den Kopf auf die eine Seite, sah Longmore scharf an, sann einen Augenblick nach und lächelte

mit einer vortrefflichen Nachahmung verständnißvollen Mitleids. „Es liegt nicht in meinem Interesse, Ihnen zu widersprechen," sagte sie.

„Es würde in Ihrem Interesse liegen, Madame Clairin," fuhr der junge Mann mit unceremoniöser Offenherzigkeit fort, „zu erfahren, was rechtschaffne Männer am meisten an einer Frau bewundern — und es anzuerkennen, wenn Sie es sehen."

Longmore hatte sicherlich ihren Talenten für die Diplomatie nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen; denn sie verbarg ihren natürlichen Verdruß über diesen Ausfall hinter einer hübschen ironischen Wendung. „So lieben Sie also wirklich!" rief sie gelassen aus.

Longmore schwieg eine Weile. „Ich möchte wissen, ob Sie mich verstehen würden," sagte er endlich, „wenn ich Ihnen sagte, daß ich vom Gefühle der ergebensten Freundschaft gegen Madame de Mauves erfüllt bin."

„Sie unterschätzen mein Begriffsvermögen. Aber in diesem Falle sollten Sie Ihren Einfluß anwenden, um diesen peinlichen häuslichen Auftritten ein Ende zu machen."

„Glauben Sie denn," rief Longmore, „daß sie mit mir über häusliche Auftritte spricht?"

Frau Clairin starrte ihn an. „Dann würde Ihre Freundschaft nicht erwidert?" sagte sie. Und als Longmore sich kopfschüttelnd abwendete, fügte sie hinzu: „Nun denn, so wird sie jetzt wenigstens Ihnen etwas zu erzählen haben. Ich weiß zufällig, was aus dem letzten Gespräch meines Bruders mit seiner Frau herausgekommen ist."

Longmore erhob sich auf die Füße, gewissermaßen, um Einspruch zu thun gegen die undelicate Stellung, in die er hineingezwungen werden sollte; aber alles, was ihn zart machte, machte ihn zugleich wißbegierig, und sie ertappte

in seinen abgewendeten Augen einen Ausdruck, der sie antrieb, ihren Schlag zu thun.

„Mein Bruder," so fuhr sie fort, „ist ganz ungeheuer in eine gewisse Person in Paris verliebt. Natürlich sollte das nicht sein, aber er würde kein de Mauves sein, wenn es nicht so wäre. Es war diese unheilige Leidenschaft, welche sprach. Hören Sie 'mal, Madame, rief er zuletzt, lassen Sie uns leben wie Leute, die zu leben verstehen. Es ist unangenehm, wenn man gezwungen wird, in solchen Dingen von der Leber weg zu sprechen, aber Sie haben eine Art, einen bis auf die ersten Anfänge guter Lebensart herunter zu bringen. Ich bin treulos, ich bin herzlos, ich bin brutal, ich bin alles mögliche Greulige — gut, einverstanden. Aber rächen Sie sich, trösten Sie sich, Sie sind eine zu hübsche Frau, um sich über etwas zu beklagen zu haben. Hier ist ein hübscher junger Mann, der sich um Ihretwillen die Schwindsucht an den Hals seufzt. Erhören Sie den armen Teufel, und Sie werden finden, daß einem die Tugend nicht schlechter zu Gesichte steht, wenn sie gutherzig ist. Sie werden sehen, daß es doch am Ende keine so trübselige Welt ist, und daß es sogar seinen Vortheil hat, wenn man einen recht unverschämten Gemahl besitzt."

Frau Clairin machte eine Pause. Longmore wurde sehr bleich. „Sie mögen es glauben," fuhr sie fort. „Die Rede fand in meiner Gegenwart statt, die Dinge gingen in aller Ordnung vor sich. Und jetzt, Herr Longmore," — dies sagte sie mit einem Lächeln, welches er in dem Augenblicke vor Bekümmerniß nicht zu würdigen wußte, dessen er sich aber später mit einer Art Entsetzen erinnerte — „rechnen wir auf Sie."

„Er sagte das zu ihr, Gesicht gegen Gesicht, wie Sie es jetzt zu mir sagen?" fragte Longmore nach einigem Stillschweigen langsam.

„Wort für Wort und mit der größten Höflichkeit."

„Und Madame de Mauves — was sagte sie dazu?"

Frau Clairin lächelte wieder. „Auf eine solche Rede wie diese sagt eine Frau — nichts. Sie hatte mit einer Nadelarbeit dagesessen, und ich glaube, daß sie ihren Gemahl seit ihrem Streit am vorhergehenden Tage noch nicht wieder gesehen hatte. Er kam mit der Gravität eines Gesandten herein, und ich bin sicher, daß seine Haltung nicht respectvoller gewesen ist, als er ihr seinen Heirathsantrag gemacht hat. Es fehlte nichts, als weiße Handschuhe!" sagte Frau Clairin. „Euphemia saß einen Augenblick schweigend da und zog ihre Fäden, und dann ging sie ohne ein Wort, ohne einen Blick zum Zimmer hinaus. Es war just das, was sie thun mußte."

„Ja," wiederholte Longmore, „es war just, was sie thun mußte."

„Und wissen Sie, was ich sagte, als ich mit meinem Bruder allein gelassen war?"

Longmore schüttelte den Kopf. „Mauvais sujet!" rieth er.

„Du hast mir die Ehre erwiesen, sagte ich, diesen Schritt in meiner Gegenwart zu thun. Ich maße mir nicht an, ihn als das, was er ist, zu bezeichnen. Du weißt, was Du vor Augen hast, und es ist Deine eigne Angelegenheit. Aber Du kannst Dich auf meine Discretion verlassen. — Glauben Sie, daß er Ursache gehabt hat, sich darüber zu beklagen."

Sie erhielt keine Antwort, Longmore drehte sich langsam zur Seite und wischte mit seinen Handschuhen langsam an seinem Hutrande.

„Ich hoffe," rief sie, „daß Sie nun nicht nach Brüssel reisen wollen."

Wahrlich, Longmore war in tiefster Seele beunruhigt,

und Frau Clairin konnte sich zum Erfolg ihrer Rede zur Vertheidigung altmodischen Brauches Glück wünschen. Und doch war in dem nachdenklichen Tone, mit dem er antwortete: „Nein, ich werde für jetzt hier bleiben," etwas, was sie mehr erstaunte als befriedigte. Die Vorgänge seines Gemüthes scheinen verdrießlich tief unter der Oberfläche sich zu vollziehen, und sie hätte für einen Augenblick glauben mögen, daß er sich mit ihrer Schwägerin in eine ungeheure Verschwörung eingelassen, um Asceſe zu treiben.

„Kommen Sie diesen Abend," nahm sie dreist ihre Rede wieder auf. „Das Uebrige findet sich von selbst. Inzwischen werde ich mir die Freiheit nehmen, meiner Schwägerin zu erzählen, daß ich wiederholt habe, was — kurz, daß ich Sie au fait gesetzt habe."

Longmore fuhr zusammen und wechselte die Farbe, und sie wußte kaum, ob er einstimmte oder ablehnte. „Erzählen sie ihr, was Sie Lust haben," sagte er. „Nichts, was Sie ihr sagen können, wird auf ihr Verhalten von Einfluß sein."

„Warten wir das ab. Wollen Sie mir sagen, daß eine Frau, jung, hübsch, empfindsam, vernachlässigt — beleidigt, wenn Sie wollen? — Ich sehe, Sie glauben es nicht. Glauben Sie einfach an Ihre eigne gute Gelegenheit! Aber um des Himmels willen, wenn es zu irgend etwas führen soll, kommen Sie nicht mit einem solchen Leichenbittergesichte wieder. Sie sehen ja aus, als ob Sie Ihr Herz begraben — nicht es einer hübschen Frau darbieten wollten. Sie sehen viel besser aus, wenn Sie lächeln. Kommen Sie, lassen Sie sich selbst Gerechtigkeit widerfahren."

„Ja," sagte er, „ich muß mir selbst Gerechtigkeit wider-

fahren lassen.“ Und darauf verabschiedete er sich plötzlich mit einer Verbeugung.

VII.

Als er sich unbeobachtet und unter freiem Himmel sah, empfand er, daß er sich in heftige Thätigkeit stürzen, rasch und weit gehen und seinen Gedanken die Gelegenheit benehmen müsse, sich geltend zu machen. Er schritt mit großen Schritten in den Wald hinein, schwang seinen Stock, warf den Kopf zurück, blickte hinaus in die grünen Lichtungen und folgte der Straße ohne bestimmten Zweck. Er fühlte sich unendlich aufgeregt, aber er konnte kaum sagen, ob seine Aufregung Schmerz oder Freude war. Sie war freudig, wie jeder Zuwachs an Freiheit freudig war, es schien etwas umgeschlagen, was über seinem Pfade gestanden hatte, sein Geschick schien ein Vorgebirge umsegelt und ihn in Sicht der offnen See gebracht zu haben. Aber seine Freiheit löste sich, er wußte nicht, wie, in das Bedürfniß auf, alle Menschen mit einer einzigen Ausnahme zu verachten, und der Umstand, daß Madame de Mauves einen durch die Anwesenheit dieser gemeineren Menge besudelten Planeten bewohnte, bewahrte sein Hochgefühl davor, daß es ihm als ein Unterpfand idealer Beseligung erschien.

Aber sie war da, und die Umstände nöthigten sie jetzt zu einem vertraulichen Verhältniß. Sie hatte aufgehört, für ihn das zu haben, was man ein Geheimniß nennt, und dieser Umstand brachte an sich schon ein gewisses Entzücken mit sich. Er hatte keine Ahnung, daß er durch die außergewöhnliche Stellung, in die er geworfen worden, im vulgären Sinne des Wortes „profitiren“ würde; es konnte

nur ein grausamer Streich des Schicksals sein, um die Hoffnung zu einer schrofferen Täuschung und die Verzichtleistung zu einem schwerer empfundenen Leiden zu machen. Aber über dem allen erhob sich die Ueberzeugung, daß sie nichts thun könne, um seine Bewunderung noch zu steigern.

Es war das Gefühl, daß die Umstände — so unschön sie an sich waren — die Schönheit ihres Charakters noch deutlicher und vollkommner heraustreiben sollten, wenn er jetzt mit großen Schritten und gehobener Haltung weiter wanderte, als ob er eine Art geistiges Fest feierte. Er wanderte ein paar Stunden aufs Gerathewohl fort und fand zuletzt, daß er den Wald hinter sich gelassen und sich in eine unbekannte Gegend verirrt hatte. Es war eine vollkommen ländliche Scene, und der stille Sommertag gab ihr einen Zauber, den ihre dürftigen Elemente nur halb rechtfertigten.

Longmore meinte nie etwas so charakteristisch Französisches gesehen zu haben. Alle französischen Novellen schienen es beschrieben, alle französischen Landschafter es gemalt zu haben. Die Felder und Bäume waren von einem kalten metallischen Grün, das Gras sah aus, als wollte es einem die Beinkleider, das Laub, als wollte es einem die Hände voll Flecken machen. Das klare Licht hatte eine Art von sanft grauer Farbe, die Sonnenstrahlen waren eher von Silber als von Gold. Hinter einem durchsichtigen Vorhange von Pappeln hervor überschaute ein großes, rothüberdachtes, hoch aufragendes Pächterhaus mit weißgetünchten Wänden und einem weitgedehnten Hofe die Heerstraße auf der einen Seite. Die andere Seite derselben nahm ein schmaler Bach ein, der halb in smaragdnen Schilfbüscheln erstickte und mit grauen Silberpappeln besäumt war. Die Wiesen zogen sich in sanften Wellenlinien nach dem niedrigen Horizonte hin, der von

einer ununterbrochnen Reihe verschnittener und in geraden Linien gepflegter Bäume nur theilweise verborgen war. Die Aussicht war nicht reich, aber sie hatte eine offeneingestandene Schmucklosigkeit, welche die Phantasie des jungen Mannes berührte. Sie war voll von heller Atmosphäre und weit ausgegossnen Sonnenschein, und wenn sie prosaisch war, so hatte sie etwas Beruhigendes.

Longmore hatte Lust, weiter zu gehen, und er wanderte die Straße entlang unter den Pappeln hin vorwärts. Nach zwanzig Minuten gelangte er an ein Dorf, welches sich in einzelnstehenden Gehöften zur Rechten hinzog und von Obstgärten und Gemüsebeeten umgeben war. Auf der linken Seite stand einen Steinwurf von der Straße ein kleines Gasthaus mit roth angestrichner Vorderseite, das ihn daran erinnerte, daß er noch nicht gefrühstückt, indem er sein Daheim in Erwartung gastfreundlicher Aufnahme bei Madame de Mauves verlassen hatte. In dem Gasthofe fand er eine kleine mit Ziegeln gepflasterte Herrenstube und eine Wirthin in Holzschuhen und weißer Haube, der er über dem Eierkuchen, den sie ihm rasch auftrug, versicherte, daß sie eine echte Künstlerin sei, wozu er sich aus der Flasche guten Rothweins, die den Eierkuchen begleitete, Erlaubniß lieh. Um sein Compliment zu belohnen, lud sie ihn ein, seine Cigarre in ihrem kleinen Garten hinter dem Hause zu rauchen.

Er fand hier eine Laube und eine Aussicht auf reifende Saaten, die sich am Bache hinabstreckten. Die Laube war ziemlich eng, und er zog vor, sich auf eine Bank an der rosenrothen Wand in der Sonne hin zu strecken, die nicht zu heiß war. Hier versank er, als er sich ausruhte, vor sich hin schaute und nachsann, in eine Folge von Gedanken, welche in einer Weise, die sich nicht bestimmt angeben läßt, ein sanfter Einfluß der Scene um ihn herum waren.

Sein Herz, welches die letzten drei Stunden rasch geschlagen hatte, nahm allmählig langsamere Pulse an und ließ ihn das Leben weniger von oben herab ansehen. Das einfache Geräusch der Schenke, das aus den offnen Fenstern kam, die sonnige Stille der Felder und Saaten, die soviel kräftiges Naturleben bedeckte, ließen an sehr wenig Erhabnes und Fernliegendes denken, hatten sehr wenig von Entsagung zu sagen und ganz und gar nichts von geistigem Eifer. Sie schienen eine Botschaft von der einfachen reifen Natur zu äußern, die unverkehrte Wirklichkeit der Dinge auszudrücken, zu sagen, daß das gewöhnliche Loos nicht glänzend und ergötzlich und daß es Sache der Klugheit ist, frisch in die Erfahrung hinein zu greifen, um sie nicht völlig zu verfehlen.

Was der Grund war, weshalb er darnach auf die Frage kam, ob ein tief verwundetes Herz durch eine solche Scene beschwichtigt und geheilt werden könne, würde sich schwer auseinandersetzen lassen. Gewiß ist nur, daß er, als er dort saß, einen Traum bei offnen Augen von einer unglücklichen Frau hatte, die an dem langsam fließenden Bache vor ihm hinwanderte und die blüthenbedeckten Zweige in den Obstgärten herunterzog. Er sann und sann und fand zuletzt, daß er verdrießlich war, nicht schlimmer von Madame de Mauves denken oder wenigstens anders denken zu können. Er konnte mit gutem Rechte darauf Anspruch erheben, daß er in Gefühlssachen sehr wenig vom Leben verlangte — er stellte an die Leidenschaft bescheidene Anforderungen — warum sollte seine einzige Leidenschaft geboren sein, um unglücklich zu sein? Warum sollte seine erste, seine letzte Aussicht auf positives Glück so unlösbar mit Entsagung verknüpft sein?

Wenn er jetzt fühlte, wie sich Alles in ihm mit Heftigkeit dagegen aufbäumte, so war es vielleicht, weil er wie

viele Geister derselben Art in seiner Gemüthsverfassung ein heimliches Element der Ascese hatte, dessen Autorität er immer eine nie fragende Achtung gezollt hatte. Zu verzichten — abermals zu verzichten — auf ewig zu verzichten — war das alles, wozu Jugend und Sehnsucht und Entschluß bestimmt waren? Sollte die Erfahrung verhüllt oder verstümmelt werden wie ein unanständiges Bild? Sollte man dasitzen und wohlüberlegt seine Zukunft zu der todten Erinnerung an ein Bedauern verurtheilen statt sich der langdauernden Nachschwingung einer Wonne zu erfreuen? Opfer? Das Wort war eine Falle für Gemüther, welche die Furcht verwirrte, eine unedle Zuflucht der Schwäche. Fest bleiben schien jetzt nicht wagen, sondern einfach leben, auf mögliche Bedingungen hin leben zu heißen.

Seine Wirthin kam heraus, um ein Stück Wäsche zum Trocknen auf die Hecke zu hängen, und obwohl ihr Gast ganz still dasaß, schien es ihr, als sähe sie in seinen leuchtenden Augen ein schmeichelhaftes Zeugniß für die Güte ihres Weines.

Als sie sich in das Haus zurückwendete, begegnete ihr ein junger Mann, den Longmore bemerkte, trotzdem sein Gemüth von andern Dingen eingenommen war. Er war offenbar ein Mitglied jener jovialen Künstlerbruderschaft, welche gerade durch ihr abgeschabtes Aeußere eine Verwandtschaft mit dem Elemente des Malerischen und Ueberraschenden im Leben hat, welche viel unausgesprochnen Neid unter Leuten wachruft, die vom Schicksal zur Respectabilität bestimmt sind.

Longmore hatte zunächst den Eindruck, daß er ein sehr gescheidter Mensch sein müsse, dann den, daß er wie ein recht glücklicher aussähe. Diese sich auf seinem Gesichte ausprägende Verbindung von Eigenschaften würde auch die

Aufmerksamkeit eines weniger cynischen Philosophen auf sich gelenkt haben. Er trug einen Schlapphut und einen blonden Bart, eine leichte Staffelei unter dem einen Arme und eine unvollendete Skizze in Oelfarben unter dem andern.

Er blieb stehen und sprach ein paar Augenblicke zu der Wirthin mit einem eigenthümlich gutmüthigen Lächeln. Sie besprachen die Möglichkeiten des Mittagsessens, die Wirthin zählte einige sehr schmackhafte auf, und er nickte munter, indem er Allem beistimmte. Es konnte, wie Longmore dachte, nicht möglich sein, daß er ein so sanftes Behagen an der Aussicht auf Lammkoteletten, Spinat und tarte à la crême empfand. Als das Mittagsbrot bestellt war, wendete er seine Skizze um, und die gute Frau begann sich zu verwundern und nach der Stelle am Rande des Baches hinauszublicken, wo er sie gemacht hatte.

Longmore fragte sich, ob ihn seine Arbeit so glücklich gestimmt habe. War ein bedeutendes Talent das Beste in der Welt? Die Wirthin ging zurück in ihre Küche, und der junge Maler blieb neben der Pforte, die auf den Pfad über die Felder sich öffnete, stehen, als ob er auf etwas wartete. Longmore saß da und grübelte über die Frage nach, ob es besser sei, eine Kunst zu pflegen als eine Leidenschaft. Bevor er sich die Frage beantwortet, war der Maler des Wartens überdrüßig geworden. Er hob ein Steinchen auf und warf es sanft in ein oberes Fenster und rief: „Claudine!"

Claudine erschien. Longmore hörte sie am Fenster, wie sie den jungen Mann Geduld haben hieß.

„Aber ich verliere ja mein Licht," sagte er, „ich muß meine Schatten an derselben Stelle haben wie gestern."

„Nun, so geh ohne mich," antwortete Claudine. „Ich werde in zehn Minuten bei Dir sein." Ihre Stimme war

frisch und jung. Sie schien Longmore zu sagen, daß sie so glücklich sei wie ihr Gefährte.

„Vergiß den Chénier nicht," rief der junge Mann, und indem er sich wegwandte, ging er zu der Pforte hinaus und folgte dem Pfade über die Felder, bis er unter den Bäumen am Rande des Baches verschwand. Wer war Claudine? fragte sich Longmore leise, und war sie so hübsch wie ihre Stimme? Es dauerte nicht lange, so hatte er Gelegenheit, seine Neugier zu befriedigen. Sie kam aus dem Hause mit ihrem Hute und Sonnenschirme, bereit, ihrem Gefährten zu folgen. Sie trug ein rothes Musselinkleid und ein weißes Hütchen, und sie war so hübsch, als eine Französin zu sein braucht, um zu gefallen. Sie hatte eine reine braune Haut und ein leuchtendes schwarzes Auge, und ihr Schritt schien sich nach dem Takt einer langsamen, nur von ihr gehörten Musik zu bewegen. Ihre Hände waren mit verschiedenen Gegenständen beladen, die sie mitnehmen zu wollen schien. In einem Arme hielt sie ihren Sonnenschirm und eine große Rolle Nadelarbeit, und in dem andern ein Umschlagetuch und einen schweren weißen Regenschirm, wie Maler sie beim Skizzenaufnehmen zu benutzen pflegen. Während sie einen in Papier eingeschlagnen Band in ihre Tasche zu stopfen versuchte, in dem Longmore die Gedichte André Chéniers erkannte, ließ sie den großen Regenschirm fallen und stieß halb lächelnd einen Ruf des Verdrusses aus. Longmore ging mit einer Verbeugung auf sie zu und hob den Regenschirm auf, und als sie mit dem Ausdrucke des Dankes die Hand ausstreckte, um ihn zu nehmen, schien es ihm, daß sie ungebührlich belastet sei.

„Sie haben zu viel zu tragen," sagte er, „Sie müssen mir erlauben, Ihnen zu helfen."

„Sie sind sehr gütig, mein Herr," antwortete sie.

„Mein Mann vergißt immer etwas. Er kann nichts machen ohne seinen Schirm. Er ist d'une étourderie —"

„Sie müssen mir den Schirm tragen lassen," sagte Longmore. „Es ist zu schwer für eine Dame."

Sie willigte nach vielen Complimenten wegen seiner Höflichkeit ein, und er ging an ihrer Seite in die Wiese hinaus. Sie ging leicht und rasch, wählte ihre Schritte und blickte aus, um zu sehen, wo ihr Mann sei. Sie war anmuthig, sie war reizend, sie hatte ein Etwas, das wie Entschiedenheit aussah und doch hold war, und es wollte Longmore bedünken, als ob ein junger Künstler eben nicht schlechter arbeiten würde, wenn sie neben ihm säße und ihm Chéniers Jamben vorläse. Sie waren, wie er vermuthete, neu verheirathet, und augenscheinlich hatte ihr Lebenspfad nichts von der äffenden Gekrümmtheit mancher andern. Sie beanspruchten wenig; aber was brauchte man denn mehr zu beanspruchen als solche ruhige Sommertage mit dem Wesen, das man liebt, an einem schattigen Bache, mit Kunst und Büchern und einem fernen unbeschatteten Gesichtskreise? Einen solchen Morgen zu verleben, zum Mittagsbrot in das mit rothen Ziegeln gepflasterte Herrenstübchen des Gasthofes zurückzuschlendern, wieder fort zu schweifen, wenn die Sonne tief stand — das alles war ein seliger Traum, der vor ihm hingaukelte, nur um ihn mit dem Gefühl des Unmöglichen zu peinigen. Nicht alle Französinnen sind Coketten, bemerkte er, als er mit seiner Gefährtin Schritt hielt. Sie äußerte dann der Höflichkeit wegen ein Wort, aber sah ihn nie an und schien sich nicht im Mindesten darum zu kümmern, daß er ein von der Natur günstig bedachter junger Mann war. Sie kümmerte sich überhaupt um nichts als um den jungen Künstler in dem schäbigen Rock und Schlapphut und um Entdeckung der Stelle, wo er seine Staffelei aufgestellt habe.

Die war bald entdeckt. Er hatte sein Lager unter den Bäumen dicht am Bache aufgeschlagen und schien in dem grünen Schatten, der durch das kleine Gehölz ausgegossen war, seinen Regenschirm nicht unmittelbar zu bedürfen. Er bekam indeß lebhafte Schelte dafür, daß er ihn vergessen, und wurde benachrichtigt, was er Longmore's Gefälligkeit verdanke. Er war gebührend erkenntlich, er dankte unserm Helden warm und bot ihm einen Sitz auf dem Grase an. Aber Longmore kam sich wie ein Fleck, der das Bild entstellte, vor, und verweilte nur lange genug, um einen Blick auf die Skizze des jungen Mannes zu thun und zu sehen, daß sie den silbernen Bach und die hellgrünen Schilfbüschel sehr geschickt wiedergab. Die junge Frau hatte ihr Umschlagetuch auf das Gras am Fuße eines Baumes hingebreitet und dachte sich, wenn Longmore gegangen wäre, dorthin zu setzen und Chéniers Verse zu der Musik des gurgelnden Wassers zu murmeln. Longmore blickte eine Weile bald ihn, bald sie an, erstickte mit Mühe einen Seufzer, bot ihnen einen guten Morgen und ging von dannen.

Er wußte nicht, wohin er gehen noch was er thun sollte. Er schien auf dem Meere thatlosen Sehnens zu fluthen. Er schlenderte langsam nach der Schenke zurück und begegnete in der Thür der Wirthin, die mit den für das Mittagsbrot ihrer Miethsleute eingekauften Lammcoteletten vom Fleischer zurückkam.

„Der Herr hat die Bekanntschaft der Dame unseres jungen Malers gemacht," sagte sie mit einem breiten Lächeln, einem Lächeln, das zu breit war, um eine boshafte Bedeutung zu haben. „Der Herr hat vielleicht das Bild des jungen Mannes gesehen. Es scheint, daß er ein großes Talent hat."

„Sein Bild war sehr hübsch," sagte Longmore, „aber seine Dame war noch hübscher."

„Sie ist ein sehr nettes Frauenzimmerchen, aber sie thut mir darum nur umsomehr leid."

„Ich sehe nicht, warum sie jemand leid zu thun hat," sagte Longmore, „sie scheinen ein recht glückliches Paar zu sein."

Die Wirthin nickte schlau blickend mit dem Kopfe.

„Trauen Sie dem Dinge nicht, mein Herr," sagte sie. „Diese Künstler — ça n'a pas de principes! Von einem Tage zum andern kann er sie durch eine andere ersetzen. Ich kenne sie, allez. Ich habe sie sehr oft hier gehabt, das eine Jahr mit der, das andere mit jener."

Longmore war für einen Augenblick überrascht. „So meinen Sie, daß sie nicht seine Frau ist?" fragte er.

Sie zuckte die Achseln. „Was soll ich Ihnen sagen?" erwiderte sie. „Sie sind keine Leute, die es ernstlich meinen, diese Herren, sie gehen kein Verhältniß für die Ewigkeit ein. Es geht mich nichts an, und ich hege nicht den Wunsch, von der Madame Ucbles zu sprechen. Sie ist ein sehr nettes Frauenzimmerchen, und sie liebt ihren jeune homme ganz wahnsinnig."

„Wer ist sie?" fragte Longmore. „Was wissen Sie von ihr?"

„Nichts Gewisses, aber ich glaube, daß sie besser als er ist. Ich habe mir sogar eingebildet, daß sie eine Dame ist — eine wirkliche Dame — und daß sie um seinetwillen viele Dinge aufgegeben hat. Ich thue das Beste, was ich kann, für sie, aber ich glaube nicht, daß sie ihr ganzes Leben lang gezwungen gewesen ist, beim Mittagsessen mit zwei Gängen vorlieb zu nehmen." Und sie wendete ihre Lammcoteletten zärtlich um, als ob sie sagen wollte, obwohl eine gute Köchin sich bessere Dinge vor-

stellen könne, so hätten doch, wenn man nur einen Gang haben könne, Lammcoteletten viel für sich. „Ich werde sie in geriebnem Brote braten. Voilà les femmes, monsieur!“

Longmore wendete sich mit dem Gefühle weg, daß Weiber allerdings ein nicht zu ergründendes Geheimniß seien, und daß es schwer zu sagen sei, ob in ihrer Stärke oder ihrer Schwäche mehr Schönheit liege. Er ging nach Saint Germain langsamer zurück, als er gekommen war, und mit weniger philosophischer Entsagung gegenüber einem etwaigen Ereignisse und mehr von dem drängenden Egoismus der Leidenschaft, welche die Philosophen die selbstsüchtigste nennen. Aller Augenblicke stieg die Episode von dem glücklichen jungen Maler und dem reizenden Weibe, das eine große Menge Dinge für ihn aufgegeben hatte, lebhaft vor seiner Seele auf und schien seine moralische Unruhe wie eine zudringliche Vision unerreichbarer Seligkeit zu äffen.

Der Klatsch der Wirthin warf auf die Heiterkeit dieser Vision keinen Schatten, ihre Stimme schien die des vulgären Chorus der Uneingeweihten zu sein, der stets bereit steht, die begeisterten Passagen im menschlichen Thun in seine plumpe Prosa zu übersetzen. War es möglich, daß ein Mann das von einem Weibe annehmen konnte — alles das, was jenes andern Weibes Schritten Leichtigkeit und ihrem Blicke Innigkeit verlieh, annehmen und ihr nicht die unbedingte Gewißheit einer Hingebung geben konnte so unabänderlich wie der Gang der Sonne? War es möglich, daß eine solche entzückende Vereinigung den Samen der Trübsal in sich trug — daß der Zauber eines solchen vollständigen Einklangs durch irgend etwas Anderes als den Tod gebrochen werden konnte? Longmore empfand eine unendliche Neigung, tausendmal „Nein!“ zu rufen; denn es schien ihm zuletzt, als ob er, er wußte nicht recht, wie,

geistig derselbe wie der junge Maler wäre, und als ob dessen Gefährtin die Seele von Euphemia de Mauves hätte.

Die Hitze der Sonne wurde, als er so dahin schritt, drückend, und als er wieder in den Wald trat, wendete er sich zur Seite in den tiefsten Schatten, den er finden konnte, und streckte sich auf den moosbewachsenen Boden am Fuße einer großen Buche. Er lag eine Weile da und starrte hinauf in das grüne Dunkel über seinem Haupte, indem er sich Madame de Mauves zu denken versuchte, wie sie nach einem stillen Bachufer hineilte, wo er wartete, ganz wie er jenes wackere kleine Weibchen eine Stunde zuvor hatte thun sehen. Es würde schwer sein, zu sagen wie wohl ihm dies gelang; aber der Versuch beruhigte ihn eher, als daß er ihn aufregte, und da er viel geistige und körperliche Anstrengung gehabt hatte, so sank er zuletzt in ruhigen Schlaf.

Während er schlief, hatte er einen seltsamen lebhaften Traum. Es war ihm, als befände er sich in einem Walde, der dem sehr ähnlich war, vor dem seine Augen sich soeben geschlossen hatten, aber der Wald war in zwei Hälften getheilt durch den Bach, den er vor einer Stunde verlassen hatte. Ihn däuchte, daß er in gespannter Erwartung eines wichtigen Ereignisses unruhig auf und ab wandele. Plötzlich sah er in einiger Entfernung zwischen den Bäumen das Kleid einer Frau leuchten und eilte vorwärts, um ihr zu begegnen. Als er näher kam, erkannte er sie, aber zu gleicher Zeit sah er, daß sie sich auf der andern Seite des Baches befand. Sie schien zuerst keine Notiz von ihm zu nehmen, aber als sie sich einander gegenüberstanden, blieb sie stehen und sah ihn sehr ernst und erbarmungsvoll an. Sie deutete ihm durch keine Bewegung an, daß er über den Fluß hinüberkommen solle, aber er wünschte sehr, neben ihr zu stehen. Er wußte, daß das Wasser tief war, und es

schien ihm, daß er wisse, er werde sich hineinzustürzen haben, und daß er fürchte, wenn er wieder an die Oberfläche käme, werde sie verschwunden sein. Trotzdem war er im Begriffe, sich hinein zu stürzen, als plötzlich ein Boot in der Strömung von oben her einlenkte und hurtig auf sie zukam, gelenkt von einem Ruderer, der so saß, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnten. Er brachte das Boot an das Ufer, wo Longmore stand, der letztere trat hinein, und nach ein paar Ruderschlägen berührten sie das gegenüberliegende Ufer. Longmore stieg heraus, und obwohl er überzeugt war, daß er den Bach gekreuzt habe, war Madame de Mauves nicht da. Er wendete sich wie in Todesangst um, und sah, daß sie jetzt auf dem andern Ufer war — auf dem, welches er verlassen hatte. Sie warf ihm schweigend einen ernsten Blick zu und ging dann weg, stromaufwärts. Das Boot und der Mann im Boote setzten ihre Fahrt fort, aber nachdem sie eine kurze Strecke gegangen waren, hielten sie an, und der Mann drehte sich um und blickte auf das noch immer getrennte Paar. Dann erkannte ihn Longmore — ganz wie er ihn vor einigen Tagen im Café im Bois de Boulogne erkannt hatte.

VIII.

Er mußte einige Zeit fortgeschlafen haben, nachdem er zu träumen aufgehört; denn er erinnerte sich nicht sofort seines Traumes. Er kam ihm später, nachdem er sich ermannt und fast bis nach Hause gegangen war, wieder ins Gedächtniß. Es bedurfte keines großen Scharfsinns, um in ihm eine ziemlich auffallende Allegorie zu erkennen, und

er verfolgte und bedrückte ihn den übrigen Theil des Tages hindurch. Er nahm indeß seine Zuflucht zu der lebendiger gewordenen Ueberzeugung, daß die einzige gesunde Politik im Leben die sei, schonungslos nach dem Glücke zu greifen, und es schien nur eine von den kräftigen Maßregeln zu sein, die diese Politik dictirte, diesen Abend zu Madame de Mauves zurückzukehren. Und doch, als er sich dazu entschlossen und sich sorgfältig angezogen hatte, empfand er ein unwiderstehliches nervöses Zittern, welches es ihm leichter machte, an seinem offnen Fenster zu verweilen, indem er sich mit einer seltsamen Mischung von Furcht und Sehnsucht fragte, ob Frau Clairin ihrer Schwägerin gesagt habe, daß sie ihm erzählt . . . . . Seine Anwesenheit konnte einfach eine Ursache nutzlosen Leidens werden, und doch konnte sein Wegbleiben zu bedeuten scheinen, daß es in der Macht der Umstände liege, sie sich schämen zu lassen, einander in die Augen zu sehen. Lange Zeit saß er, den Kopf zwischen den Händen in peinlicher Verwirrung von Hoffnungen und Fragen da. Zuweilen war ihm, als solle er Frau Clairin erdrosseln, und doch konnte er nicht umhin, sich die Frage vorzulegen, ob sie ihm nicht möglicherweise einen Dienst geleistet habe. Es war spät, als er das Hotel verließ, und als er in das Thor des andern Hauses eintrat, schlug ihm das Herz so heftig, daß er sicher war, seine Stimme würde es verrathen.

Der Diener führte ihn in den Salon. Derselbe war leer, und die Lampe brannte nur düster. Aber die Glasthüren waren offen, und ihre leichten Vorhänge schwebten in einem weichen, warmen Winde hin und her. Longmore trat auf die Terrasse hinaus. Dort fand er Madame de Mauves, die langsam auf und ab ging. Sie war weiß gekleidet, sehr einfach, und ihr Haar war nicht so, wie sie es gewöhnlich trug, sondern in eine einzige lockere

Flechte geordnet, wie das von einer Dame, die sich nicht auf Gesellschaft vorbereitet hat.

Sie blieb stehen, als sie Longmore sah, schien ein wenig erschrocken, stieß einen Ausruf aus und schien zu erwarten, daß er zuerst das Wort nehme. Er sah sie an, versuchte etwas zu sagen, fand aber keine Worte. Er wußte, es war linkisch, es war beleidigend, schweigend dazustehen und sie anzustarren, aber er konnte das nicht sagen, was der Gelegenheit entsprach, und er wagte nicht zu sagen, was er wünschte.

Ihr Gesicht war in dem matten Lichte nicht deutlich zu erkennen, aber er konnte sehen, daß ihre Augen auf ihn geheftet waren, und er fragte sich, was sie ausdrückten. Warnten sie ihn, flehten sie ihn an oder verriethen sie ein Gefühl des Beleidigtseins? Für einen Augenblick verschwamm ihm das Denken, es war ihm, als würde Alles klar werden, wenn er auf sie zuträte und sie in seine Arme schlösse. Aber im nächsten Augenblicke stand er noch immer da und blickte sie an. Er hatte sich nicht geregt, er wußte, daß sie gesprochen, aber er hatte sie nicht verstanden.

„Sie waren diesen Morgen hier," fuhr sie fort, und jetzt wurde ihm langsam die Bedeutung ihrer Worte klar. „Ich hatte ein böses Kopfweh und hatte mich eingeschlossen." Sie sprach mit ihrer gewöhnlichen Stimme.

Longmore bemeisterte seine Aufregung und antwortete ihr, ohne sich zu verrathen: „Ich hoffe, Sie fühlen sich jetzt besser."

„Ja, ich danke Ihnen, ich fühle mich wohler — viel wohler."

Er schwieg eine Weile, und sie ging weg nach einem Stuhle und setzte sich. Nach einer Pause folgte er ihr

und stellte sich, gegen das Geländer der Terrasse gelehnt, vor sie hin.

„Ich hoffte," sagte er, „Sie würden im Stande sein, einen Morgenspaziergang im Walde mit mir zu machen. Ich ging allein, es war ein lieblicher Tag, und ich machte eine lange Tour."

„Es war ein lieblicher Tag," sagte sie zerstreut und mit niedergeschlagnen Augen, indem sie langsam ihren Fächer öffnete und schloß. Longmore fühlte, als er sie beobachtete, mehr und mehr, daß ihre Schwägerin sie seit ihrem Gespräche mit ihm gesehen hatte, und daß ihre Haltung ihm gegenüber eine andere als früher war. Dieses selbe Etwas kühlte die Gluth, mit der er gekommen war, ab, oder verwandelte wenigstens das Dutzend leidenschaftlicher Reden, die ihm fortwährend auf die Lippen stiegen, in achtungsvolles Stillschweigen. Nein, gewiß, jetzt konnte er sie so wenig in seine Arme schließen, wie ein Anbetender im Alterthume die Marmorbildsäule in seinem Tempel umarmen konnte. Aber Longmore's Bildsäule sprach zuletzt mit einer vollen menschlichen Stimme und sogar mit einem Anfluge menschlicher Unentschlossenheit. Sie blickte auf, und es schien ihm, als ob ihre Augen durch das Dunkel leuchteten.

„Ich freue mich sehr, daß Sie diesen Abend gekommen sind," sagte sie. „Ich habe einen besondern Grund, mich zu freuen. Ich erwartete Sie halb und halb, und doch hielt ich es für möglich, daß Sie nicht kämen."

„Nach dem, wie es mir den ganzen Tag um's Herz gewesen ist, war es unmöglich für mich, nicht zu kommen," sagte Longmore. „Ich habe den ganzen Tag damit verbracht, an Sie zu denken."

Sie gab nicht gleich eine Antwort, sondern fuhr fort, gedankenvoll ihren Fächer zu öffnen und zu schließen.

Endlich sagte sie plötzlich: „Ich habe Ihnen etwas zu sagen. Ich möchte Sie mit Bestimmtheit wissen lassen, daß ich eine sehr hohe Meinung von Ihnen habe."

Longmore fuhr zusammen und wechselte seine Stellung. Worauf wollte sie hinaus? Aber er sagte nichts, und sie fuhr fort:

„Ich nehme großes Interresse an Ihnen — es ist kein Grund, weshalb ich das nicht sagen sollte — ich fühle eine große Freundschaft für Sie."

Er begann zu lachen, er wußte kaum, warum, es müßte denn gewesen sein, weil dies geradezu wie spöttische Kälte klang. Aber sie fuhr fort, ohne auf ihn zu achten:

„Sie wissen vermuthlich, daß eine große Enttäuschung immer ein großes Vertrauen — eine große Hoffnung einschließt."

„Ich habe gehofft," sagte er, „stark gehofft, aber zweifelsohne niemals verständig genug, um ein Recht zu haben, meine Enttäuschung zu beklagen."

„Sie thun sich selbst Unrecht. Ich habe ein solches Zutrauen zu Ihrem Verstande, daß ich sehr enttäuscht sein würde, wenn ich fände, daß er versagte."

„Ich glaube wirklich beinahe, daß Sie sich auf meine Kosten lustig machen," rief Longmore. „Mein Verstand? Verstand ist ein bloßes Wort. Das einzig Wirkliche in der Welt ist Gefühl."

Sie erhob sich auf ihre Füße und sah ihn mit ernstem Blicke an. Seine Augen hatten sich inzwischen an das unvollständige Licht gewöhnt, und er konnte sehen, daß ihr Blick vorwurfsvoll und doch zugleich der Ausdruck flehentlicher Güte war. Sie schüttelte ungeduldig den Kopf und legte ihm mit einem starken Drucke ihren Fächer auf den Arm.

„Wenn das sich so verhielte, würde es eine traurige Welt sein," sagte sie. „Ich kenne indeß Ihr Gefühl bei-

nahe zur Genüge. Sie haben nicht nöthig, den Versuch zu machen, es auszudrücken. Es ist genug, daß es mir das Recht giebt, Sie um eine Gunst zu bitten — ein dringendes, feierliches Verlangen auszusprechen."

„Sprechen Sie es aus, ich höre."

„Bereiten Sie mir keine Enttäuschung. Wenn Sie mich jetzt nicht verstehen, so werden Sie es morgen oder sehr bald. Als ich soeben sagte, daß ich von Ihnen eine sehr hohe Meinung habe, so meinte ich das sehr ernst. Es war kein eitles Compliment. Ich glaube, daß man keine Berufung an Ihren Edelsinn richten kann, die lange auf Antwort harren müßte. Wenn sich das begeben sollte — wenn ich Sie selbstsüchtig finden sollte, wo ich Sie für großherzig, geizig, wo ich Sie für freigebig gehalten hätte" — sie sprach langsam, und ihre Stimme verweilte mit Betonung auf jedem dieser Worte — „ordinär, wo ich Sie für einen seltnen Geist gehalten hätte — so würde ich von der Menschennatur schlechter denken. Ich würde leiden — ich würde tief leiden. Ich würde in den düstern Tagen der Zukunft zu mir sagen: Es gab einen Mann, der so und so hätte handeln können, aber auch er versagte. Aber das soll nicht geschehen. Sie haben einen zu guten Eindruck auf mich gemacht, um nicht auch den allerbesten zu machen. Wenn Sie wünschen, mir für immer zu gefallen, hier ist der Weg dazu."

Sie stand dicht vor ihm, ihr Kleid berührte ihn, ihre Augen waren auf die seinen geheftet. Als sie fortfuhr, wurde ihr Wesen seltsam innig, und sie bot die eigenthümliche Erscheinung eines Weibes dar, das mit einer Art Leidenschaft Vernunft predigt. Longmore war verwirrt, geblendet, fast bestürzt. Die Absicht ihrer Worte war nichts als Ablehnung, Weigerung, Entlassung, aber ihre Gegenwart hier so dicht vor ihm, so dringend, so

körperlich schien ein in Wahnsinn stürzender Widerspruch gegen sie zu sein. Nie war sie so reizend gewesen. In ihrem weißen Gewande, mit ihrem bleichen Gesichte und dem tiefen Lichte ihrer Augen schien sie der Geist der Sommernacht selbst zu sein.

Als sie zu sprechen aufgehört hatte, that sie einen tiefen Athemzug. Longmore fühlte ihn auf seiner Wange, und er regte in seinem ganzen Wesen eine plötzliche ihn aus seinem bisherigen Glauben reißende Vermuthung auf. Waren ihre Worte in ihrer sanften Strenge ein bloßer täuschender Zauber, der ihrer schier geisterhaften Schönheit ein Relief geben sollte, und war dies die einzige Wahrheit, die einzige Wirklichkeit, das einzige Gesetz?

Er schloß seine Augen und fühlte, daß sie ihn selbst nicht ohne Schmerz und Verwirrung beobachtete. Er sah sie wieder an, begegnete ihren Augen und sah in jedem eine Thräne. Dann schien diese letzte Eingebung seiner Sehnsucht mit einem erstickten Murren hinzuschwinden, und ihre Schönheit, mehr und mehr erstrahlend in der Dunkelheit, erhob sich vor ihm als das Symbol eines unbestimmten Etwas, das noch schöner als sie selbst war.

„Ich werde Sie vielleicht morgen verstehen," sagte er, „aber ich verstehe Sie jetzt nicht."

„Und doch habe ich heute Rath mit mir gehalten," erwiderte sie, „und mich gefragt, wie ich am Besten zu Ihnen sprechen sollte. Auf der einen Seite hätte ich mich weigern können, Sie überhaupt zu sehen." Longmore machte eine heftige Bewegung, und sie fügte hinzu: „In diesem Falle würde ich Ihnen geschrieben haben. Ich dachte, ich könnte Sie empfangen und Ihnen einfach sagen, daß vortreffliche Gründe vorhanden wären, nach denen wir uns trennen müßten, und daß ich Sie bäte, diesen Besuch den letzten sein zu lassen. Hierzu war ich geneigt. Was die

Veranlassung war, daß ich mich anders entschied war — einfach Freundschaft! Ich sagte mir, daß ich mich freuen würde, in künftigen Tagen mich zu erinnern, daß ich Sie nicht weggeschickt hätte, sondern daß Sie aus der Fülle Ihrer eignen Weisheit den Entschluß geschöpft hätten, zu gehen."

„Der Fülle — der Fülle!" rief Longmore.

„Ich bin," fuhr Madame de Mauves nach einer Pause fort, „im Nothfalle bereit, mich auf mein strictes Recht zurückzuziehen. Aber, wie ich vorher schon sagte, ich werde mich sehr enttäuscht fühlen, wenn ich dazu genöthigt werde."

„Wenn ich Sie das sagen höre," antwortete Longmore, „so fühle ich mich so zornig, so gräßlich verletzt, daß ich mich wundere, daß es mir nicht leicht fällt, Sie ohne weitere Worte zu verlassen."

„Wenn Sie im Zorne weggingen," erwiderte sie, „so würde diese meine Idee von unserer Trennung sich nur halb verwirklichen. Nein, ich wünsche an Sie nicht als zürnend zu denken, ich wünsche nicht einmal zu denken, daß Sie ein ernstliches Opfer bringen. Ich wünsche an Sie zu denken —"

„Als an ein Geschöpf, das nie existirt hat — das nie existiren kann. Ein Geschöpf, das Sie kennen lernte, ohne Sie zu lieben, welches sie ohne Bedauern verließ."

Sie wendete sich ungeduldig ab und ging nach dem andern Ende der Terrasse. Als sie zurückkam, sah er, daß ihre Ungeduld zu kalter Strenge geworden war. Sie trat wieder vor ihn hin und sah ihn vom Kopf bis zu den Füßen tief vorwurfsvoll, fast höhnisch an. Unter ihrem Blicke empfand er eine Art Scham. Er erröthete, sie bemerkte es und hielt mit etwas zurück, das sie zu sagen im Begriff war. Sie wendete sich wieder ab und ging nach dem andern Ende der Terrasse, wo sie stehen blieb und in

den Garten hinausblickte. Es schien ihm, daß sie gemeint, er verstehe sie, und langsam — langsam — halb als die Frucht des Vorwurfes, den er sich selbst machte, — verstand er sie wirklich. Sie gab ihm Gelegenheit, in edler Weise zu thun, was ihrer Beiden unwürdig zu sein schien, wenn er es in unedler Weise that.

Sie liebte ihn, sie mußte ihn sehr geliebt haben, um den Wunsch zu hegen, ihn so zu schonen, um sich die Mühe zu geben, ein ideales Betragen für ihn sich zu erdenken. Bei diesem Gefühl ihrer Freundschaft — ihrer warmen Freundschaft, wie sie es soeben genannt hatte — erhob sich Longmore's Seele mit neuem Aufschwunge und fühlte plötzlich, wie sie reinere Luft athmete. Die Worte erschienen ihm nicht mehr als bloße Bestechung für seine Gluth, sie waren selbst voll Gluth, sie waren Seligkeit auf Erden. Er ging rasch auf sie zu mit dem Gefühle, daß dies etwas sei, dessen er sich unmittelbar erfreuen könne.

Sie waren durch zwei Drittel der Länge der Terrasse von einander getrennt, und er mußte an der Glasthür des Salons vorüber. Als er sie passirte, fuhr er mit einem Ausruf zurück. Frau Clairin stand hier postirt und beobachtete ihn. Sich augenscheinlich bewußt, daß man sie im Verdacht haben werde, gelauscht zu haben, trat sie mit einem Lächeln vor und blickte von Longmore nach seiner Wirthin hin.

„Bei einem solchen Tête à Tête," sagte sie, „bedarf man keine Entschuldigung, wenn man es unterbricht. Man könnte hierbei gute Manieren lernen."

Madame de Mauves wendete sich um, antwortete aber nichts. Sie blickte starr auf Longmore hin, und ihre Augen sprachen außerordentlich beredt. Er war allerdings nicht recht gewiß, was sie zu sagen beabsichtigten, aber sie schienen deutlich etwa Folgendes zu sagen: „Nennen Sie es, wie

Sie wollen, was Sie mir dringend ans Herz legen möchten, ist das, was dieses Weib da am Besten begreifen wird. Was ich Sie zu thun bitte, ist etwas, wovon sie keinen Begriff hat." Sie schienen ihn zu bitten, sie sie selbst sein zu lassen, und anzudeuten, daß dieses Selbst so wenig als möglich der Frau Clairin gliche. Er fühlte ein unermeßliches dem entsprechendes Verlangen, nichts zu thun, was dieser Dame natürlich erscheinen würde. Er hatte seinen Hut und Stock auf das breite Geländer der Terrasse gelegt. Er nahm sie jetzt, bot seine Hand Madame de Mauves mit einem einfachen „Gute Nacht!" verbeugte sich schweigend vor Frau Clairin und ging.

IX.

Er ging nach Hause und warf sich, ohne seine Kerze anzuzünden, auf sein Bett. Aber der Schlaf floh ihn bis zum Morgen, Stunde auf Stunde lag er da, warf sich herum, dachte nach, fragte sich, nie war sein Gemüth so in Thätigkeit gewesen.

Es schien ihm, als ob Euphemia ihm in diesen letzten Augenblicken einen begeisternden Auftrag ertheilt, und als ob sie sich fast so hingebend ausgedrückt habe, als ob sie einwilligend seiner Liebeserklärung zugehört hätte. Es war weder leicht noch durchaus angenehm, sie zu verstehen, aber allmählig senkte sich das volle Verständniß dessen, was sie gemeint, ihm in die Seele und beschwichtigte sie mit einem Gefühle, daß es so recht gewesen, welches das Gefühl des Verlustes ihm einigermaßen erstickte. Denn erstens meinte sie, daß sie ihn in keinem Maße, unter keinem Zusammen-

treffen von Umständen, in keiner erdenklichen Zukunft lieben könnte. Das stand unbedingt fest; er fühlte, daß er es ebenso wenig ändern könnte, als es ihm möglich sei, die Sternbilder zu versetzen, auf die er von seinem Lager durch sein offnes Fenster hinblickte.

Er fragte sich, was im Hintergrunde ihres Lebens wohl sein möchte, was sie so fest erfaßt hielte — ein unerlöschliches Pflichtgefühl bis ans Ende? — eine Liebe, deren Feuer keine Beleidigung austreten konnte? „Guter Himmel!" dachte er, „ist denn die Welt so reich an den reinsten Perlen der Leidenschaft, daß eine solche Zärtlichkeit für ewig verschwendet, ohne einen Seufzer für ewig ausgegossen sein kann in bodenlose Finsterniß?" Hatte sie trotz der verabscheuenswerthen Gegenwart irgend eine köstliche Erinnerung, die den Keim einer schüchternen Hoffnung enthielt? War sie bereit, sich Allem zu unterwerfen und doch zu glauben? War es Stärke, war es Schwäche, war es gemeine Furcht, war es Ueberzeugung, Gewissen, Beständigkeit?

Longmore sank zurück mit einem Seufzer und dem niederschlagenden Gefühle, daß es vergebliche Mühe sei, die Beweggründe einer solchen Frau errathen zu wollen. Er fühlte nur, daß die der Madame de Mauves tief in ihrer Seele begraben waren, und daß sie edler, nicht niedriger Art sein mußten. Er hatte das unbestimmte überwältigende Gefühl, daß das oberste Gesetz ihres Charakters eine Art unverwundbare Beständigkeit sei — eine Beständigkeit, die selbst unter zerbröckelnden Trümmern noch einen Anhalt für ihren Fuß fand. „Sie hat einmal geliebt," sagte er zu sich, indem er aufstand und nach seinem Fenster hinwanderte, „und das heißt, für alle Zeit. Ja, ja, — wenn sie wieder liebte, würde sie gemein sein." Er stand lange Zeit da und blickte auf das sternenbeleuchtete

Schweigen der Stadt und des Waldes hinaus und dachte, was das Leben sein würde, wenn *seine* Beständigkeit der ihrigen begegnet wäre, bevor sie Verpflichtungen eingegangen. Aber das Leben war jetzt anders, und er mußte leben. Es hieß wahrhaftig leben, wenn man dastand, die Bitte eines solchen Weibes vor Augen, um die sich Alles drehen sollte. Er durfte sie nicht enttäuschen, er mußte die Auffassung rechtfertigen, welcher bestimmten Ausdruck zu geben ihre Ermüdung sie verhindert hatte. Longmore's Einbildungskraft schwoll, er warf den Kopf zurück und schien unter den blinzelnden äffenden Sternen nach der Auffassung Madame de Mauves' zu suchen. Aber sie kam ihm eher auf den Schwingen des milden Nachtwindes zu, wie er über die Häuserfirste, die so viele andere schwerbedrückte Menschenherzen bedeckten, zu ihm hereinwehte. Was sie verlangte, das verlangte sie, wie er empfand, nicht um ihretwillen (sie fürchtete nichts, sie bedurfte nichts), sondern um seiner selbst, um seines Glückes, seines Charakters willen. Er mußte sich dem Schicksal fügen. Warum war er sonst jung und stark, verständig und entschlossen? Er durfte ihr nicht Ursache geben, ihm Vorwürfe zu machen wegen des Gedankens, daß sie auch nur einen Augenblick seiner Liebe Aufmerksamkeit geschenkt — ihm zuzureden, ihm Gründe anzuführen, in Bitterkeit abzubrechen. Er mußte Alles von oben herab betrachten, ihre Gleichgültigkeit und seine eigne Gluth, er mußte seine Seelenstärke zeigen, er mußte das Rechte thun. Er mußte sich entscheiden, daß das Rechte darin bestand, daß er sich dem Unvermeidlichen unterwarf, daß er das äußerste Zartgefühl an den Tag legte, daß er ihr allen Schmerz ersparte, daß er seine Leidenschaft erstickte, daß er keine Entschädigung forderte, daß er ohne Verzug abreiste und zu glauben versuchte, daß weises Verhalten seinen eignen Lohn in sich trage. Alles dies,

weder mehr noch weniger, war, was die Freundschaft Madame de Mauves' von ihm erwartete. Und was sollte er damit gewinnen? Er würde ihr gefallen haben!... Er warf sich wieder auf sein Bett, sank in Schlaf und schlief bis zum Morgen.

Am nächsten Tage faßte er noch vor Mittag den Beschluß, Saint Germain sofort zu verlassen. Es schien leichter, abzureisen, ohne sie noch einmal zu sehen, und doch, wenn er sich auch nur ein Körnlein „Entschädigung" erbat, waren es fünf Minuten Gesicht zu Gesicht ihr gegenüber. Er verbrachte einen Tag ohne Ruhe und Rast. Wo er auch hinging, schien sie in der düstern Glorie des Abends vor ihm zu stehen und ihn mit einer Miene stiller Verneinung anzusehen, die berauschender war, als die leidenschaftlichste Hingebung. Er mußte ohne Zweifel gehen, und doch war es entsetzlich schwer. Er schlug einen Mittelweg ein und ging nach Paris, um den Rest des Tages hier zu verbringen. Er ging die Boulevards entlang und besah sich die Läden, saß eine Weile im Tuileriengarten und betrachtte sich die abgeschabten Unglücklichen, für welche dies allein Natur und Sommer war, fühlte aber nur als Ergebniß von alledem, daß es eine sehr staubige, traurige, einsame Welt war, in die Madame de Mauves ihn hinausstieß.

In düstrer Stimmung kehrte er nach den Boulevards zurück und setzte sich vor einem Kaffeehause an einem Tische auf der großen heißen Asphaltfläche hin. Die Nacht kam heran, die Lampen wurden angezündet, die Tische neben ihm fanden Gäste, und Paris begann jenes ihm eigenthümliche abendliche Aussehen zu tragen, welches in dem Flimmern von Fenstern und Theaterthüren und dem dumpfen Rollen hurtig hinfahrender Wagen zu sagen scheint, daß dies keine Welt für uns ist, wenn wir unsere

Taschen nicht gut mit Geld versehen und unsere Bedenklichkeit eingeschläfert haben. Longmore jedoch hatte weder Wünsche noch Bedenklichkeiten, er blickte auf die wimmelnde Stadt zum ersten Male mit dem Gefühle, ihre Gleichgültigkeit zu erwidern. Nach kurzer Zeit fuhr eine Kutsche an dem Trottoir unmittelbar vor ihm vor und blieb da stehen, ohne daß ihre Insassen ausstiegen. Es war eins von jenen netten einfachen Coupés, wie sie von einem einzigen kräftigen Pferde gezogen werden, und in denen man geneigt ist, sich ein bleiches hübsches Weib vorzustellen, die sich in seidene Polster schmiegt und gähnt, wenn sie die Gaslampen in den Rinnsteinen glitzern sieht. Endlich öffnete sich der Wagenschlag, und Herr de Mauves stieg heraus. Er blieb stehen und lehnte sich einen Augenblick in das Fenster, indem er in aufgeregter Weise mit einer dringebliebnen Person sprach. Endlich nickte er mit dem Kopfe, und die Kutsche rollte fort. Er blieb stehen, schlenkerte seinen Spazierstock und blickte den Boulevard hinauf und hinab mit der Miene eines Menschen, der, wie man sagen kann, in dem locker in der Tasche sitzenden Kleingeld der Zeit herumfingert. Er wendete sich nach dem Kaffeehause und war augenscheinlich, aus Mangel an etwas Besserem, dem er seine Aufmerksamkeit zuwenden konnte, im Begriff, sich an einen der Tische zu setzen, als er Longmore bemerkte. Er schwankte einen Augenblick und schlenderte dann, ohne seinen nachlässigen Gang zu ändern, mit einer Verbeugung und einem nichtssagenden Lächeln auf ihn zu.

Es war das erste Mal, daß sie seit ihrem Zusammentreffen im Walde nach Longmore's mißglückter Abreise nach Brüssel einander wieder begegneten. Frau Clairins Offenbarungen, wenn wir sie so nennen dürfen, hatten den Baron seinem Geiste nicht besonders gegenwärtig gemacht,

er hatte für seine Gefühle eine andere Beschäftigung als Widerwillen. Aber als Herr de Mauves jetzt auf ihn zukam, fühlte er tief in seinem Herzen, daß er ihn verabscheute. Er bemerkte indeß zum ersten Male einen Schatten auf der kühlen Gemüthsruhe des Barons, und sein Entzücken, zu finden, daß endlich auch ihn irgendwo der Schuh drückte, gemischt mit dem Antriebe, so empörend undurchdringlich als möglich zu sein, setzte ihn in den Stand, den Gruß des Andern mit seiner ganzen Selbstbeherrschung zu erwidern.

Herr de Mauves setzte sich nieder, und die beiden Männer sahen sich einander über den Tisch an und wechselten förmliche Begrüßungen, die wenig dazu beitrugen, die Art, wie sie sich gegenseitig auszuforschen suchten, anmuthig erscheinen zu lassen. Longmore hatte keinen Grund, zu vermuthen, daß der Baron von den Offenbarungen seiner Schwester wisse. Er war sicher, daß Herr de Mauves sich sehr wenig um seine Meinungen kümmerte, und doch hatte er das Gefühl, daß etwas in seinen Augen war, vor dem der Baron die Farbe gewechselt haben würde, wenn ein schärferblickender Verdacht ihm geholfen hätte, es zu lesen. Herr de Mauves wechselte die Farbe nicht, aber er blickte Longmore mit einer halb herausfordernden Aufmerksamkeit an, welche eine verdrießliche Erinnerung an die Episode im Bois de Boulogne und zugleich soviel wachsame Neugier verrieth, als bei einem Herrn natürlich war, der seine „Ehre" der Großherzigkeit — oder der Arglosigkeit eines andern Herrn anvertraut hat. Es wollte scheinen, daß Longmore dem Baron so vorkam, als ob er diese Tugenden in etwas kärglicherem Maße besitze als vor einigen Tagen; denn die Wolke auf seinem Gesichte verdunkelte sich, und er wendete sich, als er sich eine Cigarre anzündete, ab und runzelte die Stirn.

Die Person in dem Coupé war, wie Longmore dünkte, ob sie nun eine und dieselbe Person mit der Heldin der Episode im Bois de Boulogne war, oder nicht, keine Quelle ungemischten Wohlgefallens. Longmore hatte dunkelblaue Augen, die bewundernswürdig leuchteten — wahrheitsprechende Augen, die in seinen Kinderjahren seine barschesten Schullehrer über die kleinen Flausen hatten lächeln lassen, die er vorbrachte. Ein Beobachter, der die beiden Männer mit den Blicken verfolgt und etwas von ihren Beziehungen zu einander gewußt hätte, würde sicherlich gesagt haben, daß das, was er in jenen Augen sähe, Herrn de Mauves nicht wenig in Verlegenheit setzen und peinlich berühren müsse. Sie beurtheilten ihn, sie äfften ihn, sie wichen seinen Fragen aus, sie drohten ihm, sie triumphirten über ihn, sie behandelten ihn, wie noch kein Augenpaar ihn behandelt hatte.

Der Plan des Barons war dahin gegangen, niemand glücklich zu machen als sich selbst, und hier war Longmore, wenn ihren Blicken zu trauen war, bereits gespornt und gestiefelt zu einem Unternehmen, das beglückender war als die schönste seiner eignen Eroberungen. War dieser aufrichtige junge Barbar am Ende nur ein faux bonhomme? Er hatte dem Baron zuvor schon Räthsel aufgegeben, und wenn das jetzt wieder der Fall war, so war es einmal zu viel.

Herr de Mauves sah nicht gern aus, als ob ihn etwas stark beschäftige, und er nahm die Abendzeitung zur Hand, damit sie ihm gleichgültig auszusehen helfe. Als er sie überblickte, äußerte er etliche kühle Gemeinplätze über die politische Lage, was Longmore eine bequeme Gelegenheit gab, mit einem ironischen Ausfall zu antworten, der ihn aussehen ließ, als ob er für den Augenblick in aggressiver Stimmung sich wohlfühle. Und doch war unser Held weit

davon entfernt, Herr der Situation zu sein. Die üble Laune des Barons that ihm wohl, insofern sie auf einen Mangel an Harmonie mit der Dame in dem Coupé hinwies, aber sie beunruhigte ihn ernstlich, als ihm der Verdacht aufzusteigen begann, daß sie möglicherweise Eifersucht auf ihn selbst bedeute. Es ging ihm durch den Kopf, daß die Eifersucht eine Leidenschaft mit zwei Gesichtern ist, und daß sie in manchen ihren Stimmungen eine scheinbare Aehnlichkeit mit der Liebe hat. Es kam ihm der schmerzliche Gedanke, daß der Baron sich allmählig des politischen Abkommens mit seiner Frau schämen lernen möchte, und es war ihm zu Muthe, daß es in Zukunft viel erträglicher sein würde, an seine fortgesetzte Schlechtigkeit, als an seine Reue und Besserung zu denken.

Die beiden Männer saßen eine halbe Stunde bei einander und tauschten kurze Bemerkungen über allerlei unbedeutende Dinge aus, wobei der Baron das dringende Bedürfniß empfand, den Aushorcher zu spielen, und Longmore sich einem grimmigen Wohlgefallen an seinem Unbehagen überließ. Jene kalten kurzen Höflichkeitsäußerungen wurden indeß durch die Ankunft eines Freundes des Herrn de Mauves unterbrochen — eines langaufgeschossnen, blassen, schwindsüchtig aussehenden Stutzers, der die Luft mit dem Duft von Sonnenblume erfüllte. Er blickte gelangweilt den Boulevard hinauf und hinunter, prüfte die Toilette des Barons vom Kopfe bis zu den Füßen, untersuchte dann die seinige in derselben Weise und bemerkte dann matten Tones, daß die Herzogin in der Stadt sei. Herr de Mauves müsse mit ihm kommen, um sie zu besuchen, sie hätte vor ein paar Abenden auf ihn geschimpft, — ein sicheres Zeichen, daß sie ihn zu sehen wünsche.

„Ich verlasse mich auf Sie," sagte der Freund des

Herrn de Mauves mit unendlich gedehntem Tone, „daß Sie sie en train setzen.“

Herr de Mauves that Einspruch dagegen und bemerkte, daß er d'une humeur massacrante sei; aber zuletzt erlaubte er jenem, ihn auf seine Füße zu ziehen, und stand mit einer unbehülflich verlegnen Miene — man denke sich eine verlegne Miene bei Herrn de Mauves — vor Longmore. „Sie wollen mich entschuldigen,“ sagte er trocken, „auch Sie sind diesen Abend wahrscheinlich in Anspruch genommen?“

„Nur so weit, als ich meinen Zug nicht verfehlen möchte,“ antwortete Longmore mit einem Blicke auf seine Uhr.

„Ah, Sie gehen zurück nach Saint Germain?“

„In einer halben Stunde.“

Herr de Mauves schien auf dem Punkte zu stehen, sich vom Arme seines Freundes los zu machen, der um den seinen geschlungen war; aber als der letztere ihm im Tone der Ueberredung leise etwas zumurmelte, lüftete er steif seinen Hut und wendete sich weg.

Longmore packte den nächsten Tag mit mürrischem Heroismus seinen Koffer und wanderte dann fort nach der Terrasse, um den Versuch zu machen, sich die Unruhe zu vertreiben, mit der er den Abend erwartete; denn er wünschte Madame de Mauves zum letzten Male in der Stunde der lang werdenden Schatten und der bleichen röthlich widerstrahlenden Lichter zu sehen, in der er sie beinahe immer gesehen hatte. Das Schicksal jedoch trug dieser bescheidnen Bitte um poetische Gerechtigkeit nicht Rechnung; denn es war seine Bestimmung, sie auf der Terrasse unter einem Baume allein sitzend zu treffen. Es war zu einer Stunde, wo der Ort fast leer war. Der Tag war warm, aber als er neben ihr Platz nahm, bewegte ein leichter Luftzug

die laubigen Ränder an dem breiten Schattenkreise, in welchem sie saß.

Sie sah ihn mit unverhehlter Aengstlichkeit an, und er sagte ihr ohne Verzug, daß er Saint Germain diesen Abend verlassen werde — daß er ihr Lebewohl sagen müsse. Ihre Augen wurden größer und leuchteten einen Moment auf, als er sprach, aber sie sagte nichts und wendete die Blicke nach dem fernen Paris hin, wie es so dalag und durch seine heißen Ausdünstungen hindurchfunkelte und blitzte.

„Ich habe eine Bitte an Sie zu richten," fügte er hinzu. „Daß Sie meiner als eines Mannes gedenken, der viel empfand und wenig beanspruchte."

Sie holte tief Athem, was beinahe an Schmerz denken ließ. „Ich kann an Sie nicht als unglücklich denken," sagte sie. „Es ist unmöglich. Sie haben ein Leben vor sich, Sie haben Pflichten, Talente und Interessen. Ich werde von Ihrer Laufbahn hören. Und dann," fuhr sie nach einer Pause und mit der tiefsten Ernsthaftigkeit fort, „kann man dadurch, daß man eine bessere Meinung von Freunden hat, statt eine schlechtere, nicht unglücklich sein."

Einen Augenblick lang fehlte ihm das Verständniß dessen, was sie meinte. „Meinen Sie," fragte er, „daß in meiner Ansicht von Ihnen verschiedene wechselnde Grade sein könnten?"

Sie stand auf und schob ihren Stuhl weg. „Ich meine," sagte sie rasch, „daß es besser ist, nichts in Bitterkeit — nichts in Leidenschaft gethan zu haben." Und sie begann zu gehen.

Longmore folgte ihr, ohne zu antworten. Aber er nahm seinen Hut ab und wischte sich mit seinem Taschentuche die Stirn. „Wo werden Sie hingehen? — was werden Sie thun?" fragte er zuletzt plötzlich.

„Thun?" sagte sie. „Ich werde thun, was ich immer

gethan habe — ausgenommen vielleicht, daß ich eine Weile nach der Auvergne gehen werde."

„Ich," erwiderte er, „werde nach Amerika gehen. Ich bin für jetzt mit Europa fertig."

Sie sah ihn an, als er, nachdem diese Worte gesprochen, neben ihr her ging, und senkte die Augen nach dem Boden für lange Zeit. Als sie zuletzt sah, daß sie weit ging, blieb sie stehen und streckte ihm die Hand hin. „Leben Sie wohl," sagte sie, „möge Ihnen all das Glück zu Theil werden, das Sie verdienen."

Er ergriff ihre Hand und sah sie an, aber es ging in ihm etwas vor, das es ihm unmöglich machte, den leichten Druck ihrer Hand zu erwidern. Ein Etwas von unendlichem Werthe fluthete vor ihm vorbei, und er hatte einen Eid darauf gesetzt, nicht einen Finger aufzuheben, um es aufzuhalten. Er wurde von der starken Strömung des großen Lebens der Welt und nicht von der seines eignen kleinen getragen. Madame de Mauves zog ihre Hand zurück, rückte sich ihr Umschlagetuch zurecht und lächelte ihm zu, fast wie man einem Kinde zulächelt, welches man zu ermuthigen wünscht. Mehrere Augenblicke stand er noch immer da und beobachtete ihre sich entfernende Gestalt. Als sie verschwunden war, schüttelte er sich, ging rasch nach seinem Hotel zurück, bezahlte, ohne auf den Abendzug zu warten, seine Rechnung und reiste ab.

Später am Tage kam Herr de Mauves in den Salon seiner Frau, wo sie saß und auf den Ruf zum Abendessen wartete. Er war mit scrupulöser Frische gekleidet, was die Absicht anzudeuten schien, auswärts zu speisen. Schweigend ging er einige Augenblicke im Zimmer auf und ab, dann zog er die Glocke, um einen Diener herbeizurufen, und begab sich dann auf den Vorsaal, um ihm entgegen zu gehen. Er befahl, die Kutsche zu besorgen, die ihn nach der Station

bringen sollte, hielt einen Augenblick mit der Hand auf dem Thürdrücker inne, schickte ärgerlich den Diener fort, als er verweilte, um ihn zu beobachten, trat wieder in den Salon, begann sein unruhiges Hinundhergehen wieder, und trat dann plötzlich vor seine Frau hin, die ein Buch genommen hatte.

„Darf ich um die Gunst bitten," sagte er trotz eines gezwungenen Lächelns leichter Höflichkeit mit augenscheinlicher Anstrengung, „Antwort auf eine Frage zu bekommen?"

„Das ist eine Gunst, die ich nie verweigert habe," erwiderte Frau de Mauves.

„Sehr wahr. Erwarten Sie diesen Abend Besuch von Herrn Longmore?"

„Herr Longmore," sagte seine Frau, „hat Saint Germain verlassen." Herr de Mauves fuhr zusammen, und sein Lächeln erlosch. „Herr Longmore," fuhr seine Frau fort, „ist nach Amerika gegangen."

Herr de Mauves starrte einen Augenblick vor sich hin, erröthete tief und wendete sich ab. Dann fragte er, indem er sich erholte: „Ist etwas vorgekommen? Ist er plötzlich abberufen worden?"

Aber seine Frage erhielt keine Antwort. In demselben Augenblick stieß der Diener die Thür auf und meldete, daß das Essen angerichtet sei. Frau Clairin raschelte herein und rieb sich ihre weißen Hände, Madame de Mauves aber ging schweigend in das Speisezimmer, und er stand finstern Blicks und verwundert sich fragend da. Nicht lange, so ging er auf die Terrasse hinaus und setzte seinen unruhigen Gang fort. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam der Diener, um ihn zu benachrichtigen, daß der Wagen an der Thür sei. „Schicken Sie ihn weg," sagte er kurz. „Ich werde ihn nicht benutzen." Als die Damen ihr Essen halb

beendigt hatten, ging er hinein und schloß sich ihnen an, indem er seine Frau förmlich um Verzeihung bat, daß er so spät komme.

Die Gerichte wurden zurückgebracht, aber er kostete kaum von ihnen, dagegen trank er sehr viel Wein. Es wurde wenig gesprochen, was davon vorkam, wurde von Frau Clairin geleistet. Zweimal sah sie, wie sich das Auge ihres Bruders über sein Weinglas mit durchdringendem fragendem Blicke auf ihr eignes richtete. Sie antwortete mit einem Emporziehen der Augenbrauen, welches den Dienst eines Achselzuckens verrichtete.

Herr de Mauves blieb allein zurück, um seinen Wein auszutrinken. Er saß länger als eine Stunde über ihm und ließ die Dunkelheit sich um sich sammeln. Endlich kam der Diener mit einem Briefe herein und zündete ein Licht an. Der Brief war ein Telegramm, welches Herr de Mauves, nachdem er es gelesen hatte, an der Kerze verbrannte. Nachdem er sich's fünf Minuten überlegt hatte, schrieb er eine Antwort auf den Rücken einer Visitenkarte und gab dieselbe dem Diener mit dem Auftrage, sie nach dem Telegraphenamte zu bringen. Der Mann wußte genau so viel als sein Herr vermuthete, von der Dame, an welche das Telegramm adressirt war, aber der Inhalt des letzteren nahm ihn Wunder, es bestand aus dem einzigen Worte „Unmöglich!"

Als der Abend verging, ohne daß ihr Bruder wiedererschien, kam Frau Clairin zu ihm, wo er bei seiner einsamen Kerze saß. Eine Zeit lang nahm er keine Notiz von ihrer Gegenwart, aber er war der einzige Mensch, dem sie diese Ungehörigkeit gestattete. Endlich sagte er in barschem Tone: „Der Amerikaner ist kurzer Hand nach Hause gereist. Was hat das zu bedeuten?"

Frau Clairin ließ jetzt dem Achselzucken, das sie be

Tische zu unterdrücken genöthigt gewesen war, freies Spiel. „Es bedeutet," sagte sie, „daß ich eine Schwägerin habe, die zu verstehen ich nicht die Ehre habe."

Er sagte nichts weiter und ließ sie schweigend sich entfernen, als ob es ihre Pflicht gewesen wäre, ihn mit einer Erklärung zu versehen, und er sich jetzt darüber ärgerte, daß sie die Sache so leicht nahm. Als sie fort war, ging er hinaus in den Garten und schritt rauchend auf und ab. Er sah seine Frau allein auf der Terrasse sitzen, blieb aber unten und schlenderte die schmalen Pfade entlang. Er blieb hier lange Zeit. Es wurde spät, und Madame de Mauves verschwand. Gegen Mitternacht sank er ermüdet, mit einer Art verdrießlichem Seufzer auf eine Bank. Es drängte sich jetzt tief in sein Gemüth, daß auch er Frau Clairins Schwägerin nicht verstehe.

Longmore war genöthigt, in London eine Woche auf ein Schiff zu warten. Es war sehr heiß, und er ging auf einen Tag hinaus nach Richmond. Im Garten des Gasthofes, in dem er zu Mittag speiste, begegnete er seiner Freundin, Frau Draper, die sich hier aufhielt. Sie erkundigte sich begierig nach Madame de Mauves, aber Longmore parirte zuerst, als sie dasaßen und nach der berühmten Aussicht auf die Themse hinausblickten, ihre Fragen und beschränkte sich auf Geplauder über unbedeutende Dinge. Endlich sagte sie, sie fürchte, daß er etwas zu verbergen habe, worauf er sie nach einer Pause fragte, ob sie sich wohl erinnere, ihm in dem Briefe, den sie ihm nach Saint Germain geschickt, empfohlen habe, dem Lächeln ihrer Freundin seine Traurigkeit zu benehmen. „Das Letzte, was ich von ihr sah, war ihr Lächeln," sagte er — „als ich ihr Lebewohl sagte."

„Ich besinne mich, daß ich Ihnen auf die Seele band, sie zu trösten," antwortete Frau Draper, „und ich fragte

mich hinterher, ob ich Ihnen — einem solchen Muster von zarter Rücksichtnahme — nicht einen ziemlich thörichten Rath gegeben habe."

„Sie hat ihren Trost in sich selbst," sagte er. „Sie bedarf keinen, den ihr irgend jemand anders bieten kann. Das ist für solchen Kummer, für den — sei es mehr oder weniger — unsre eigne Thorheit verantwortlich ist. In Madame de Mauves ist kein Körnchen Thorheit mehr vorhanden."

„Ach, sagen Sie doch das nicht!" murmelte Frau Draper. „So ein kleines bischen Thorheit ist sehr anmuthig."

Longmore erhob sich, um zu gehen, mit schneller, nervöser Bewegung. „Sprechen Sie nicht von Anmuth," sagte er, „bevor Sie ihren Grund ermessen haben."

Zwei Jahre lang nach seiner Rückkehr nach Amerika hörte er nichts von Madame de Mauves. Daß er lebhaft, beständig an sie dachte, brauche ich kaum zu sagen. Die meisten Leute wunderten sich, weshalb ein so gescheidter junger Mann sich nicht irgend einer Sache „widme", aber ihm selbst kam es vor, als ob er auf eine Weise beschäftigt wäre, die ihn ganz und gar in Anspruch nähme. Er schrieb nie an sie, er glaubte, daß sie das vorziehen werde. Zuletzt hörte er, daß Frau Draper nach Hause zurückgekehrt sei, und ohne Verzug machte er ihr seinen Besuch.

„Natürlich," sagte sie nach den ersten Begrüßungen, „sterben Sie fast vor Begier nach Kunde von Madame de Mauves. Nun denn, bereiten Sie sich vor, etwas Seltsames zu hören. Ich hörte während des ersten Jahres nach Ihrer Rückkehr ein oder zwei Mal von ihr. Sie verließ Saint Germain und ging, um auf dem Lande zu leben, auf irgend einem alten Gute ihres Mannes. Sie schrieb mir sehr herzliche kleine Briefe, aber ich weiß nicht wie, ich

fühlte heraus, daß — trotzdem, was sie mir von Selbsttröstung sagten — es die Briefe einer sehr traurigen Frau waren. Der einzige Rath, den ich ihr hätte geben können, wäre der gewesen, ihren Lump von einem Manne zu verlassen und nach ihrem Vaterlande und ihrem Volke zurückzukehren. Aber dazu fühlte ich mich nicht berechtigt, und doch machte es mich so elend, nicht im Stande zu sein, ihr zu helfen, daß ich vorzog, unsere Correspondenz eines natürlichen Todes sterben zu lassen.

Ein Jahr lang war ich ohne Nachrichten von ihr. Letzten Sommer jedoch traf ich zu Vichy einen geschiedten jungen Franzosen, von dem ich zufällig erfuhr, daß er mit Euphemia's liebenswürdiger Schwägerin, Frau Clairin, befreundet war. Ich verlor keine Zeit, ihn zu fragen, was er von Madame de Mauves wisse — einer Landsmännin und alten Freundin von mir. „Ich wünsche Ihnen Glück, die Freundschaft dieser Dame zu besitzen," antwortete er. „Das ist ja die reizende kleine Frau, die ihren Gemahl umgebracht hat. —" Sie können sich vorstellen, daß ich sofort um eine Erklärung bat, und er verschritt dazu, mir das zu erzählen, was er die ganze Geschichte nannte. Herr de Mauves hatte quelques folies begangen, die sich seine Frau abgeschmackterweise zu Herzen genommen hatte. Er hatte bereut und sie um Verzeihung gebeten, die sie unerbittlich verweigert hatte. Sie war sehr hübsch, und Strenge stand ihr, wie es scheint, gut zu Gesichte; denn, ob nun ihr Mann sie vorher geliebt hatte oder nicht, er verliebte sich jetzt ganz wahnsinnig in sie. Er war der stolzeste Mann in ganz Frankreich, aber er hatte sie auf seinen Knien gebeten, wieder zu Gnaden angenommen zu werden. Alles vergeblich! Sie war Stein, sie war Eis, sie war die beleidigte Tugend. Die Leute bemerkten eine große Veränderung an ihm: er gab es auf, in Gesellschaft zu gehen,

er hörte auf, sich für irgend etwas zu interessiren, er sah entsetzlich aus. Eines schönen Tages hörte man, daß er sich eine Kugel durch den Kopf gejagt habe. Mein Freund hatte die Geschichte natürlicherweise von Frau Clairin."

Longmore war stark bewegt, und sein erster Antrieb, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen hatte, war, unverzüglich nach Europa zurückzukehren. Aber mehrere Jahre sind verflossen, und er verweilt noch immer daheim. Die Wahrheit ist, daß er mitten in all der glühenden Zärtlichkeit seiner Erinnerung an Madame de Mauves sich eines eigenthümlichen Gefühls bewußt geworden ist — eines Gefühls, für welches scheue Ehrfurcht kaum ein zu starker Name sein würde.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Ein leidenschaftlicher Erdenpilger	1
2.	Der Letzte der Valerier	115
3.	Eugen Pickering	162
4.	Die Madonna der Zukunft	236
5.	Der Roman von gewissen alten Kleidern	296
6.	Madame de Mauves	327